

PROBATAE

MAGISTRIS DILIGENTIAE

DOCUMENTO

LAUDISQUE FUTURAE

INCITAMENTO

IN

EXAMINE PUBLICO

GYMNASII FRIDERICO-WERDERANI

HOC LIBRO

DONATUS EST

Alfredus Glücksberg

Quartae CLASSIS ALUMNUS

BEROLINI

D. 28. Mart. 1855.

Bonnell

GYMNASII DIRECTOR.



Luise
Königin von Preussen.

Luise.

Cassel 1853,
Ernst Balde.

Luise,

Königin von Preußen.

Inhalt.

Einleitendes Vorwort.

Der Historiker kennt nicht leicht eine schwierigere Aufgabe als die, die Geschichte der neueren und neuesten Zeit, fast der Gegenwart, zu schreiben. Aus seinem Studium muß er die Ueberzeugung schöpfen, daß eine Beurtheilung der Ereignisse und Personen jener Zeit nur eine höchst mühevolle ist, soll sie irgend wie eine zuverlässige sein — oft genug sind die Resultate bestimmter historischer Ereignisse noch nicht hinreichend klar aus ihrem Zusammenhang herausgetreten, oft genug vermissen wir noch in Bezug auf bedeutende Personen, welche jener Epoche angehören, die nothwendigen Materialien, welche eine vollständige Beurtheilung allein möglich

machen, wiederum ist es bald nöthig, den Schleier von jüngsten Ereignissen zu heben, dessen Lüftung bis dahin entweder unthunlich oder selbst unmöglich war. Während wir über längstvergangene Zeiträume werthvolle, verdienstliche Werke besitzen, welche mit großem Fleiß das Material sichteten und zusammenstellten, empfinden wir in der Geschichtsschreibung der neuesten Zeit empfindliche Lücken, und oft genug sind wir angewiesen, in einer umfangreichen Zahl von der Memoirenliteratur zugehörenden Werken zu suchen, was uns zu wissen nöthig ist, was wir so gern auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume concentrirt sehen möchten.

Und obschon der Historiker die hier angedeuteten Schwierigkeiten kennt und würdigt, empfindet er doch jederzeit die lebhafteste Anregung, in einer so kritischen Zeit, wie die unsrige ist, die Begründung der Ereignisse der Gegenwart nicht gar zu weit rückwärts zu suchen — er folgt unwillkürlich dem unbeschreiblichen Reize, die neuere Geschichte zu schreiben, während er die ältere studirt, und fast unbewußt wirft er die Umrisse dieser neueren Zeit auf das Papier, welches vielleicht nur für Notizen und kleine Folgerungen bestimmt war.

Auch der Verfasser des Werkes, welches durch vorliegendes Buch begonnen werden soll, ist jener Versuchung erlegen. Er fügt hinzu, daß aber bald genug das Unbewußte seines Vorhabens zu klarem Bewußten geworden ist, und erbittet sich die Erlaubniß,

über Ursache; Inhalt, Form und Tendenz seines Werkes hier einige einleitende Worte zu sagen.

Diese Worte sollen eine Einleitung bilden nicht zu dem einen Theile dieses Werkes, sondern zu dem Ganzen — und deshalb muß er ausführlicher reden: Die Arbeit ist eine große und sie darf nicht schon in ihrem Beginne mißverstanden werden. Der Verfasser spricht für einen kleinen Raum in der ersten Person. — —

Wenn ich bereits in dem Selbstbewußtsein eines Mannes, der es mit seinem Thun ehrlich meint, die Ueberzeugung aussprach, die mir gestellte Aufgabe sei mir klar, so darf ich noch hinzufügen, daß sie mir nicht mehr ganz neu ist. Ich bin Autodidakt — ein weniger den Jahren, aber der Energie nach, mit der ich es ergriff, umfangreiches Studium führte mich in den Tempel der Geschichte, und machte mich ein wenig vertraut mit den Ereignissen, welche dort in großen Büchern verzeichnet sind. Verhältnisse, wie sie in neuester Zeit nicht selten in das Leben eingriffen, boten mir eine eigentlich unfreiwillige Gelegenheit, das politische Leben, die staatliche Einrichtung großer Länder und Nationen außerhalb meines deutschen Vaterlandes kennen zu lernen: ich reiste mit offenem Auge, mit fleißiger Hand.

Heinrich Heine sagt, die Vaterlandsliebe des Deutschen beginne, so wie er über die Grenzen Deutschlands hinausgegangen sei: — er hätte hinzufügen können, daß dann auch die Er-

kenntniß für den Deutschen beginnt — mir wenigstens ist es so gegangen.

Ein längerer Aufenthalt in Holland und Belgien, Frankreich und der Schweiz hat nicht nur meine Vaterlandsliebe gestärkt, er hat auch meine Erkenntniß geweckt — ich lege dies offene Bekenntniß mit Freuden ab.

Ich kehrte an den malerischen Ufern eines Schweizer See's ein: die schaukelnden Wogen trugen mich oft mit meinem Nachdenken zu dem stillen grünen Plätzchen des andern Ufers, und die ferne Bergspitzen vergoldende Morgensonne fand mich oft bei der Arbeit. Mein alter Entschluß, die Geschichte meines Vaterlandes zu schreiben, war bestärkt und gereift durch die Erfahrungen, welche mir der Aufenthalt in jenen Ländern dargeboten hatte; ich bin ohne Furcht an mein Werk gegangen, ich glaube meiner Aufgabe bewußt zu sein.

Ich will eine Geschichte Preußens schreiben, das ist selbstredend eine Geschichte der neueren Zeit. Der preußische Staat ist ein Jüngling an Jahren, ein Mann an Kraft — ich will für alle Die, welche es nicht oder nur ungenau wissen, erzählen, wie das gekommen, wie das möglich geworden ist.

Ich bin kurze Zeit über die zu wählende Form in Zweifel gewesen, ich wußte nicht, ob ich allein Geschichte oder allein biographische Memoiren schreiben sollte — ich habe mich entschlossen,

beide Darstellungsarten mit einander zu vereinigen. Ich werde in einem Bande die Geschichte Preußens bis zur Krönung des ersten Königs in geordneter Folge der Ereignisse geben, diesem Bande werden sich sechs weitere anschließen, welche ebensowohl eine specielle Biographie der Könige von Preußen wie eine erschöpfende Geschichte des Landes unter ihrer Regierung enthalten sollen.

Die übrigen Theile meines Werkes werden diesen erwähnten Bänden als Ergänzung dienen, sie sollen specieller in die Ereignisse eingehen, und zwar derart, daß ich ausführliche, sorgfältigst gearbeitete Biographien der Männer liefere, welche sich nach irgend einer Richtung hin in der Geschichte Preußens besonders ausgezeichnet und zu seinem Ruhm und zu seiner Größe beigetragen haben. Mein Werk soll die Biographien von Preußens Königinnen und den übrigen ausgezeichneten Gliedern des Königlichen Hauses enthalten, ferner die Biographien von Preußens berühmten Heerführern, Staatsmännern, den Koryphäen der Wissenschaft u. s. w.

Von den Heerführern nenne ich hier unter Andern die Helden des siebenjährigen Krieges Schwerin, Seidlitz, Ziethen, Keith, Winterfeld; die Führer in den Befreiungskriegen Bülow, Blücher, Gneisenau, York, Tauenzien, Lützow — von den Staatsmännern Hertzberg, Hardenberg, Stein, Schön, Ancillon, Niebuhr, Wilhelm v. Humboldt — von den Männern der Wissenschaft Alexander v. Humboldt, Schleiermacher, Schelling und Andere.

Eine jede dieser Biographien wird ein abgeschlossenes Ganze, ein selbständiges Werk bilden — meine Darstellung soll ihren Gegenstand stets so viel als möglich erschöpfen, und ich werde mich nach Kräften bemühen, eine jede dieser Biographien so vollständig zu geben, daß meinem Werk der Vorwurf der Lückenhaftigkeit mit Recht nicht gemacht werden kann.

Um dies zu erreichen, lag und liegt es mir ob, die historische und die Memoirenliteratur, wie sie in einem außerordentlichen Umfange hierher gehört, mit strengem Eifer zu studiren. Ich werde aus diesen zahlreichen Werken mit Mäßigung schöpfen, ich werde sie mit Ruhe vergleichen, ich werde die historische Treue mit der Wärme der Darstellung zu verbinden wissen. Es ist mir aber, soll ich gut zum Ziele kommen, dabei noch etwas anderes nöthig: die Unterstützung durch Zusendung von neuem noch unbekanntem und ungedruckten Material, um welche ich hiermit bitte.

Ich bin überzeugt, daß noch manche wichtige Beiträge, namentlich zur Geschichte Preußens in den ersten fünfundzwanzig Jahren unseres Jahrhunderts, hier und dort zerstreut und unbeachtet liegen, deren Einsicht dem Historiker werthvoll und willkommen sein dürfte — ich richte an alle Freunde vaterländischer Geschichte hiermit ein für allemal die dringende Bitte, mich bei Herstellung meines Werkes durch Mittheilung alles hierher Gehörenden freundlich zu unterstützen. Die Verlagshandlung des Werkes über-

nimmt die Uebermittlung an mich — ich sichere übrigens selbstverständlich für Alles meine vollständigste Diskretion zu. —

Ich habe noch den Standpunkt zu erwähnen, auf welchem ich als Verfasser meinem Werke gegenüber stehe. Ich bin Patriot und Historiker — in diesen zwei Worten liegt die Garantie, daß ich weder nach der einen, noch nach der andern Seite meinen Arbeiten einen falschen Ausdruck verleihe. Die Geschichte des preußischen Staats ist an großen Momenten so reich, daß es ebensowohl unnöthig ist, eine Fülle von Lobeserhebungen zu erzeugen und herbeizuziehen, als auch die schwächeren Parthien in ihrem historischen Verlauf etwa übergehen oder besonders deuten zu wollen. Der Historiker wie überhaupt jeder Freund der Geschichte soll in meinem Werke ein Archiv finden, in dem Alles niedergelegt ist, was zur preußischen Geschichte gehört; jeder Andere soll eine anziehende Darstellung des Entstehens und Gedeihens des preußischen Staats erhalten, deren Lectüre ebenso nutzbringend wie erhebend sein muß — einem Volke, dessen Vergangenheit so reich an großen und ruhmreichen Thaten ist, kann deren Spiegel nur mit dem besten Erfolge vor die Augen gehalten werden. —

In Bezug auf die Reihenfolge der einzelnen Bände, wie sie erscheinen werden, glaubte ich mich durchaus nicht binden zu dürfen — ich werde bald den einen, bald den andern Band verschiedenartigen Inhalts veröffentlichen, jedoch dafür Sorge tragen, daß jene Bände recht bald ausgegeben werden können, in denen ich die

Geschichte Preußens in ihrem thatsächlichen Verlaufe zur Darstellung brachte. —

Dem Gesagten füge ich meinen Herzenswunsch hinzu, daß mein Werk die bescheidene Anerkennung finden möge, welche ich für dasselbe verlange, und wie es ein Werk verdienen mag, welches aus voller und ernster Ueberzeugung sein Entstehen herleitet.

Ich empfehle es den Freunden des Vaterlandes, den Freunden der Geschichte. —

T., den 1. März 1853.

Arm. Ewald.

Luise,

Königin von Preußen.

Erster Abschnitt.

Jugendgeschichte der Prinzessin Luise von Meklenburg-Strelitz bis zu ihrer Verlobung mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen.

Es ist eine schwierige Aufgabe, das Leben einer Frau zu verstehen und zu beschreiben.

In der Hand des Mannes concentriren sich die starken Fäden des Lebens. Geist und Gemüth werfen ihn hinaus auf die steigenden und fallenden Wellen, er lenkt das Schiff, dem nicht sein Glück allein anvertraut ist, die schwierige Bahn, bald hinaus in die hohe See, bald hinein in den schützenden Hafen. Sein Thun, seine Werke, sie liegen offen am Schein des Tages, man weiß seine Tugenden, man weiß seine Fehler, sein Geschick gilt für ihr Resultat.

Mit der Frau ist es ein Anderes. Sie ist die Priesterin im halbverschlossenen Tempel des Hauses; der Raum ihres Schaffens, ihrer Tugenden, ihrer Fehler ist nur in der Familie zu finden. Selten dringt der beleuchtende Strahl in diesen Kreis, um die schaffende Hausfrau, die treue Gattin, die liebevolle Mutter dem

Auge des Fremden zu zeigen — der Rosenkranz ihrer Tugenden, die Reihe ihrer Aufopferungen, die Zahl ihrer Entbehrungen, sie rollen sich im Verborgenen ab.

Selten nur hat demnach die Geschichte von Frauen zu erzählen, die ebenso edel als groß waren. Und wenn einmal das Geschick der Frau verstattete, aus der stillen Umfriedung ihres Hauses an das helle Licht des Tages zu treten im vollen Glanz der Frauentugend, der Frauengröße, wenn die Geschichte einmal den Namen einer solchen Frau in ihren Annalen verzeichnete, dann empfinden wir jenes ergreifende Gefühl der tiefsten Hochachtung und Verehrung, welches nicht mehr eine Ahnung, welches ein volles Bewußtsein ist, daß wir hier der ganzen Größe des menschlichen Gemüths uns nahen, die ihm von höherer Hand gestattet ist.

Um wie viel mehr muß das gelten, wenn wir das Leben einer Frau betrachten wollen, der es vergönnt war, die glänzende Königskrone auf ihrem Haupte durch die strahlendere höchster weiblicher Tugend und Größe zu verdunkeln? Doppelt schwer ist es, das Leben einer großen Frau zu schreiben, die zugleich eine große Königin war — des Dichters Wort:

„Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken"

wird uns dabei zur Seite stehn. — — — —

Luise, die Gemahlin Friedrich Wilhelm's III., ist eine geborene Herzogin von Meklenburg-Strelitz, die Tochter des Herzogs Karl Ludwig Friedrich.

Der Herzog, zur Zeit der Geburt der nachherigen Königin von Preußen Feldmarschall und General-Gouverneur in hannover'schen Diensten, folgte im Jahre 1794 seinem unvermählt gestorbenen Bruder Adolf Friedrich IV. in der Regierung des Herzogthums Meklenburg-Strelitz. Er war der Bruder einer Königin,

der Gemahlin Georg's III. von Großbritannien, Sophie Charlotte, und wurde der Vater von zwei Königinnen, der Königin Luise von Preußen und der Königin Friederike von Hannover. Er war vermählt mit Friederike Karoline Luise, einer Tochter des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt und der Landgräfin Marie Luise Albertine, einer geborenen Reichsgräfin von Leiningen-Heidesheim-Dachsburg, und lebte mit ihr in der glücklichsten Ehe, die zu früh durch den am 22. Mai 1782 erfolgenden Tod der tief betrauerten Herzogin gelöst wurde.

Von den zehn Kindern, welche sie ihrem Gemahl geschenkt, lebten bei ihrem Tode noch sechs, vier Töchter und zwei Söhne, unter ihnen das sechste Kind der Eltern, Luise Auguste Wilhelmine Amalie, am 10. März 1776 zu Hannover geboren. In die früheste Kindheit bereits warf der größte Schmerz des Kinderherzens, der Schmerz um die verlorene Mutter, seine Schatten, und die jugendliche Prinzessin mußte den kaum verwelkten Kränzen ihres sechsten Geburtstages bereits den Todtenkranz anreihen, der für den Sarg der Mutter geflochten war.

Mit ihr betrauerten drei Schwestern den schweren Verlust, die älteren Charlotte (geboren den 17. November 1769) und Therese (geboren den 5. April 1773), und die jüngere Friederike (geboren den 2. März 1778). Diese vier Prinzessinnen von Meklenburg-Strelitz sind die „vier schönen und edlen Schwestern auf dem Thron", denen Jean Paul den „Titan" widmete.

„Aphrodite, Aglaja, Euphrosyne und Thalia sahen einst in das irdische Helldunkel hernieder, und, müde des ewig heitern, aber kalten Olympos, sehnten sie sich herein unter die Wolken unserer Erde, wo die Seele mehr liebt, weil sie mehr leidet, und wo sie trüber, aber wärmer ist. Sie hörten die heiligen Töne heraufsteigen, mit welchen Polyhymnia unsichtbar die

tiefe bange Erde durchwandelt, um uns zu erquicken und zu erheben; und sie trauerten, daß ihr Thron so weit abstehe von den Seufzern der Hülflosen.

Da beschlossen sie, den Erdenschleier zu nehmen und sich einzukleiden in unsere Gestalt. — —

Aber als sie die ersten Blumen der Erde berührten und nur Strahlen und keine Schatten warfen, so hob die ernste Königin der Götter und Menschen, das Schicksal, den ewigen Zepter auf und sagte: der Unsterbliche wird sterblich auf der Erde, und jeder Geist wird ein Mensch! —

Da wurden sie Menschen und Schwestern und nannten sich Luise, Charlotte, Therese, Friederike."

Der durch den Verlust der Gemahlin auf das Tiefste betrübte Herzog vermochte nicht länger in der Stadt zu wohnen, in der er sie hatte sterben sehen, er zog sich in die Stille des Schlosses Herrenhausen zurück, und hier war es, in dem prächtigen Schlosse mit dem weiten und schönen Park, wo die Kinder zwei Jahre hindurch von einem Fräulein von Wolzogen erzogen wurden, einer Dame, welche schon bei Lebzeiten der Herzogin an der Erziehung der Kinder Theil genommen hatte. Diese zwei Jahre erhielten für die jugendliche Prinzessin nur eine Unterbrechung durch einen Besuch, welchen sie, in Begleitung ihrer Erzieherinn, ihrer Großmutter von mütterlicher Seite, der Landgräfin von Hessen-Darmstadt abstattete.

Im Herbst des Jahres 1784 verheirathete sich ihr Vater, der Herzog zum zweiten Male. Er beschloß, seinen Kindern wieder eine Mutter zu geben, und wählte die Schwester seiner verstorbenen Gattin, die Prinzessin Charlotte Wilhelmine Christiane, zur Gemahlin. Am 28. September des genannten Jahres fand die Ver-

mählung statt, welcher die Prinzessin Luise beiwohnte. Sie verweilte den Winter hindurch in Darmstadt und folgte ihren Eltern dann nach Hannover zurück.

Diese zweite Ehe des Herzogs sollte nicht von langer Dauer sein. Die Herzogin gebar am 30. November des folgenden Jahres 1785 einen Sohn, den nachmaligen preußischen General der Infanterie und Präsidenten des Staatsraths, Herzog Karl von Meklenburg, und starb bereits am 12. December an den Folgen der Entbindung. Das Vaterhaus der Prinzessin wurde von neuem in die tiefste Trauer versetzt, der Herzog nahm seinen Abschied aus hannover'schen Diensten und verlegte seinen Wohnsitz nach Darmstadt, wo die Kinder in die Obhut der Großmutter genommen wurden.

Die Landgräfin von Hessen-Darmstadt gehörte zu den hochgeachtetsten und hochgebildetsten Frauen ihrer Zeit. Wir finden in vielen früher wie später gedruckten Werken darauf bezügliche höchste Anerkennungen — wir wollen aus einem vielverbreiteten und vielgeschätzten Buche, aus dem des Bischofs Eylert, welches er mit liebenswürdiger Pietät auf das Grab Friedrich Wilhelm's III. legte, eine Stelle hier anziehen, in der er mit wenig Worten die Erziehung der Prinzessin Luise schildert. Wir lesen da: — — „Die Hand der göttlichen Vorsehung führte sie einen Lebens- und Bildungsweg, der ganz dazu geeignet war, die gesunden Keime einer reichbegabten Natur zur Entwicklung zu bringen und diesem die Reife und Färbung zu geben, welche ihre erhabene, nie geahnte Bestimmung verlangte. Schon in ihrem sechsten Jahre verlor sie ihre vortreffliche Mutter, — alt genug, um Erinnerungen kindlicher Liebe und Dankbarkeit zu bewahren und eine sanfte Beimischung milder Wehmuth, den schönsten Zug zarter Weiblichkeit, in ihr Gemüth aufzunehmen, und doch noch zu jung, um dadurch den kindlichen Frohsinn getrübt zu sehen, durch beides aber in eine Stim-

mung gebracht, die Heiterkeit und Ernst glücklich mit einander verband. Erzogen von ihrer geistreichen, würdevollen Großmutter, der Landgräfin zu Darmstadt; unterrichtet, geweckt und geübt von dem ganz dazu gemachten Fräulein von Wolzogen, und später von dem Fräulein Gelieur aus der Schweiz, sammelte sie in raschen Fortschritten alle die Kenntnisse in Sprachen und Wissenschaften, welche eine nicht gewöhnliche Ausbildung verlangt, doch so, daß sie dabei stets in der gemüthlichen weiblichen Sphäre erhalten wurde, und vor Allem die Häuslichkeit mit ihren stillen Kunstfertigkeiten und Einförmigkeiten liebgewann. So wuchs sie, vor allen nachtheiligen Eindrücken bewahrt, in unbemerkter häuslicher Stille auf, ohne Vergleichungen anstellen und den Unfrieden derselben in sich aufnehmen zu können, eine schöne Frühlingsblume im Schmucke der Bescheidenheit und Unschuld, nicht wissend, was und wie sie war und welche Schätze sie in sich trug. Beschränkt in Geldmitteln, wurde sie früh gelehrt und gewöhnt, zu sparen, und das mit Versagung und Selbstverleugnung Ersparte Armen und Leidenden mit froher Hingebung selbst zu reichen, wodurch Sympathie mit Unglücklichen und Gebeugten der Grundton ihres zarten Gemüthes wurde. Begabt mit einer reichen, schönen Phantasie, erhielt ihr ganzes Wesen die Lebendigkeit, welche gern Ideale schafft und in solchem stillen Nachhängen den Himmel findet. Wenn diese Stimmung und Richtung ihr jenen höheren poetischen Schwung und idealischen jungfräulichen Zauber gab, den man nur wahrnehmen und sehen, aber nicht beschreiben kann, so verlor sie sich doch nicht in solchen Gebilden, vielmehr hielt die praktische Lebensweisheit ihrer Großmutter und verständigen Erzieherin ihr stets den graden Weg zur Rückkehr in die wirkliche Welt offen, so daß sie, entfernt von aller Sentimentalität, Klarheit und Wärme, Würde und Anmuth in jugendlicher Frische mit einander in sich vereinigte: ein deutsches blühen-

des Mädchen in deutscher Sitte, — damals die schönste Fürstentochter in Deutschland." —

Die Großmutter der Prinzessin Luise berief ihr eine Erzieherin aus der Schweiz, ein Fräulein Gelieur, und hatte damit die glücklichste Wahl getroffen. Besser als alle detaillirte Schilderung spricht für die ausgezeichneten Eigenschaften dieser Dame, wenn wir die Zuneigung anführen, mit der sie von der Königin ihr ganzes Leben hindurch beehrt wurde, wenn wir ferner eine der liebenswürdigsten Handlungen des Königs Friedrich Wilhelm III. aus späterer Zeit mittheilen, welche Fräulein Gelieur zu erfahren hatte. Es ist die folgende.

Die durch lange Tyrannei niedergedrückte Welt hatte staunend Kunde über Kunde von den glänzenden Siegen empfangen, mit denen die alliirten Truppen in den Jahren 1813 und 1814 sich den Weg zu dem Lande des kühnen Eroberers gebahnt hatten. Die feindliche Hauptstadt war genommen, das geraubte Gut wurde zurückgegeben, der Friede den Völkern sicher gestellt. Auch das Fürstenthum Neuenburg, seit wenigen Jahren in französischem Besitz, sollte seinem früheren Herrscher zurückgegeben werden, und von Ort zu Ort verbreitete sich die frohe Botschaft. Auch in das Dörfchen Colombier, an den malerischen Ufern des Neuenburger See's gelegen, drang sie, um Freude zu erwecken, und hier fand sie im Hause des Pfarrers einen Wiederhall, wie nirgend anders. Fräulein Gelieur, die ehemalige Erzieherin der Prinzessin Luise, zur ehrwürdigen Matrone gealtert, wohnte hier im Hause des Pfarrers, ihres Bruders, und wohl gedachte sie oft mit innerm Schmerz, wie grausam das Schicksal war, welches der edlen Königin wohl den bittern Kummer des Kampfes, nicht aber die erhebende Freude des Sieges, wohl den von Wolken getrübten Untergang, nicht aber den siegreichen, strahlenden Aufgang der Sonne zu empfinden und zu

sehen vergönnt hatte. Oft genug wurde sie von ihren Erinnerungen überwältigt: sie gedachte mit stiller Freude jener Zeit, wo sie in Darmstadt die künftige Königin unterrichtet hatte; mit bescheidenem, freudigem Stolze ließ sie die Fügungen des Geschickes an sich vorübergehen, welche der Königin die Königskrone und Jahre des Glückes und der höchsten Verehrung voll gebracht hatten. Dann warfen die Jahre des Unglücks ihre Schatten, und ein Tag des Jahres 1810 brachte dunkle Nacht. Wenn nun auch jetzt der Tag wieder angebrochen war, war es ihr, der Verewigten, doch nicht vergönnt, das zurückgekehrte Glück ihres Landes zu sehen — der als Sieger zurückkehrende König und Gemahl konnte ihr den Lorbeerkranz nur auf das Grab legen.

An alles das mochte Fräulein Gelieur oft und viel denken, diese Erinnerung war ihre Freude, wenn auch eine schmerzliche.

Da rollt eines Tages ein einfacher Reisewagen in das Dorf, zwei Officiere steigen aus und treten in die Wohnung des Pfarrers ein — es ist der König Friedrich Wilhelm, der mit frischem Lorbeer gekrönte Sieger über den starken Feind, der hier, in seiner edlen Einfachheit nur von einem Adjutanten und vertrautem Diener begleitet, in dem von seinem Wege weit abgelegenen Dörfchen nicht als König, sondern als trauernder Wittwer erscheint. Nach den inhaltsschweren Ereignissen der jüngstvergangenen Zeit, nach dem Donner der Schlachten, nach den Festen des Sieges eilt er in diese Berge, in dieses Dörfchen, um sich eine Stunde lang der Erinnerung an das Theuerste, was er nicht mehr besitzt, in der Unterredung mit ihr hinzugeben, welche seine Gemahlin als Kind gekannt, geliebt und behütet hatte. Wie edel, wie erhaben ist diese Thatsache, und doch können wir ihren Werth noch erhöhen, wenn wir hinzufügen, daß der König unter mehreren Geschenken, welche er Fräulein Gelieur zurückließ, ihr auch einen Shwal übergab,

welchen die verewigte Königin in den letzten Tagen ihres Lebens getragen hatte. Ist ein solches Geschenk an und für sich schon über alles werth und edelsinnig erdacht, so erscheint es uns noch mehr als einer der edelsten Charakterzüge des Königs, wenn wir die Sorgfalt bedenken, mit welcher er jenes Tuch bei seiner Abreise von Charlottenburg bereits für diesen Zweck auswählte und mit sich nahm. Die unzähligen Sorgen, Anstrengungen und wichtigsten Staatsgeschäfte, welche ihn so sehr in Anspruch nahmen, ließen ihm immer noch Raum, den Edelmuth seines Herzens in solche Handlungen zu kleiden, wie wir eine so eben mitgetheilt haben.

Wir wiederholen, was wir oben sagten, daß das Erzählte mehr als alles Andere im Stande sei, das Verhältniß zu charakterisiren, welches Fräulein Gelieux ihrem Zögling gegenüber einnahm. Wir fahren in unserer Darstellung fort, und führen als bezeichnend für die Art und Weise der Erziehung, welche der Prinzessin Luise gegeben wurde, hauptsächlich zweierlei an. Ihre erhabene Großmutter wie die vortreffliche Erzieherin suchten den Grundzug, welchen sie in dem Herzen und Gemüth des Kindes entdeckten, die heilige Lust am Wohlthun, die edle Tugend der Mildthätigkeit, besonders auszubilden. Die zahllosen Züge jener edlen, zartsinnigen Mildthätigkeit, welche das Leben der Königin auszeichneten, wurden schon in der Erziehung des Kindes begründet: an der Hand ihrer Erzieherin ging sie in die Hütten der Armuth, lernte sie früh das Glück des Wohlthuens kennen. Die Leutseligkeit der späteren Königin, womit sie ihre Umgebung bis in weite Kreise erfreute, ohne daß je die angeborene Würde dadurch verletzt wurde, eine Leutseligkeit, welche oft zu der höchsten Bewunderung hinriß, sie war eine Folge der klugen und geistvollen Erziehung.

Daneben stellt sich noch ein anderes Etwas von Bedeutung heraus, welches als Grundzug jener Erziehung dienen kann, das

aber als seine Ursache nicht die vorausgenommene Absicht, sondern die Sitte der damaligen Zeit erkennen läßt: daß der Unterricht der Prinzessin in ihrer Jugend seiner ganzen Richtung nach ein mehr französischer als deutscher war. Es liegt darin für die Erzieherin kein Vorwurf — derselbe trifft vielmehr die ganze Richtung der damaligen Zeit, in welcher man sich schämte, in Deutschland die theure Muttersprache zu reden, in welcher man nicht nur in der Mode, was leider heutzutage noch geschieht, die Franzosen nachäffte, wo man in allen Dingen noch von der französischen Sündfluth überschwemmt war, welche das Jahrhundert Ludwig's des Vierzehnten über Europa ergossen hatte. Diese Zeit ist jetzt, Dank dem Himmel, vorüber, das französische Wesen ist in seine Grenzen zurückgewiesen, deutsche Sprache und deutsche Sitten nehmen überall ihren hohen berechtigten Platz ein, und auch die edle Königin hat im weiteren Verlauf ihres Lebens schnell genug von den angelegten Fesseln der Jugend sich freigemacht. Mit hohem Eifer ergriff sie da das Studium deutscher Sprache und deutscher Literatur — „obwohl schon Königin und Mutter, hielt sie es nicht unter ihrer Würde, eine gelehrige Schülerin in Allem zu werden, was ihrem deutschen Wissen nnd Wollen noththat." —

Wir haben nun von einigen Unterbrechungen zu berichten, welche der Aufenthalt der jungen Prinzessin in Darmstadt durch mehrere Reisen in jener Zeit erlitt.

Zuerst begleitete sie ihre Großmutter nach Straßburg zu einem Besuche bei ihrer dort lebenden Tante, der Gemahlin des Pfalzgrafen Maximilian von Zweibrücken. Das Gemüth der jugendlichen Prinzessin wurde lebhaft erregt von den Eindrücken, welche die alterthümliche, an historischen Erinnerungen so reiche Stadt auf sie machte; auch bestieg sie, von ihrer Erzieherin geleitet, den Münster bis zur Plateform, und wollte nach den zurückgelegten 325 Stufen auch

noch gern die übrigen 400 bis zu der Krone des Thurms ersteigen, ein Unternehmen, was nicht ganz gefahrlos ist, und dessen Ausführung die Gouvernante nur verhindern konnte, indem sie eine Anwandlung von Schwindel vorgab. Das Mitgefühl ihres Zöglings überwand schnell die Lust an ihrem Vorhaben, der Rückweg wurde angetreten. — Die fernere Reise erstreckte sich dann von Straßburg nach den Niederlanden, an die Küsten der Nordsee, und die spätere Königin erfreute noch ihre Umgebung mit den frischen Erinnerungen an diese Reise.

Bereits im Jahre 1785 hatte die älteste Schwester Luisens, die Prinzessin Charlotte, sich mit dem regierenden Herzog von Sachsen-Hildburghausen vermählt; im Mai des Jahres 1789 reichte die Prinzessin Therese, die zweite Schwester, dem Erbprinzen von Thurn und Taxis ihre Hand. Die dadurch entstandenen verwandtschaftlichen Beziehungen wurden die Veranlassung, daß die beiden jüngeren Prinzessinnen Luise und Friederike mehrere Male ihren Aufenthalt in Frankfurt am Main nahmen, und zwar zur Zeit der Krönung der beiden letzten deutschen Kaiser.

Kaiser Leopold II., der Bruder des großen Joseph des Zweiten, ihm verwandt im Streben wie in der Tugend, wurde am 1. September 1790 gekrönt — er starb bereits am 1. März 1792, und sein Sohn Franz, am 7. Juli zum Kaiser erwählt, empfing am 14. Juli die Krone des heiligen römischen deutschen Reichs, der Letzte, der sie bis jetzt getragen.

Die Prinzessin Luise nahm Theil an den glänzenden Feierlichkeiten, welche diese Krönungen begleiteten, und welche nicht ahnen ließen, daß nur eine Spanne Zeit nöthig sein sollte, das deutsche Reich in seinen Grundvesten zu erschüttern, die Krone von ihrem Träger freiwillig niedergelegt zu sehen. — Es ist nicht die Aufgabe unseres Buches, den Glanz jener vergangenen Tage zu schil-

dern, wir haben für unseren Zweck nur eine kurze Episode aus jener Zeit mitzutheilen, einen schönen Beitrag zur Jugendgeschichte der Prinzessin Luise, den uns Bettina in ihren Briefen an Göthe andeutet, und den wir sie hier mit ihren frischen Worten selbst erzählen lassen.

Sie schreibt am 5. März 1808 von Frankfurt an Göthe:

„Hier in Frankfurt ist es naß, kalt, verrucht, abscheulich; kein guter Christ bleibt gerne hier — wenn die Mutter nicht wär', der Winter wär' unerträglich, so ganz ohne Hältniß — nur ewig schmelzender Schnee.

Ich habe jetzt einen Nebenbuhler bei ihr, ein Eichhörnchen, was ein schöner französischer Soldat als Einquartierung hier ließ, von dem läßt sie sich Alles gefallen, sie nennt es Hänschen, und Hänschen darf Tische und Stühle zernagen, ja es hat selbst schon gewagt, sich auf ihre Staatshaube zu setzen und dort die Blumen und Federn anzubeißen.

Vor ein Paar Tagen ging ich Abends noch hin, die Jungfer ließ mich ein mit dem Bedeuten: sie sei noch nicht zu Hause, müsse aber gleich kommen. Im Zimmer war's dunkel, ich setzte mich an's Fenster und sah hinaus auf den Platz. Da war's, als wenn was knisterte — ich lauschte und glaubte athmen zu hören — mir ward unheimlich, ich hörte wieder etwas sich bewegen und fragte, weil ich's gern auf's Eichhörnchen geschoben hätte:

„Hänschen, bist Du es?"

Sehr unerwartet und für meinen Muth sehr niederschlagend, antwortete eine sonore Baßstimme aus dem Hintergrund: „Hänschen ist's nicht, es ist Hans", und dabei räusperte sich der ubique malus Spiritus.

Voll Ehrfurcht wag' ich mich nicht aus der Stelle, der Geist läßt sich auch nur noch durch Athmen und einmaliges Niesen ver-

nehmen — da hör' ich die Mutter, sie schreitet voran, die kaum angebrannte, noch nicht voll leuchtende Kerze hinterdrein, von Jungfer Lieschen getragen. „Bist Du da?" fragte die Mutter, indem sie ihre Haube abnimmt, um sie auf ihren nächtlichen Stammhalter, eine grüne Bouteille, zu hängen; ja, rufen wir Beide, und aus dem Dunkel tritt ein besternter Mann hervor und fragt:

„Frau Rath, werd' ich heut Abend mit Ihnen einen Specksalat mit Eierkuchen essen?"

Daraus schloß ich denn ganz richtig, daß Hans ein Prinz von Meklenburg sei; denn wer hätte die schöne Geschichte nicht von Deiner Mutter gehört, wie auf der Kaiserkrönung die jetzige Königin von Preußen, damals als junges Prinzessenkind, und ihr Bruder der Frau Rath zusahen, wie sie ein solches Gericht zu speisen im Begriff war, und daß dies ihren Appetit so reizte, daß sie es Beide verzehrten, ohne ein Blatt übrig zu lassen.

Auch diesmal wurde die Geschichte mit vielem Genuß vorgetragen und noch manche andere, z. B. wie sie den Prinzessinnen den Genuß verschafft, sich im Hof am Brunnen recht satt Wasser zu pumpen und die Hofmeisterin durch alle möglichen Argumente abhält, die Prinzessinnen abzurufen, und endlich, da diese nicht darauf Rücksicht nimmt, Gewalt braucht und sie im Zimmer einschließt.

„„Denn"", sagte die Mutter, „„ich hätte mir eher den ärgsten Verdruß über den Hals kommen lassen, als daß man sie in den unschuldigen Vergnügungen gestört hätte, das ihnen nirgendwo vergönnt war, als in meinem Hause; auch haben sie mir's beim Abschiede gesagt, daß sie nie vergessen würden, wie glücklich und vergnügt sie bei mir waren.""

Zum Beweise, wie wenig die spätere Königin die Mutter Göthe's vergessen habe, führen wir unter Anderm an, daß die Frau

Rath am 18. Juni 1803 von ihr mit einem sehr werthvollen goldenen Schmuck beschenkt wurde. —

Diesen Reisen nach Frankfurt am Main schloß sich bald ein längerer Aufenthalt in Hildburghausen an, welchen die Landgräfin von Hessen-Darmstadt mit ihren zwei Enkelinnen Luise und Friederike daselbst nahm. Die politischen Ereignisse jener Zeit begannen ihren bösen Einfluß über die Grenzen nach dem westlichen Deutschland hin auszudehnen, und die Landgräfin zog es vor, ihren weiteren Verlauf bei ihrer ältesten Enkelin abzuwarten. Die Prinzessin Luise verweilte hier bis zum Frühling 1793; auf der Rückreise nach Darmstadt war es, wo sie den Fügungen ihres Geschickes zufolge zum ersten Male den Kronprinz von Preußen, ihren späteren Gemahl erblicken, wo jene Verbindung sich begründen sollte, die ebensowohl für zwei edle und große Herzen des reichsten Glückes, wie für ein ganzes schönes großes Land des Seegens voll geworden ist.

Zuerst die Sorge um den Schutz der deutschen Grenzen, sodann der von Frankreich erklärte Krieg hatten den König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., und seine Söhne nach dem Rhein zu den Waffen gerufen. Wir haben hier den Verlauf jenes Krieges nicht zu erzählen, wir berichten nur, daß es einer französischen Armee gelungen war, Mainz und Frankfurt am Main zu nehmen, dasselbe Frankfurt, in welchem wenige Monate vorher der deutsche Kaiser gekrönt war. Es sollte der Tapferkeit der preußischen Truppen vorbehalten sein, diesen Schimpf zu tilgen und den Feind zu verjagen: der damalige preußische Oberst von Rüchel nahm am 2. December (1792) die Stadt mit Sturm wieder ein. Sie wurde nun das Hauptquartier des Königs von Preußen, der mit seinen Söhnen Friedrich Wilhelm und Friedrich Ludwig Karl in Frankfurt seine Residenz nahm.

Die im März des folgenden Jahres mit ihren beiden Enke-

linnen von Hildburghausen nach Darmstadt zurückkehrende Landgräfin stellte dem König, einem nahen Verwandten, die beiden jungen Prinzessinnen vor, der König lud sie zum Souper, und hier war es, wo die eben siebzehn Jahre alt gewordene Prinzessin Luise bei dem ersten Zusammentreffen sich die unbegrenzte und unauslöschliche Zuneigung des Kronprinzen gewann.

Die Prinzessin, mit allen eben erblühenden Reizen des Geistes und Körpers geschmückt, beseelte den jugendlich-männlichen Friedrich Wilhelm mit dem Gefühl wärmster Liebe und erfüllte sein Herz mit dem Verlangen, so viel Anmuth, Schönheit und milde Würde, wie er sie hier vereinigt sah, sein nennen zu dürfen. Wir könnten aus einer Reihe von Schriften, die um jene Zeit und lange nach derselben erschienen, ungezählte Schilderungen von der Schönheit und Liebenswürdigkeit der Prinzessin Luise, der späteren Königin, anführen, die übereinstimmen in dem höchsten Lobe, in der wärmsten Begeisterung — wer sie sah, wurde ebensosehr erfüllt von Bewunderung ihrer Schönheit wie ihrer Anmuth. Wir unterlassen diese Anführungen, denn wir haben ein vollgültigeres Zeugniß als alle jene mitzutheilen, eine Episode aus dem Leben des Königs, ihres Gemahls, welcher nach dem Tode seiner Gemahlin, viele Jahre nach jenem Augenblick des ersten Begegnens, die tiefste Zuneigung für die Verewigte mit der lebendigsten Erinnerung an jenen Moment verband, in dem er sie zum ersten Male gesehen. Wir folgen hier einer Mittheilung des Bischof Eylert, und erzählen nach seinen Worten, einer vortrefflichen und zumeist unantastbaren Quelle.

„Als diese glückliche, segensreiche Ehe", erzählt er, „im Jahre 1810 durch den Tod aufgelöst wurde, verschloß zwar der König, seiner Eigenthümlichkeit auch hier treu, den bittern Schmerz in tiefer Brust, und sprach in vermischter Umgebung über denselben fast nie, oder doch nur mit wenigen kurzen Worten, aber desto mehr

war es ihm Bedürfniß, das verwundete Herz denen zu öffnen, die sein Vertrauen besaßen. Wehmüthigen Erinnerungen hingegeben, gedachte er denn besonders gern des ersten, merkwürdigen und ihm, immer neu und frisch gebliebenen Eindruckes, welchen die Erkorene auf ihn gemacht, als er sie zum Erstenmale in Frankfurt gesehen; der Augenblick der neuen Bekanntschaft sei zugleich auch der Moment der wechselseitigen Zuneigung gewesen, und eine innere Stimme habe ihm gesagt:

„Die ist es, oder keine sonst auf Erden!“

„Habe mal“, fuhr er dann fort, „über diese wunderbare wechselseitige Sympathie, in welcher verwandte Herzen sich gleich bei'm ersten Blick begegnen und finden, etwas sehr Schönes in Schillers Schriften gelesen, wo treffend und wahrbezeichnet ist, wie mir und meiner seligen Luise zu Muthe war, als wir uns zum Erstenmal sahen, und wie wir uns nachher oft bekannt haben. Es war keine verliebte Sentimentalität, sondern ein bestimmtes, klares Bewußtsein, was gleichzeitig im Lichtblick ihre und meine Augen mit einer Freudenthräne netzte. Gott, was Alles liegt nun zwischen jenem ersten Anblick, wo ich sie fand, und diesem, wo ich ihren Verlust beweine! Weiß wohl, solche sympathetische Gefühle sind die schönen Blüthen der ersten jugendlichen Liebe, sind nur einmal da, und kommen nachher in dieser Reinheit nicht wieder. Aber gerne denke ich daran zurück, und möchte wohl mal jene Stelle im Schiller wieder lesen; habe sie aber nicht finden können.“

Einige Tage nachher legte und las ich ihm vor, was in der Braut von Messina Don Cesar über den Eindruck spricht, welchen Beatrice, als er sie zum Erstenmal gesehen, auf ihn emacht:

Woher sie kam, und wie sie sich zu mir
Gefunden? Dieses frage nicht. — Als ich
Die Augen wandte, stand sie mir zur Seite,
Und dunkel, mächtig, wunderbar ergriff
Im tiefsten Innersten mich ihre Nähe.
Nicht ihres Lächelns holder Zauber war's,
Die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
Selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt, —
Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt,
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben, —
Die Seelen schienen ohne Worteslaut
Sich, ohne Mittel, geistig zu berühren,
Als sich mein Athem mischte mit dem ihren;
Fremd war sie mir, und innig doch vertraut,
Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
Die ist es, oder keine sonst auf Erden!
Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet;
Wenn sich Verwandtes zum Verwandten findet:
Da ist kein Widerstand und keine Wahl;
Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet.

„Ja, ja", sagte der König, als ich ausgelesen hatte, „das ist die Stelle, die ich meinte; sehr schön! Macht aber jetzt einen ganz andern Eindruck. Die Rosen sind abgefallen, Dornen übrig geblieben. In der Ehe selbst doch noch mehr gefunden, als Poesie! Diese ist mir jetzt zu süßlich. Darf mich auch dem nicht hingeben. Macht weich und paßt nicht zu dem, was in böser, schwerer Zeit mir obliegt." —

So empfand der königliche Gemahl noch lange Jahre nach jenem Augenblicke, in dem er als Kronprinz mit der Prinzessin Luise zum ersten Male zusammentraf. Wie schön, wie erhaben muß jener

Augenblick gewesen sein, wie voll von unbeschreiblichem Glück jene darauf folgende Reihe von Jahren der Ehe, daß sie jetzt noch so heiße und zarte Erinnerungen erzeugen konnten!

Nicht immer, ja nicht oft ist es den Großen der Erde vergönnt, das Glück zu genießen, welches des Lebens Rosenfarbe bildet, bei der Wahl der Gattin dem Zug des Herzens zu folgen. Dem König Friedrich Wilhelm ist es beschieden gewesen: nicht nur eine Königin theilte seinen Thron, sondern die liebevollste und geliebteste Gemahlin saß ihm zur Seite. Hier wurde des Dichters Wort zur Wahrheit:

> Wenn das Zarte mit dem Starken sich verbindet,
> Dann giebt es einen guten Klang. —

Ergänzen wir, ehe wir in unserer Darstellung fortfahren, das hierher Gehörende noch durch wenige Worte aus der eben angeführten Quelle: „Gerade das, was der eine Theil nicht hat und nicht haben soll, begehrt und wünscht er vom andern, damit, Jeder für sich eine Halbheit, in der ehelichen Verbindung ein zusammengefügtes harmonisches Ganze werde. Bei'm Manne und Weibe im Bunde: Feste Selbstständigkeit und schmiegendes Anlehnen; Kraft und Milde; Ernst und Frohsinn; Stärke und Zartheit; Consequenz und freundliches Nachgeben; Grundsatz und Gefühl; Energie und Sanftmuth; kühnes Durchsetzen und geduldiges Warten; Denk-Glaube und Gefühls-Glaube, mit einem Worte: kräftige Männlichkeit und zarte Weiblichkeit in innigster Verschmelzung; an der starken Eiche der Weinstock, die Myrthe und die Rose: — das ist die rechte Ehe. Einen solchen Mann liebt das Weib und trägt ihn im Herzen; an ihn gelehnt, von ihm gestützt, wird sie fest, heiter und ruhig; ein solches Weib ist das Glück des Mannes, in ihrer freundlichen Liebe wird ihm leichter des Berufes Bürde, und

milder der Ernst des Lebens, sie ist sein Trost, und er behütet sie, wie seinen Augapfel.

So war die Ehe des Königs und der Königin. Er ernst, sie freundlich; er kurz, sie erklärend; er voll Sorgen, sie erheiternd; er vertieft, sie theilnehmend; er prosaisch, sie poetisch; er praktisch, sie idealisch; er satyrisch, sie scherzend; er vorsichtig, sie unbefangen; er reizbar, sie besänftigend; er forschend, sie ahnend; er schwer belastet, sie erleichternd; er einfach, sie holdselig; er ganz Mann, sie ganz Weib, voll Anmuth und Liebe, — Beide ein Herz und eine Seele; in reicher Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit die glücklichste Einheit; eine Ehe in stiller Würde und seliger Eintracht, die erste und beste im ganzen Vaterlande. Dem Hofe gab sie Glanz, und dem häuslichen Leben, wie Allem, was sie umgab, den reinen Ton der Harmonie. Wie, als wenn Gott sie für ihn geschaffen hätte, so war sie ganz für ihn und seine Individualität gemacht: die beste Frau in der Ehe; eine herzgewinnende Königin auf dem Throne; eine sorgsame, zärtliche Mutter im abgeschlossenen Kreise ihrer Kinder; — und doch auch begabt mit allen glänzenden Eigenschaften und Naturgaben, welche eine so hohe Stellung nach allen Richtungen hin verlangt, so daß sie dem Könige vereint Alles war, was sein Herz als Mensch wünschte, und was er als Regent bedurfte." —

Kehren wir zu unserer Darstellung zurück.

König Friedrich Wilhelm II. war in Begleitung des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Ludwig Karl nach Frankfurt gekommen. Beide Kinder waren in treuester Liebe einander zugethan — das Geschick besiegelte diese Liebe noch mehr, indem es sich fügte, daß in jenen Tagen in Frankfurt der Prinz Ludwig die jüngere Schwester der Prinzessin Luise, Friederike, kennen lernte und die herzlichste Zuneigung zu ihr faßte. So gingen aus diesem

Zusammentreffen in Frankfurt zwei glückliche Ehen hervor, deren eine freilich nur zu bald durch die unerbittliche Hand des Todes wieder gelöst werden sollte.

Der König verlobte die beiden Paare am 24. April (1793) am Hofe zu Darmstadt; die Feier der Vermählung wurde bis nach Beendigung des Feldzugs verschoben. Bereits am 26. April kehrte der König mit den beiden Prinzen in sein Hauptquartier zurück, und wenige Tage nach dem ihrer Verlobung finden wir die Prinzen bereits wieder mitten in den Gefahren des Kriegs. Am 3. Mai erstürmte der Kronprinz, welcher die Belagerung von Landau leitete, an der Spitze des ersten Bataillons vom Regiment von Borck das Dorf Kostheim und brachte den Franzosen eine Niederlage bei. Auch Prinz Ludwig bewies in diesem Feldzuge mehr als einmal, daß er ein naher Verwandter des großen Friedrich's nicht blos durch die Geburt, sondern auch durch männliche Gesinnung und Tapferkeit sei.

Zweiter Abschnitt.

Die Prinzessin Luise als Braut. — Ihre Vermählung.

Göthe erzählt uns mancherlei interessante Einzelheiten aus jenem Kriege, der von den preußischen Waffen stets mit der alten Tapferkeit, wie man sie nur bei der Armee Friedrichs des Großen finden konnte, nicht aber immer mit seinem und seiner Generale Feldherrntalent gegen die Armee des empörten Frankreich's geführt wurde. So finden wir in Göthe's während der Belagerung von Mainz geführtem Tagebuche unterm 29. Mai einen Besuch verzeichnet, welchen die beiden Bräute in Begleitung ihrer Großmutter ihren Verlobten im Feldlager bei Bodenheim machten. „Gegen Abend“, schreibt Göthe, „war uns, mir aber besonders, ein liebenswürdiges Schauspiel bereitet; die Prinzessinnen von Meklenburg hatten im Hauptquartier zu Bodenheim bei seiner Majestät dem Könige gespeist und besuchten nach der Tafel das Lager. Ich heftelte mich in mein Zelt ein und durfte so die hohen Herrschaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf und nieder gingen,

auf das Genaueste beobachten. Und wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals verlöschen wird."

Wenn wir aus einer andern Mittheilung Göthe's einen Schluß ziehen wollen, so muß es übrigens um jene Zeit in einem Kriegslager nicht allein kriegerisch ausgesehen haben, sondern man hat noch Muse behalten, auch für andere Dinge Sorge zu tragen. So erzählt er z. B. von Marienborn, wohin das Hauptquartier am 16. Juni verlegt worden war: „Das Lager Sr. Majestät des Königs war um etwa tausend Schritte über Marienborn bestimmt und angelegt, grade an dem Abhange, wo der große Kessel, in welchem Mainz liegt, sich endigt in aufsteigenden Lehmwänden und Hügeln; dieses gab zu den anmuthigsten Einrichtungen Gelegenheit. Das leicht zu behandelnde Erdreich bot sich den Händen geschickter Gärtner dar, welche die gefälligste Parkanlage mit wenig Bemühung bildeten: die abhängige Seite war geböscht und mit Rasen belegt, Lauben gebaut, auf- und absteigende Communications-Gänge gegraben, Flächen planirt, wo das Militär in seiner ganzen Pracht und Zierlichkeit sich zeigen konnte, anstoßende Wäldchen und Büsche mit in den Plan gezogen, so daß man bei der köstlichsten Aussicht nichts mehr wünschen konnte, als diese sämmtlichen Räume eben so bearbeitet zu sehen, um des herrlichsten Punkts von der Welt zu genießen." —

Der Feldzug des Jahres 1793 ging siegreich zu Ende: am 14. September wurden die Franzosen bei Pirmasens von der preußischen Armee in einer bedeutenden Schlacht geschlagen, sie ließen 4000 Todte, 2000 Gefangene und 98 Kanonen in den Händen der Sieger zurück. Der König Friedrich Wilhelm schied wenige Tage nach dieser Schlacht von dem Heere, um nach Berlin zurückzukehren. Die schleppende Kriegführung seiner Generale war ihm

nachgerade unerträglich geworden, noch mehr freilich die Uneinigkeit unter den Verbündeten. Die wichtigsten Operationen wurden dadurch gestört, und das Ende, obschon ruhmvoll für die preußischen Waffen, entsprach doch durchaus nicht den Erwartungen, wie sie der entschlossene und kühne Beginn des Feldzugs hatte ahnen lassen.

Auch der Kronprinz und Prinz Ludwig verließen nicht lange nachher das Heerlager und den Schauplatz des Kriegs. Der Kronprinz übergab am 27. November den Oberbefehl bei Landau an den General von Knobelsdorf, und traf mit dem Prinzen Ludwig am 8. December in Berlin ein. Die Vermählung der beiden Prinzen sollte demnächst stattfinden; um die Mitte des Monats reisten die beiden Prinzessinnen von Meklenburg in Begleitung ihrer Großmutter nach Potsdam ab, wo sie am 21. December eintrafen, von der Theilnahme der Bevölkerung auf das Herzlichste empfangen. Für den andern Tag war der Einzug in Berlin bestimmt.

Es war dieser Tag ein Festtag für die Hauptstadt im eigentlichsten Sinne des Wortes. Den beiden Prinzessinnen war der Ruf aller Schönheit und Anmuth vorausgegangen — er hatte die natürliche Neugierde in herzliche Theilnahme umgewandelt. Viele Tausende von Menschen waren dem von Potsdam herankommenden Zuge stundenweit entgegengegangen. In dem Dorfe Schöneberg hatten sich seit zehn Uhr Vormittags die Corporationen und Zünfte Berlins aufgestellt, welche dem Wagen der Prinzessinnen voranreiten sollten. Sechs Postsekretaire an der Spitze von vierzig Postillonen eröffneten die Reihen der Wartenden. Ihnen schlossen sich an eine Abtheilung der Frachtfuhrleute, das Schlächtergewerk von Berlin, die Schützengilde, ein Zug Berliner Bürgersöhne in altdeutscher Rittertracht, die Brauer- und Brenner-Gilde, lange Züge von Kaufleuten und andere mehr. Auf der andern Seite des Wegs war ein Theil der königlichen Garde du Corps aufgestellt.

Um ein Uhr kamen die Prinzessinnen in Schöneberg an, der Jubelruf der zahllosen Menge empfing sie, die einzelnen Corporationen begrüßten sie, defilirten an den Wagen vorüber und überreichten dabei auf die Feier bezügliche Gedichte, welche von den Prinzessinnen mit anmuthsvollem Danke angenommen wurden. Der Zug setzte sich von neuem in Bewegung, dicht an der Stadt, am Potsdamer Thore empfing der Magistrat die Prinzessinnen. „Die Leipziger Straße hinauf bis an die Ecke, wo sie von der Wilhelmsstraße gekreuzt wird, hatten sich vier Compagnien von der bewaffneten Bürger-Brigade in zwei Reihen aufgepflanzt, welche die Ankommenden mit klingendem Spiel und mit winkenden Fahnen begrüßten. Tausende von Zuschauern füllten dahinter die Straße und die Häuser, in denen Kopf an Kopf sich drängte, und aus denen ein ununterbrochenes Jubelgeschrei den jungen Fürstinnen entgegenscholl, unmittelbar hinter deren Staatskutsche die beiden Familienwagen fuhren, in denen die Großmutter, der Vater und der Bruder der Prinzessinnen Bräute die tief ergriffenen Augenzeugen des allgemeinen Frohlockens waren, das ihre glücklichen Enkelinnen, Töchter und Schwestern bei der Ankunft in der Hauptstadt Friedrichs des Großen mit Ehrenbezeugungen und Feierlichkeiten aller Art überschüttete. — Als Eroberinnen, als Siegerinnen zweier Fürstenherzen des preußischen Königshauses hielten die beiden Prinzessinnen ihren Einzug in Berlin. Kein Wunder also, wenn dieser Einzug sich zu einem förmlichen Triumphzuge gestaltete, von dessen erhebender Feier damals alle Zeitungen nicht nur Deutschlands, sondern Europa's erfüllt waren."

Unter den Linden, an derselben Stelle, wo jetzt die Reiterstatue des großen Königs steht, war eine Ehrenpforte errichtet. Sie bestand aus einem 40 Fuß breiten und 60 Fuß hohen Triumphbogen mit einem Hauptportal in der Mitte, wo ein doppelter

Myrthenkranz schwebte, und mit zwei Seitengängen, alles mit Blumen reich verziert. Acht mit Laub umwundene Säulen trugen ein Frontispice, in dessen Zwischenraum Hymen's Bildsäule sich zeigte, von Blumen bekränzten Genien umtanzt. Darüber stand die Inschrift:

„Freude des getreuen Volkes!"

Auf der Spitze standen die Statuen der Freundschaft und Einigkeit mit der Inschrift:

„Gleiche Freundschaft, gleicher Liebesbund!"

Zur Seite waren noch zwei weitere Inschriften angebracht; zur Linken legte der Gott der Ehe zwei Myrthenkränze auf dem Altar Preußens mit den Worten nieder:

„Dem Doppelpaare!"

Und zur Rechten sah man die Schutzgöttin Berlin's einen Weinstock pflanzen, über dem die Worte standen:

„Künftige Hoffnung!"

An dieser Pforte empfingen vierundfunfzig Mädchen und dreißig Knaben die Prinzessin, eines der Mädchen recitirte folgendes Gedicht:

Jüngst, als Er von uns ging, die Hyder zu bezwingen,
Die sich am Seinestrand erhebt;
Da riefen wir: „Wer schützt, wenn ihn mit Rabenschwingen
Der Todesengel dort umschwebt?"

Da bebten wir für Ihn und flehten auf zum Himmel;
Es schwamm in Thränen unser Blick.
Erhört ward unser Flehn; aus blut'gem Schlachtgetümmel
Kam Er mit Sieg gekrönt zurück.

Er kam! Wie jauchzten wir dem Helden nicht entgegen!
Er sah uns, lächelte und sprach:
„Belohnt ist eure Treu', belohnt durch reichen Segen,
Und eurem Gram folgt Wonne nach.

Nicht Lorbeer'n bring' ich nur für euch aus jenem Streite
Der Sieger selbst erlag im Streit.
Bald zeig' ich glücklich euch die reizendste der Bräute,
Voll hoher Menschenfreundlichkeit."

Und du erscheinst; es tönt Dein Lob von tausend Zungen,
Als uns'rer Treue erster Sold.
O nimm sie freundlich hin, die reinen Huldigungen,
Die unser Herz Dir willig zollt.

Vergiß, was Du verlorst; es soll ein schön'res Leben
Dir dieser Festtag prophezeih'n.
Heil Dir! Der künft'gen Welt wirst Du Monarchen geben,
Beglückter Enkel Mutter sein

Die Prinzessin, entzückt von der Anmuth der kleinen Sprecherin, ließ ihrem natürlichen Gefühl hier freien Lauf. Zu großem Nachtheil des Hof-Ceremoniels vergaß sie ganz und gar die Rückhaltung, welche dasselbe ihr allenfalls zur Pflicht machte, sie durchbrach diese Schranke, neigte sich zu dem kleinen Mädchen nieder, und umarmte und küßte es mit dem ganzen überströmenden Gefühl eines so glücklichen Herzens.

Wer immer von den Zuschauern diese schnell vorübergehende kleine Scene bemerkt hatte, mußte von ihrem sprechenden Inhalt erfreut und entzückt sein; nicht so die Frau von Voß, die Oberhofmeisterin der zukünftigen Kronprinzessin und Königin. Sie gerieth durch die scheinbare Verletzung der Etiquette, des höchsten und hei-

ligsten Gesetzes, welches sie kannte, in große Noth und machte derselben unter verschiedenen Seufzern in den Worten Luft: „Mein Gott! Was haben Ew. Königliche Hoheit gethan? Das ist ja gegen allen Anstand und Sitte!"

Die ihr zu Theil werdende Entgegnung: „Wie? Darf ich das nicht mehr thun?" mochte bereits die Ahnung in ihr erwecken, daß noch mancher Sturm ihrem Allerheiligen bevorstehe, wie wir denn auch im weitern Verlauf unserer Erzählung noch mehreres Derartige mitzutheilen haben.

An diese kleine Episode möge sich hier sogleich eine andere anreihen, welche mehrere Jahre später sich zutrug, am 25. Mai 1798, als der König Friedrich Wilhelm und die Königin Luise zur Huldigung nach Königsberg reisten. Die Königin kam an dem erwähnten Tage nach Stargard in Pommern, und wurde an der für sie bereit gehaltenen Wohnung von neunzehn kleinen Mädchen empfangen, die ihren Weg mit Blumen bestreuten. Die Königin unterhielt sich mit ihnen, und eins derselben erzählte ihr naiv, sie seien eigentlich zwanzig Mädchen gewesen, aber die eine sei wieder nach Hause geschickt worden, weil sie so häßlich ausgesehen habe. Der Königin Herz war von der Zurücksetzung unangenehm berührt, welche das arme Kind erfahren hatte, ließ es sogleich herzuholen, und unterhielt sich mit ihr am meisten und am freundlichsten — sie wollte selbst den Kummer heben, den man dem Kinde bereitet hatte.

Wie schön und ergreifend sind diese beiden kleinen Züge aus dem Leben der hohen Frau! Aus ihnen aber darf man mit vollstem Rechte auf das Größere, auf das Höhere schließen: wie sie sich bemühte, den Kindern freundlich und liebevoll zu sein, so bestrebte sie sich zu jeder Zeit, dem ganzen Volke nicht nur die Königin, sondern eine treue, sorgende und theilnehmende Landesmutter zu sein. —

Doch kehren wir zu dem Verlauf unserer Erzählung zurück.

Der lange und vielfach aufgehaltene Zug kam erst gegen drei Uhr Nachmittags im Schlosse an, wo der Kronprinz und der Prinz Ludwig ihre Verlobten empfingen und der König ihnen den Hof vorstellte. —

Am 24. December fand die Vermählung des Kronprinzen mit der Prinzessin Luise statt. Wir wollen die dabei beobachteten Feierlichkeiten ein wenig beschreiben.

Um sechs Uhr Abends hatten sich die Prinzen und Prinzessinnen in den Gemächern der regierenden Königin versammelt, wo die Braut mit der Krone geschmückt wurde. Von da holte man die Wittwe Friedrich's des Großen, die beinahe achtzigjährige Greisin, ab, und begab sich in langem Zuge nach dem weißen Saal, wo die prächtigsten Vorrichtungen zur Trauung getroffen waren.

Der Oberconsistorialrath Sack, welcher schon den Kronprinzen getauft und confirmirt hatte, vollzog auch die Trauung. Zweiundsiebenzig Kanonenschüsse verkündeten die vollzogene Handlung; die Verwandten des hohen Paars sowie alle übrigen Eingeladenen brachten ihre Glückwünsche dar. Sodann begab sich der Brautzug nach den großen Kammern, neben dem Rittersaale, wo man bis neun Uhr verweilte, später wurde in letzterem gespeist, und nach Beendigung der Tafel im weißen Saale die Festlichkeit des Tages mit dem Fackeltanz beschlossen.

Die Theilnahme der Bevölkerung von Berlin an dem freudigen Ereigniß war eine außerordentliche. Die Bürgerschaft hatte die Absicht, die Hauptstadt am Abend der Vermählung zu erleuchten, der Kronprinz lehnte dies mit den Worten ab: „Wird mich mehr freuen, wenn diejenigen Bürger, die es übrig haben, das Geld, was die Erleuchtung kosten würde, zusammenschießen und es lieber

als Unterstützung für die Wittwen und Waisen der im Kriege Gebliebenen opfern möchten."

Die Illumination unterblieb, das dafür bestimmte Geld, reich vermehrt durch Beigaben der Königlichen Familie, wurde dem Wunsche des Kronprinzen gemäß verwendet.

Der König hatte den Befehl ertheilt, so viel Einlaßkarten als nur irgend möglich in die Gemächer des Schlosses während der Vermählung auszugeben, und sah seinen Wunsch nicht gut und ganz verstanden, als er unter den Zuschauern fast nur Beamte erblickte, die in Uniform erschienen waren. Der König hatte auch die Bürger seiner Hauptstadt soviel als nur möglich um sich zu sehen gewünscht, und äußerte verstimmt gegen seine Umgebung: „Seht wohl noch nicht genug gestickte Kragen um Euch? Ich will auch bürgerliche Hochzeitskleider sehen; übermorgen werden gar keine Karten ausgegeben und Alle zugelassen, die einen ganzen Rock anhaben."

Dieses „übermorgen" bezog sich auf die Vermählung des zweiten Paares, des Prinzen Ludwig und der Prinzessin Friederike, welche am 26. December stattfand. Diesmal hatte man den Befehl des Königs befolgt, eine unabsehbare Menge aus allen Klassen der Gesellschaft füllte die Gemächer des Schlosses und verursachte oft genug ein etwas beschwerliches Gedränge. Selbst der König, der bekanntlich von sehr hoher und starker Gestalt war, hatte darunter zu leiden, die enge Gasse, welche die Menge nur übrig ließ, drohte für ihn doppelt beschwerlich zu werden. Er half sich rasch, statt gerade auszugehen, windet er sich seitwärts durch, den linken Ellbogen voran und mit der rechten Hand seine Dame, die verwittwete Königin führend. Und dabei rief er den Bürgern heiter zu: „Braucht euch nicht zu geniren, Kinder! Der Brautvater darf sich heut nicht breiter machen, als die Brautleute." —

Der Kronprinz und seine junge Gemahlin fuhren am Morgen nach ihrer Vermählung nach der Domkirche, wohnten dem Gottesdienste bei und begaben sich dann in die für sie eingerichtete Wohnung, das kleine Palais, welches Friedrich Wilhelm III. in seiner bewunderungswerthen Einfachheit und Pietät bis zu seinem Tode bewohnt hat.

Dritter Abschnitt.

Die Kronprinzessin.

„War Luise", schreibt eine Dame aus ihrer Umgebung, die sich ihrer besondern vertrauenden Freundschaft erfreute, „schon als Jungfrau eine bewunderte Zierde ihres Geschlechts gewesen; hatte schon ihr erstes Erscheinen als Braut in Berlin die Hauptstadt mit dem Ruhme ihrer Schönheit und Güte erfüllt: so wurde nun ihre Ehe mit dem gleichgesinnten Kronprinzen das hohe, weithin durch das Land leuchtende Vorbild eines wahrhaft deutschen Familienlebens, wie es in dieser wechselseitigen reinen Liebe und treuen Tugend sich leider an den deutschen Fürstenhöfen immer seltener kund gegeben hätte, seitdem die letztern sich darin gefielen, anstatt der alten vaterländischen Sitte lieber der französischen Galanterie zu huldigen. Es herrschte damals die Mode: daß Mann und Frau der höhern Gesellschaft einander mit dem kalten, entfremdenden Sie anredeten — der Kronprinz und die Kronprinzessin kehrten sich nicht daran, sie nannten einander Du und gaben damit dem Altare

der deutschen Häuslichkeit den echten Schmuck der frühern Traulichkeit zurück."

Dieses deutsche Familienleben, dieses treue Füreinanderleben, wie es zwischen Friedrich Wilhelm und Luise in dem ganzen Verlauf ihrer Ehe obwaltete, ist wohl noch selten weiter in den Annalen königlicher Ehen verzeichnet worden. Wahre Herzensneigung hatte die beiden Vermählten zu einander geführt, treueste, zärtlichste Liebe hielt sie für immer verbunden. Oft, wenn die beiden Gatten von geräuschvollen Hoffesten in die Stille ihrer Wohnung zurückkehrten, rief der Kronprinz im Gefühl der Freude, den drückenden Prunk der Oeffentlichkeit abwerfen zu können, aus: „Gott sei Dank, daß Du wieder meine Frau bist!" Und wenn die Kronprinzessin lächelnd frug, ob sie das nicht immer sei, fügte Friedrich Wilhelm hinzu: „Ach nein, Du mußt nur zu oft Kronprinzessin sein!"

Wie unbequem den Vermählten bei solchen Gesinnungen oft genug das Hofceremoniel sein mußte, ist leicht zu errathen, nicht minder auch, daß sie es so viel als möglich und nöthig zu umgehen suchten. Man berichtet aus jener Zeit eine Reihe von kleinen allerliebsten Erzählungen, die von dem Widerstand des hohen Paares gegen die Etiquette und insbesondere deren Stellvertreterin, die Oberhofmeisterin von Voß handeln. Führen wir hier wie später einige dieser kleinen Begebenheiten an.

Zu den Schmerzen der Oberhofmeisterin gehörte unter Anderm der Umstand, daß der Kronprinz, treu seinem Willen, soweit als möglich eine bürgerliche Ehe zu führen, oft seine Gemahlin besuchte, ohne ihr vorher angemeldet zu sein: ein arger Verstoß gegen die Etikette. Als sie eines Tages dem Kronprinzen wiederum vorgestellt hatte, wie groß z. B. dieser Verstoß sei, sagte er ihr: „Nun gut, so will ich mich denn fügen, und um Ihnen davon einen Beweis zu geben, ersuche ich Sie, mich zuvor anzumelden und anzu=

fragen, ob ich die Ehre haben könne, meine Gemahlin, Ihre Königliche Hoheit die Kronprinzessin zu sprechen; möchte ihr gern mein Kompliment machen und hoffe, sie wird es gnädigst gestatten."

Die glückliche Frau Oberhofmeisterin begiebt sich mit dem ganzen Stolz des gewonnenen Sieges und der ganzen Langsamkeit und Würde, wie sie die Etikette vorschreibt, zur Kronprinzessin, um bei ihr eine Audienz für seine Königliche Hoheit, den Kronprinzen zu erbitten — doch wer beschreibt ihr Erstaunen, als sie bei dem Eintritt in's Zimmer den Kronprinzen bereits neben seiner Gemahlin auf dem Sopha sitzen sieht! Er war ihr längst zuvorgeeilt, und empfing sie lachend mit den Worten: „Sehen Sie, liebe Voß, meine Frau und ich sehen und sprechen uns unangemeldet, so oft wir wollen und wünschen; und so ist es damit auch in guter christlicher Ordnung. Sie sind eine charmante Oberhofmeisterin und sollen von nun an Dame d'Etiquette heißen."

Ein ander Mal hatte die Dame d'Etiquette einen größern Schmerz. Der Kronprinz fuhr mit seiner Gemahlin zumeist in einem offenen mit zwei Pferden bespannten Wagen, was der Oberhofmeisterin besonders bei festlichen Auffahrten des Hofes sehr wenig gefallen wollte. Das Ceremoniel verlangte, daß sie sich eines sechsspännigen Staatswagens mit zwei Kutschern und drei Leibjägern bedienten, und die Frau von Voß gab sich alle Mühe, diesen Gebrauch zu retten. Bei einer bezüglichen Gelegenheit ließ sich der Kronprinz scheinbar von ihren Gründen überzeugen, und übertrug ihr, das Arrangement nach ihrem Belieben zu treffen. Der schwerfällige Wagen hält am betreffenden Orte, der Kronprinz nöthigt die Oberhofmeisterin, zuerst einzusteigen, schließt dann schnell hinter ihr den Schlag und befiehlt dem Kutscher, mit ihr allein abzufahren, während er lachend mit seiner Gemahlin in dem einfachen zwei-

spännigen Wagen Platz nimmt, der hinter dem sechsspännigen Staatswagen hielt.

Den größten oberhofmeisterlichen Kummer empfand die Frau von Voß indeß bei einer spätern Gelegenheit, als der Kronprinz und seine Gemahlin ihren Sommeraufenthalt in Oranienburg hatten. Das hohe Paar lud sie zu einer Spazierfahrt in den Wald ein — es versteht sich von selbst, daß diese Einladung mit großer Freude angenommen wird, doch die Freude wandelt sich schnell in großen Schrecken, als die zu der Fahrt befohlene Equipage erscheint. Was für eine war es? Nichts mehr und nichts weniger als ein — Leiterwagen. Der Kronprinz und seine Gemahlin steigen frisch hinauf, die Oberhofmeisterin erstarrt einstweilen unten etwas vor Schreck, und die wiederholte freundliche Einladung, mit von der Parthie zu sein und Platz zu nehmen, bleibt ohne allen Erfolg. Kronprinz und Kronprinzessin mußten ohne Oberhofmeisterin davon fahren.

Doch für jetzt genug von diesen niedlichen kleinen Dingen, wir haben später davon noch mehr zu erzählen, und wollen jetzt in unserer erzählenden Darstellung fortfahren. —

Die Vermählungsfeierlichkeiten der beiden hohen Paare hatten sich bis in die ersten Tage des folgenden Jahres (1794) hineingezogen; die Theilnahme der Bevölkerung von Berlin war eine so herzliche und umfangreiche, daß unter Anderm Fouqué, der damals in Berlin lebte, schreiben konnte: „Die Ankunft und Vermählung beider engelschönen Bräute der beiden ältesten Königssöhne, der Prinzessinnen von Meklenburg-Strelitz, gaben den Städten Berlin und Potsdam einen erhabenen Lichtglanz.“ Ein bald folgender Festtag war der zehnte März, der erste Geburtstag der Kronprinzessin, den sie in Berlin feierte. Abgesehen davon, daß Hof und Bürgerschaft sich bemühten, ihr alle Theilnahme und Huldigung zu

bezeugen, fand das edle Herz der Kronprinzessin von neuem Gelegenheit, durch innige Güte auch in weiterem Kreise Gutes zu thun, Freude und Dankbarkeit zu erwecken. Der König schenkte ihr das Lustschloß in Oranienburg als Sommersitz, welches er neu hatte einrichten lassen, und überraschte und erfreute sie noch außerdem durch eine sinnig zarte Ueberweisung dieses reichen Geschenkes, aber als sie am Abend des frohen und bewegten Tages vom König gefragt wurde, ob ihr Herz befriedigt sei, da sprach sie noch einen Wunsch aus, sie wünschte sich noch eine Hand voll Gold für die Armen der Hauptstadt. Und als der König weiter frug, wie groß sie sich diese Hand voll Gold denke, erwiederte die Kronprinzessin: „grade so groß, als das Herz des gütigsten der Könige." Der König antwortete durch eine reiche Spende, die Armen dankten sie ihrer edlen Fürbitterin. —

Das glückliche Zusammenleben der beiden jungen Gatten sollte bald gestört werden. Während die preußischen Waffen im äußersten Westen der Monarchie noch gegen Frankreich im Felde standen, erhob sich im Osten ein drohendes Ungewitter, die polnische Nation suchte ihre viel geschwächte und bedrohte Existenz wieder herzustellen. Am 24. März (1794) ward in Krakau ein Aufruf an die Nation erlassen, worin alle Waffenfähigen aufgefordert wurden, an der Befreiung des Vaterlandes von fremdem Herrschereinfluß und an der Wiedereroberung der alten Grenzen Theil zu nehmen. Ein Nationalrath wurde eingesetzt, der aus Nordamerika zurückgekehrte Kosciusko zum Oberbefehlshaber ernannt. In Warschau, wo der Schattenkönig Stanislaus unter russischem Gebot zu regieren versuchte, stand ein starkes russisches Corps unter Ingelström; dieses Corps brach zum Theil nach Krakau auf, wurde indeß bereits am 4. April bei Reclawice geschlagen. Wenige Tage darauf, am 17. April, erhob sich Warschau, die Russen wurden mit starkem Verlust

aus der Stadt geworfen, die Revolution gewann immer mehr an Kraft und Ausdehnung. Da rückte ein preußisches Heer von 50,000 Mann, unter General Favrat und persönlicher Leitung des Königs, aus Schlesien gegen Krakau vor, und obschon der polnische Feldherr am 8. Juni die Russen nochmals bei Szczekoczyn schlug, konnte er doch am andern Tage seinen Sieg nicht weiter verfolgen, die preußische Armee griff ihn an und zwang ihn nach einem hartnäckigen Gefecht bei Raffka zu einem höchst nachtheiligen Rückzuge. Am 15. besetzte ein preußisches Armeecorps von 6000 Mann unter General Elsner Krakau, die preußische Armee unternahm die Belagerung von Warschau. Sie begann mit Entschiedenheit erst am 27. Juli, und machte nicht eben sonderliche Fortschritte. Hierzu kam, daß im Rücken der preußischen Armee, in den eigenen Landestheilen, welche früher zu Polen gehört hatten. Spuren der Empörung sich zeigten: diese Umstände, wie auch der Wille des Königs, die Truppen so viel als möglich zu schonen, wurden Veranlassung zu dem Beschluß, am 6. September die eigentliche Belagerung aufzuheben, und die Armee ein verschanztes Lager bei Chrzonowice, einige Meilen südwestlich von Warschau, beziehen zu lassen. Am 18. verließ der König überhaupt selbst die Armee, deren Oberbefehl Graf Schwerin übernahm. Wir fügen kurz noch die weitere Geschichte dieser polnischen Erhebung hinzu, und theilen mit, daß Kosciusko am 10. October bei Macieowice geschlagen und gefangen genommen, daß Praga am 4. November von dem blutigen Suwarow erstürmt und Warschau besetzt wurde. Die Trümmer der polnischen Armee ergaben sich am 18. November bei Radoszice den Russen; die Diplomaten beendigten im folgenden Jahre die ganze Angelegenheit mit der sogenannten dritten Theilung Polens. Preußen hatte durch die zweite Theilung im Jahre 1793 einen Zuwachs von 1061 Quadratmeilen mit 1,136,000 Einwohnern er=

halten, bei der dritten bekam es 977 Quadratmeilen mit 864,000 Einwohnern. —

Der Kronprinz und Prinz Ludwig waren wiederum zusammen am 13. Mai von Berlin in's Feld gegangen. Der Erstere hatte am 27. Juli bei der Belagerung von Warschau unter der persönlichen Leitung des Königs selbst eine Sturmkolonne bei dem Angriff der Kreuzschanze von Wola geführt, der König die zweite, der Kronprinz die dritte, und sich dabei ungenirt dem feindlichen Feuer ausgesetzt. Als die Kronprinzessin davon benachrichtigt wurde, äußerte sie: „Ich zittere vor jeder Gefahr, der mein Mann sich aussetzt; aber ich sehe ein, daß der Kronprinz, welcher der erste nach dem König auf dem Throne ist, auch der erste nach ihm im Felde sein muß.“ So wußte sie mit starkem Muth die sorgenvolle Bekümmerniß zu beherrschen, welche sich der jugendlichen Gattin in der gefahrvollen Abwesenheit ihres Gemahls wohl zuweilen nahen mochte.

Am 22. September endlich wurde ihr das Glück zu Theil, den geliebten Gemahl ungefährdet in Berlin wieder eintreffen zu sehen. Leider sollten jene Tage nicht vorübergehen, ohne von einem schmerzvollen Ereignisse bezeichnet zu werden; die Kronprinzessin wurde nämlich gleich nach der Rückkehr ihres Gemahls von einer todten Tochter entbunden. Es ereignete sich dieses Unglück in Folge eines Falles, den sie auf einer Treppe im Palais erlitten. Der Hofmarschall hatte in der Meinung, die Kronprinzessin sei ausgefahren, einem Fremden gestattet, die Zimmer des Palais zu besehen; mit diesem Fremden traf sie unvermuthet zusammen, und stürzte die Treppe hinab. Der Schmerz über dieses unglückliche Ereigniß war in der königlichen Familie sehr groß, um so höher die Freude, als die Kronprinzessin ein Jahr darauf, am 15. October 1795 Morgens um 6 Uhr glücklich von einem Sohne entbunden wurde.

Zweiundsiebenzig Kanonenschüsse verkündeten, daß der Kronprinz geboren sei. Die Freude darüber zeigte sich entschieden und umfangreich in der großen Theilnahme der ganzen Hauptstadt. Am 28. October wurde der Neugeborene von dem Oberconsistorialrath Sack getauft. Der Großvater des Kindes, König Friedrich Wilhelm II., hielt ihn über der Taufe. Als Zeugen der heiligen Handlung waren noch gegenwärtig: die Gemahlin des Königs, die Wittwe Friedrich's des Großen, der Prinz und die Prinzessin Heinrich, der Prinz und die Prinzessin Ferdinand von Preußen, der Herzog von Meklenburg-Strelitz. Abwesende Taufpathen waren: die Kaiserin Katharina von Rußland, der römische Kaiser Franz, der König Georg III. von England und dessen Gemahlin Sophie Charlotte, der regierende Herzog Ferdinand und die verwittwete Herzogin von Braunschweig.

Durch die Geburt des Prinzen wurde das Glück der beiden Gatten außerordentlich erhöht. Es lag ihnen daran, dieses Glück so viel als möglich in ungestörter Ruhe genießen zu können, dazu war indeß Oranienburg, wo sie die Sommermonate der Jahre 1794 und 1795 zugebracht hatten, wenig geeignet. Das Schloß war zu großartig, seine Umgebung zu geräuschvoll. Da hörte der Kronprinz, daß ein zwei Meilen von Potsdam unweit der Havel gelegenes Gut Paretz zu verkaufen sei. Er kannte es bereits, erinnerte sich seiner angenehmen Lage, und brachte es für die Summe von dreißigtausend Thalern an sich. Man trug das alte gutsherrliche Wohnhaus ab und erbaute an dessen Stelle das neue Schloß, wobei der Kronprinz immer seine besondere Aufmerksamkeit dahin richtete, daß die Bauten und Anlagen in einfach-ländlichem Style gehalten werden sollten. „Nur immer denken, daß Sie für einen armen Gutsherrn bauen", war das freundliche Wort, welches der

Kronprinz mehr als einmal zu dem Oberbaurath Gilly, der den Bauplan entworfen, äußerte.

Erzählen wir mehr von Paretz, wie wir es in den besten darauf bezüglichen Quellen finden.

„Etwas Ausgezeichnetes und Vorzügliches hat das Dorf Paretz gar nicht, vielmehr giebt es schönere Dörfer im fruchtbaren Havellande. Aber die Gegend ringsum hat einen milden, ländlichen, idyllischen Charakter, und macht auf den, der Ruhe, Stille und Einsamkeit sucht und liebt, einen sanften wohlthuenden Eindruck. Das Auge ruhet gern auf diesen von Heerden belebten, grünen Flächen, und es wehet daher der sanfte Hauch friedlicher Abgeschiedenheit. Es wird ruhig in der Brust und man möchte gern länger dableiben. Das Dorf selbst ist heiter, hat wohlerhaltene Bauernhäuser und in seiner Mitte eine höher gelegene Kirche, wohin angenehme, mit Bäumen bepflanzte Wege führen. Die Bauernfamilien, die hier wohnen, sind durch die Güte des Königs wohlhabend, man sieht's ihnen an, daß es ihnen wohlgeht, und ihre Kinder, in einer guten Schule unterrichtet, bewegen sich gesittet, gesund und fröhlich umher. Das königliche Amtshaus, von einem Amtsrathe bewohnt, verkündigt Wohlhabenheit und giebt das angenehme, volle, lebendige Bild einer gesegneten Landwirthschaft. Auf einem der schönsten Punkte, der Kirche gegenüber, liegt das königliche Schloß, einfach und schmucklos, wie viele Edelleute und Gutsbesitzer es reicher, besser und geräumiger haben; doch fehlt nichts, was Bequemlichkeit und Behaglichkeit sich wünschen mag. Ein heiterer Garten- und Speisesaal steht auf dem Hofe in der Nähe der Gewächshäuser und das Ganze umzieht, in verschlungenen schattigen Wegen, in Aus- und Fernsichten und kräftigen Baumgruppen, ein schön angelegter und gut erhaltener Park. Namentlich ist eine stille Grotte in der Nähe einer Brücke, und mit dem Anblick der nahen Wiesen und ihren still

einherschreitenden Störchen bildet sie eine vertrauliche Ruhestätte, in der man gern über Vergangenheit nachdenken und träumend an ihrem Bilde hangen mag. Die Singvögel der Umgegend, beschützt und genährt vom Hofgärtner, wählen gern diesen stillen Park zu ihrem freien, frohen Aufenthalt. Hier wird dem Herzen wohl und hier athmet es leichter."

Das ist Paretz, von dem der spätere König sich zuweilen scherzhaft der Schulze von Paretz nannte, und von dem seine Gemahlin einer fremden Fürstin gegenüber äußerte: „Ich gefalle mir ausnehmend als gnädige Frau von Paretz."

Hier lebte das hohe Paar im glücklichsten Familienleben so viel der schönen Sommerzeit, als die Staatsgeschäfte dem Kronprinzen nur gestatteten, ungestört von dem Geräusch der gewöhnlichen Umgebung, nicht aufgehalten von den Fesseln seines hohen Standes.

Ein von uns noch mehr zu erwähnender bedeutender Mann jener Zeit, der Vertraute des spätern Königs, der General von Köckeritz, berichtet einmal in einem Briefe über den Aufenthalt in Paretz: „Ich habe mit unserer gnädigen Herrschaft auf ihrem Landgute Paretz frohe Tage verlebt. Wir haben uns ungemein divertirt, und alles Angenehme des Landlebens in ganzer Fülle genossen, wobei die Jagd und Wasserfahrt die Hauptbelustigung waren. Mein guter Herr würde auch noch nicht so bald das ruhige Landleben, wofür er mit seiner Gemahlin soviel Gefühl und Stimmung hat, mit dem quälenden Geräusch der großen Stadt verwechselt haben, wenn nicht Geschäfte seine Gegenwart erfordert hätten. Die guten Menschen genossen mit einem heitern Herzen so ganz das Einfache der Natur, entfernt von allem Zwange nahmen sie herzlichen Antheil an den naiven Aeußerungen der Freude des Landvolkes, besonders bei dem fröhlichen Erntefeste. Die hohe schöne königliche Frau vergaß ihre Hoheit und mischte sich in die lustigen Tänze der

jungen Bauernsöhne und Töchter und tanzte vergnügt mit. Hier war im eigentlichen, aber besten Verstande Freiheit und Gleichheit; ich selbst dachte nicht daran, daß ich 55 Jahre zurückgelegt und tanzte gleichfalls mit, und so auch desgleichen, von unserm gnädigen Herrn dazu aufgefordert, die Frau Oberhofmeisterin von Voß. O, wie waren wir Alle so glücklich!" —

Die Bewohner des Dorfes hatten sich bald den Wünschen ihres neuen Gutsherrn gewöhnt. Sie waren fleißige, stille Leute, welche den Kronprinzen und späteren König von Herzen liebten. Dafür war aber auch er ihnen zugethan und bereit, ihnen zu helfen, wenn sie es nöthig hatten und verdienten. Es giebt eine große Zahl niedlicher kleiner Erzählungen, welche auf den Aufenthalt in Paretz Bezug haben — ein Paar davon wollen wir mittheilen.

Ein oder ein paar Jahre, nachdem der Kronprinz das Gut käuflich erworben hatte, befand er sich daselbst mit seiner Gemahlin zur Zeit der Ernte. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, er wolle ein Erntefest geben, und als er selbst von diesem Gerücht vernahm, setzte er auf den Scherz eingehend das Fest auf nächsten Sonntag fest. Eine große Menge Gäste fanden sich dazu ein, das Fest fand statt. Nach der Tafel empfing Friedrich Wilhelm den festlich geschmückten Zug, der ihm unter einer etwas unharmonischen Musik die Erntekrone brachte. Die Großmagd hielt eine wohlgesetzte Rede, welcher er, bis zum Ende anzuhören gütig genug war, und mußte den Kranz dann in's Palais zu seiner Gemahlin tragen. Nachher begann der Tanz, an dem auch Friedrich Wilhelm und Luise Theil nahmen, alle Anwesenden wurden dazu eingeladen und reichlich mit Essen und Trinken versehen. Die Fröhlichkeit dauerte bis spät am Abend, das hohe Paar beehrte die Gesellschaft auf mehrere Stunden mit ihrer Anwesenheit.

Dieses Fest wiederholte sich dann alljährlich, und wurde ein

förmliches Volksfest für die ganze Umgegend. König und Königin mischten sich mit huldreicher Leutseligkeit unter die Menge und erhöhten dadurch das Vergnügen der Anwesenden in nicht geringem Grade. Die Kinder besonders waren es, welche sich vieler Güte von Seiten der Königin zu erfreuen hatten; oft kaufte sie große Vorräthe von Eßwaaren oder auch eine Anzahl Loose aus den Würfelbuden, zur Vertheilung an die Kinder, wobei denn die ärmeren reichlicher bedacht wurden. Die königlichen Kinder mischten sich dann wohl selbst unter die anwesende Dorfjugend und halfen bei der Vertheilung. Auch der König unterhielt sich zuweilen mit den jugendlichen Einwohnern von Paretz, und theilte wohl selbst die Ueberreste an Kuchen und Früchten von der Tafel unter sie aus. Unter anderm frug der König einmal mit Bezug auf die Meinung, daß die Ananas den Wohlgeschmack mehrerer vorzüglicher Früchte in sich vereinige, einen Bauerknaben, ob er schon einmal Ananas gegessen habe. „Nein, Herr König!“ war die Antwort.

Der König reichte ihm darauf ein Stück, was sich der Knabe vortrefflich schmecken ließ. Man sah ihm an, daß er diese ihm bis dahin unbekannte Frucht zweifelsohne zu den gutschmeckenden Gerüchten rechnete, und als der König weiter frug, was er wohl herausschmecke, antwortete der Junge vergnügt: „Herr König, sie schmeckt mir wie Wurst.“ Der lächelnde König machte seine Umgebung auf dieses Geständniß aufmerksam, was zweifelsohne zu Ungunsten der Behauptung war, daß die Ananas den Geschmack verschiedener Früchte in sich vereinige. —

Von dem Aufenthalt zu Paretz dürfen wir noch eine kleine Episode ernsteren Inhalts berichten: eine Aeußerung der Königin, welche mit einem Wort des Königs in besonderem Zusammenhang steht, das er eine Reihe von Jahren nachher in Tilsit aussprach.

Das königliche Paar machte von Paretz aus zuweilen Aus-

flüge auf die benachbarten Höhen, und zwar zumeist zu Pferde. Bei einem dieser Spazierritte bemerkte Friedrich Wilhelm, daß seine Gemahlin die Augen schloß, als sie ihr Pferd in Galopp gesetzt hatte; er frug besorgt, ob sie vielleicht eine Anwandlung von Furcht spüre, die Königin antwortete indeß: „Das nicht, aber wenn ich beim Galopp die Augen zudrücke, dann ist es mir gerade, als schaukele ich in einer Wiege, und ich träume mich in meine Kindheit zurück.“

„Und an wen denkt dann das Kind?“ frug der König weiter.

Die Antwort war: „An wen anders, als an meine unvergeßliche Mutter, der es leider nicht beschieden war, das Glück ihrer Luise an Deiner Seite zu erleben!“

Wir werden später noch ein Paar mit diesen Worten in gewissem Zusammenhange stehende andere Aeußerungen der Königin und des Königs anführen, und kehren jetzt in die Mitte unserer Darstellung zurück.

Das glückliche Familienleben des hohen Paares, wie wir es in seinen Umrissen erwähnten, sollte bald durch eine Reihe von Todesfällen gestört werden, welche die königliche Familie mit tiefem Leid betrafen. Innerhalb weniger als Jahresfrist verlor sie drei ihrer Glieder, darunter eins in der ganzen Fülle jugendlicher Manneskraft.

Prinz Ludwig, der geliebte Bruder und Schwager des Kronprinzen, starb nach einem Krankenlager von nur wenigen Tagen am 28. December 1796. Seit drei Jahren vermählt starb er im Alter von noch nicht vierundzwanzig Jahren, seine jugendliche Wittwe zählte erst achtzehn. Der junge Prinz war mit Vorzügen und männlichen Tugenden reich ausgestattet, dem königlichen Vater in liebevoller Ehrfurcht, dem älteren Bruder in treuer Liebe zugethan gewesen — das ganze königliche Haus war von dem uner-

warteten Verlust tief erschüttert. Ein Zeitgenosse schreibt wenige Tage nach dem unglücklichen Ereigniß: „Vor des Prinzen Tode noch besuchte ihn der König. Se. Majestät stiegen im kronprinzlichen Palais ab, ließen sich von Sr. Königl. Hoheit hinüber führen und weinten die gerührtesten Vaterthränen am Bette ihres ohne Hoffnung darnieder liegenden Sohnes. Auch die Königin war außer sich. — Die Gemahlin des verstorbenen Prinzen mußte in das kronprinzliche Palais, in ein Gemach neben der Kronprinzessin Kabinet gebracht werden, wo diese und der Kronprinz einzig sie zu trösten suchen." *)

Der Kronprinz war durch den Verlust des über alles geliebten Bruders so tief erschüttert, daß er selbst von einer heftigen Krankheit ergriffen wurde, sie ging zum Glück ohne üble Folgen vorüber. —

Wenige Wochen nach dem Tode des Prinzen Ludwig, am 13. Januar 1797, verschied die Wittwe Friedrich's des Großen, Elisabeth Christine, im Alter von 82 Jahren und 2 Monaten. Von den Vorzügen ihrer hohen Stellung hatte ihr das Geschick nur wenig mehr als die Freude an ausgedehnten Wohlthaten geboten, und Mildthätigkeit war denn auch fast identisch mit ihrem Namen

---

*) Die verwittwete Gemahlin des Prinzen Ludwig vermählte sich noch zweimal: am 10. December 1798 mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels, welcher am 13. April 1814 starb, und am 29. Mai 1815 mit Ernst August, Herzog von Cumberland, dem spätern König von Hannover. Ihre Kinder aus erster Ehe sind der Prinz Friedrich von Preußen und die Herzogin Friederike von Anhalt-Dessau; aus zweiter Ehe: der Prinz Friedrich Wilhelm von Solms-Braunfels, die Prinzessin Albertine von Schwarzburg-Rudolstadt, die Prinzen Alexander und Karl von Solms-Braunfels; aus dritter Ehe: der jetzige König von Hannover. Sie selbst starb am 29. Juni 1841.

geworden. Ihr Gemahl hinterließ ihr ein Paar kalte Worte in seinem Testament, wenn er schrieb: „Sie hat während meiner ganzen Ehe mir nicht die mindeste Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben, und ihre unerschütterliche Tugend verdient Ehrfurcht und Liebe.“ — Die Armen, die zahllosen Bedürftigen, denen sie ihr ganzes Leben lang helfend und tröstend zur Seite gestanden, weinten ihr heiße Thränen nach.

Ehe wir des dritten Todesfalles erwähnen, ehe wir von dem Ableben des Königs selbst berichten, haben wir noch anzuführen, daß die Kronprinzessin am 22. März (1797) einem zweiten Prinzen das Leben gab, welcher in der Taufe die Namen Friedrich Wilhelm Ludwig erhielt. —

Der König Friedrich Wilhelm war von dem Tode seines zweiten Sohnes heftig ergriffen worden. Seine Gesundheit, seit Jahren geschwächt, schwand immer mehr, vergebens hatte er die Heilquellen von Pyrmont besucht, seine hohe, starke Gestalt war zusammengefallen, der König selbst glaubte an seinen bald erfolgenden Tod, und sollte bereits bei der Nachricht von dem erfolgten Tode der verwittweten Königin zu seinem Günstling Bischofswerder geäußert haben: „Jetzt komme ich dran!“ Diese Vorahnung sollte sich erfüllen. Bereits am 25. September, dem letzten Geburtstag des Königs, erschien er sehr leidend, vom 9. October ab war er von seinen Leibärzten als unrettbar aufgegeben. Er hatte sich in das Marmorpalais am heiligen See zurückgezogen, nur von wenigen Personen umgeben, und empfing einen Tag vor seinem Tode noch einmal seine Gemahlin, den Kronprinzen und die Kronprinzessin. Er war bereits außerordentlich leidend und nur mit größter Anstrengung vermochte er dem Kronprinzen wenige Worte zu sagen. „Mein lieber Sohn“, redete der sterbende König mit bebender Stimme, „ich kenne Deine vortrefflichen Eigenschaften zu gut, um

nicht gewiß zu sein, daß Du einst das Glück unserer getreuen Unterthanen machen wirst und daß Du die Achtung, welche sich das Haus Brandenburg erworben hat, in seinem vollständigen Glanze erhalten wirst. — Dein Schmerz rührt mich — — allein noch ist es nicht so weit, sich dem ganz hinzugeben, Du warst im vorigen Winter auch schon aufgegeben — und hast Dich doch wieder erholt — wir alle stehen in der Hand Gottes — die Gefahr aber ist mir nahe — ich will's nicht aufschieben — nicht aufschieben — Dir meinen väterlichen Segen zu geben." Der weinende Kronprinz kniete zu den Füßen des sterbenden Vaters und empfing seinen Segen. Zu seiner Gemahlin wandte sich der König mit den Worten: „Mein Bedauern, Sie zuweilen gekränkt zu haben, Madame, thut mir aufrichtig leid, allein bewahren Sie sich die feste Versicherung, daß ich keinen Augenblick meines Lebens aufgehört habe, eine so tugendhafte Gattin zu lieben und hochzuachten." Es waren die letzten Worte, welche die königliche Familie von dem Sterbenden vernahm. Gegen 9 Uhr am 16. November (1797) machte der Tod den Leiden des Königs ein Ende. —

Die Zeitschriften jener Periode erzählen von einer Unterredung, welche Friedrich Wilhelm II. an seinem letzten Geburtstage mit der Kronprinzessin gehabt, und bei welcher den Berichten von Augenzeugen zufolge Beide nicht wenig ergriffen geschienen hätten. Die Schlußworte dieser Unterredung seien ohngefähr die gewesen, daß für den Fall, daß sein Sohn und Nachfolger bei seiner Thronbesteigung der öffentlichen Meinung ein solches Opfer bringen müsse, die Kronprinzessin der Unglücklichen sich so viel als möglich annehmen möge.

Hiermit ist ein am Todestage des Königs eintretendes Ereigniß angedeutet, die Verhaftung der Gräfin Lichtenau. Es wurde ein Prozeß gegen sie eingeleitet, in Folge dessen man ihr die Festung

Glogau als Wohnsitz anwieß und ihr zugleich eine bedeutende jährliche Pension verlieh, so daß sie ohne Sorgen leben konnte. Der König Friedrich Wilhelm III. soll das strenger lautende Urtheil der mit der Untersuchung betrauten Commission in angeführter Weise auf die Fürbitte seiner Gemahlin gemildert haben, die sonach dem Wunsche des verstorbenen Königs Genüge leistete. —

Die Königin Luise schrieb am Tage ihrer Krönung an ihre Großmutter: „Ich bin Königin, und was mich dabei am meisten freut, ist die Hoffnung, daß ich nun meine Wohlthaten nicht mehr so ängstlich werde zu zählen brauchen!" —

Vierter Abschnitt.

Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's III.

Friedrich Wilhelm III. bestieg unter schwierigen Verhältnissen den Thron seiner Väter.

Die jüngstvergangenen Jahre hatten den staunenden Völkern Europa's das Schauspiel einer über alles blutigen Revolution eröffnet — Niemand konnte wissen, wann und wie dieses Drama enden werde. Die Nachbarstaaten hatten ihre Heere an den französischen Grenzen aufgestellt, um die Revolution entweder zu besiegen oder wenigstens auf ihren Heerd zu concentriren: das erstere war gar nicht, das andere nur unvollständig gelungen. Beinahe das ganze Europa stand gegen Frankreich in Waffen, und dennoch konnte von erkämpften Siegen wenig berichtet werden. König Friedrich Wilhelm II. hatte die preußischen Waffen mehr als seine Verbündeten mit Ruhm gegen den gemeinsamen Gegner geführt, dabei aber mit scharfem Auge entdeckt, daß eine Verlängerung des Krieges nicht allein für Preußen, sondern für das ganze deutsche Reich sehr

gefährlich sein würde, und hatte deshalb zu Basel einen Frieden mit der Republik Frankreich geschlossen. Sein Nachfolger fand nun allerdings diesen Frieden bei seinem Regierungsantritt vor, aber nicht minder die traurigen Folgen der ihm vorausgegangenen Feldzüge, wie außerdem seinen Theil der für ganz Europa kritischen Lage, der ihm nicht erspart bleiben konnte.

Zu dem Ersteren gehörte die Zerrüttung der preußischen Finanzen; Friedrich II. hinterließ ein unbesiegtes Heer und einen gefüllten Staatsschatz; Friedrich Wilhelm II. hinterließ ein nicht in offener Schlacht, aber doch durch den Ausgang der Feldzüge halb und halb geschlagenes Heer und einen leeren Schatz nebst einer großen Summe Staatsschulden. Zu dem Andern gehörte, daß das deutsche Reich in den letzten Zügen lag, daß die in Frankreich zur Herrschaft gelangten politischen Ideen im Auslande ebensosehr an Terrain zunahmen, wie das bisherige Princip es verlor. Fügen wir hinzu, daß es dem Scharfblick des jugendlichen, kaum siebenundzwanzig Jahre alten Monarchen nicht verborgen blieb, wie wenig stark der innere Halt des Staats, wie ungeeignet die ganze Staatseinrichtung war, um gelegentlich einem stärkeren Sturme widerstehen zu können — rechnen wir das alles zusammen, so finden wir unsere Behauptung gerechtfertigt, daß kaum ein anderer Monarch der neueren Zeit unter gleich schwierigen Verhältnissen seine Regierung begann und nach den schwersten Unglücksfällen glorreicher führte und beendigte, als Friedrich Wilhelm III., nicht der größte König von Preußen, aber der edelste und beste Regent seiner Zeit.

Es liegt nicht in den Grenzen unseres Buches, speciell zu berichten, wie Friedrich Wilhelm III. nach allen Richtungen hin sich gezwungen sah, das von seinem Vorgänger Ueberkommene mit Besserem zu vertauschen — wir erzählen davon in einem späteren Bande unseres Werkes, und begnügen uns hier damit, Einzelnes

herbeizubringen, was von dem besten Willen, dem Scharfblick und dem Edelmuth des jugendlichen Königs die umfassendste Kunde giebt.

Noch am Tage seiner Thronbesteigung schrieb er an einen erprobten Freund und Diener, den General von Köckeritz, einen Brief, der in keiner preußischen Geschichte, wäre sie auch von noch so geringem Umfange, fehlen dürfte. Dieser Brief liefert den Beweis, wie ernst und erhaben der König seinen Beruf auffaßte — es ist der folgende.

„So lange ich Sie nun kenne, vorzüglich aber in den letzten Jahren, wo ich Sie täglich zu sehen und zu beobachten Gelegenheit gehabt, habe ich mich immer mehr in der Idee bestärkt gefunden, in Ihnen einen Mann zu besitzen, der mir dereinst durch seinen Biedersinn, richtige Beurtheilung, natürlichen Verstand, festen Charakter und die erprobteste Rechtschaffenheit ganz vorzügliche Dienste zu leisten im Stande sein wird. Mit Recht setze ich nun mein ganzes Vertrauen auf Sie und zwar aus oben angeführten Gründen. Ich bin ein junger Mensch, der die Welt noch immer zu wenig kennt, um sich gänzlich auf sich selbst verlassen zu können und um nicht befürchten zu müssen, bei aller Vorsicht, von unredlichen Menschen hintergangen zu werden; ihm muß daher ein jeder gute Rath, sobald er redlich gemeint, willkommen sein. Diesen guten Rath erwarte ich aber vorzüglich von Ihnen und zwar abermals aus den oben angeführten Ursachen. Ich bitte Sie daher, bleiben Sie immer mein Freund, so wie Sie es bis jetzt gewesen; verändern Sie nicht Ihre Art gegen mich zu denken und sein Sie überzeugt, daß ich immer derselbe bin, mag sich auch mein Titel verändern, wie er will! In meiner künftigen Lage brauche ich einen wahren Freund und Rathgeber mehr, als jeder Andere. Nichts ist aber alsdann schwerer, als einen solchen zu finden. Wie oft und wie vielfältig haben sich nicht hierin manche gute Herren geirrt und

wie unglücklich sind nicht öfter ihre Wahlen dabei ausgefallen. Dies kann bei Ihnen nicht der Fall sein, ich kenne Sie zu gut und bin daher meiner Sache gewiß. Allein erlauben Sie mir eine Frage: Werden Sie auch immer so bleiben, wie Sie jetzt sind? immer so denken, so handeln? O, thun Sie dies, lassen Sie sich durch nichts verblenden! Bleiben Sie immer auf dem geraden Wege! Lassen Sie sich weder durch falsche Ehrbegierde, noch durch Eigennutz verblenden! Lassen Sie sich nicht durch falsches Einreden und durch unrichtige Vorspiegelungen überlisten! Meiden Sie die Parteilichkeit und handeln Sie stets nach Ihrer innern Ueberzeugung, d. h. nach Pflicht und Gewissen. Meinen Sie nicht, wenn Sie dieses lesen, als ob ich den geringsten Argwohn hätte, daß Sie auf diese Abwege gerathen könnten! Nein, wahrlich nicht! ich halte es bei Ihnen für unmöglich. Allein die Erfahrung lehrt allzusehr, wie die besten Menschen, wenn sie zu einer gewissen Stufe gekommen, oft schwindlich geworden und gar nicht mehr die nämlichen geblieben. Wenn Ihnen also gleich Ihre innere Ueberzeugung die Unmöglichkeit einer solchen Veränderung bei Ihnen versichert, so verabsäumen Sie dessenungeachtet nicht, Ihre Handlungen nach jenem Probirstein zu prüfen und denken Sie immer daran, daß Sie Mensch sind und also fehlen können. Daß Sie Menschenkenntniß besitzen, d. h. daß Sie selbige nach ihren Handlungen, nach ihrem Thun und Lassen richtig zu beurtheilen vermögen, dies habe ich bei Ihnen zu prüfen Gelegenheit gehabt. Auch hierin müssen Sie mir also inskünftige beistehn. Niemand irrt sich mehr in der Beurtheilung der Menschen, als ein Fürst, und dieses ist ganz natürlich; denn jedermann ist beeifert und gewöhnt, sich selbst in dem Lichte vorzustellen, seine Höcker und Fehler weislich zu verbergen und immer im Angesicht des Fürsten anders zu erscheinen, als er wirklich ist und zwar so, wie er seine Absichten am Besten

erreichen zu können glaubt. Man lernt sehr bald die Launen und Lieblingsneigungen eines Fürsten kennen, und alsdann wird es dem gewitzigten Menschenkenner nicht schwer, seine Maske, in der er erscheinen will, danach zu formen. Von Ihnen also erwarte ich, daß Sie sich ohne Geräusch und ohne besondere Absichten merken zu lassen, nach braven, rechtschaffenen und einsichtsvollen Männern umsehen und zu prüfen bemüht sind, wie und auf was für Art man sie besser zu brauchen und zu belohnen im Stande wäre. Sodann haben Sie sich gleichfalls zu bemühen, die öffentliche Meinung, so man gegen mich und meine Anstalten und Absichten hegt, auszuforschen, die Urtheile, die man darüber fällt, zu prüfen, und, wenn sie Ihnen richtig zu sein scheinen, darüber im Vertrauen mit solchen Personen zu sprechen, von denen Sie glauben, daß sie unparteiisch reden werden und die Sache aus dem rechten Gesichtspunkte zu beurtheilen im Stande sind. Nun haben aber alle Dinge eine gute und eine böse Seite; es muß also nur abgewogen werden, ob das Gute oder das Böse derselben das Uebergewicht behält. An schiefe und unrichtige Beurtheilungen, an denen es nie fehlt, darf man sich nicht stoßen, am wenigsten, wenn solche von Personen kommen, die keine richtige Einsicht in die Sache haben, oder die etwa parteiisch, oder sonst etwa eine Absicht dabei haben mögen, oder wohl gar nur urtheilen, um sich ein gewisses wichtiges Ansehen zu geben. An solche Urtheile, sage ich, hat man sich nicht zu stoßen, oder man bringt nichts zur Ausführung und gelangt nicht zu dem Zweck, den man sich vorgenommen, denn solche Urtheile sind unausbleiblich. Man handle also nur nach innerer Ueberzeugung und nach Recht und Gerechtigkeit, so wird sich zuletzt alles fügen. Wenn Sie nun solche Dinge ausgeforscht, so erwarte ich von Ihrem Biedersinn, daß Sie mir selbige bei Gelegenheit vorhalten und mir darüber Ihre Meinung zu erkennen

geben. Ich werde gewiß hierbei nie die gute Absicht verkennen, vielmehr bemüht sein, davon Gebrauch zu machen. — Nur noch ein wichtiger Gegenstand, bei dem ich Sie zu gebrauchen Willens bin. Nach vielen Hin- und Hersinnen und nach meiner innern Ueberzeugung weiß ich kein besseres Mittel, um die Zerrüttung in den Finanzen wiederherzustellen und ein auf Ordnung ruhendes festes System der Staatsverwaltung einzuführen, als wenn ich die erfahrensten und geschicktesten Staatsmänner anhero berufe und eine Commission niedersetze, welche alle Branchen der innern Staatsverfassung durchgehe und prüfe, um sodann die Mittel zu deren Verbesserung und zur Abstellung der eingeschlichenen Mißbräuche ausfindig zu machen, mir selbige sodann vorlegen zu lassen, selbst zu untersuchen und dasjenige, was ich für richtig und anwendbar finde, einzuführen. Bei dieser Untersuchungs-Commission ist es von der größten Wichtigkeit, daß bei den Mitgliedern derselben die beste Einigkeit herrsche, daß sich keine Parteilichkeit hineinmische und daß einzig und allein das Wohl des Staats sie leite und als der Zweck ihrer Zusammenberufung ihnen beständig vor Augen bleibe. Nun aber lehrt leider die Erfahrung, daß talentvolle Männer selten mit einander hermonieren, woraus denn mir natürlich viel Uebels und Nachtheiliges entsteht. Der gute Zweck wird vergessen und die Caprice der Einzelnen verdirbt das Ganze und hat die übelsten Folgen. Da nun aber bei einem Gegenstande von so großer Wichtigkeit dergleichen Capricen mehr als irgendwo vermieden werden müssen und um einen so guten Zweck zu erreichen, Alles in's Werk zu setzen ist, weshalb alle Nebenbeschäftigungen, so dem wahren Zweck entgegen stehen, zu entfernen sind, und das Bestreben sämmtlicher Mitglieder nur auf einen Punkt zu richten ist, so halte ich eine Mittelsperson hierbei für höchst nothwendig. Zu dieser Mittelsperson aber schickt sich keiner so gut wie Sie. Sie

besitzen ganz den Charakter und den Humor, der hierzu erforderlich ist, daher auch meine Wahl sogleich auf Sie gefallen, und werden Sie Folgendes dabei beobachten: Bei allen Conferenzen werden Sie zugegen sein, um als Zeuge der Verhandlungen mir im Kurzen rapportiren zu können. Sie kennen meine Denkungsart; sollten Sie daher bemerken, daß man hier oder da zu weit ginge, oder die gute Absicht, die ich dabei habe, verfehlt würde, oder auch Beschlüsse gefaßt würden, die Sie, Ihrer innern Ueberzeugung nach, für Unrecht hielten, so könnten Sie Ihre Meinung über einen solchen Gegenstand den Uebrigen mittheilen. Kann man Sie nicht durch Beweise von der richtigen Prozedur überführen, so haben Sie darauf anzutragen, mir die Sache zur Entscheidung vorzulegen, nochmals aber mit gescheidten Männern darüber zu sprechen und mir deren Urtheil zu hinterbringen. Sollten Sie Uneinigkeit, heimlichen Haß oder Caprice unter den Mitgliedern entdecken, so sind Sie berechtigt, sie in meinem Namen auf den Zweck ihrer Zusammenberufung aufmerksam zu machen und dahin zurückzuführen, die Gemüther zu beruhigen und sie zu vereinigen zu suchen. Ihr richtiger, gerader Verstand, gute Beurtheilung und Kaltblütigkeit werden Ihnen hierzu die besten Mittel an die Hand geben und besitzen Sie auch hierzu die erforderliche ungekünstelte Beredtsamkeit. Aus allem diesen werden Sie ersehen, daß Sie einen großen Geschäftskreis insküftige werden zu besorgen haben. Bleiben Sie daher immer der nämliche redliche Mann! Meiner Seits haben Sie sich alsdann der vollkommensten Dankbarkeit und Erkenntlichkeit zu versichern und anderer Seits haben Sie zu bedenken, daß Sie mich nicht allein persönlich verbinden, sondern daß ich Sie gewissermaßen im Namen des Staats auffordere, wirksam für selbigen zu sein, und daß Sie alsdann dereinst die süße Ueberzeugung und Beruhigung gewinnen werden, nicht wenig zum Wohl und Besten des Ganzen mitgewirkt und dadurch

den Dank jedes wohldenkenden Patrioten verdient zu haben, für einen Mann von wahrer Ehre und Ambition kann es wohl keine süßere Belohnung geben." —

Ein solches Vertrauen, wie in diesem Aktenstücke ausgesprochen ist, ehrt beide Theile außerordentlich. Zu unserem Bedauern können wir freilich nur berichten, daß das hohe Vertrauen des Königs zu Köckeritz seine Rechtfertigung mehr in des Letztern gutem und ernsten Willen, als in seiner Befähigung fand.

Auch die übrigen das Ministerium bildenden Männer waren ihrem Amte nicht vollständig gewachsen, sobald die Situation sich ernster gestaltete. Graf Haugwitz, welcher das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten behielt, zeigte sich später, noch kurz vor der großen Katastrophe, weder gewandt noch zuverlässig, und befand sich ganz in den Händen des Geheimen Cabinetsraths Lombard, der unter ihm im Ministerium arbeitete und gegen den später sehr schwere Beschuldigungen laut wurden. Die Finanzen verwaltete der frühere Infanterie-Secondelieutenant Graf Schulenburg-Kehnert. Der talentvollste, ehrlichste und zuverlässigste Mann in der Umgebung des Königs war der Cabinetsrath Mencken; ein bedeutender Zeitgenosse nennt ihn liberal denkend, gebildet, feinfühlend, mit den edelsten Gesinnungen und Absichten.

Zu diesen kurzen Andeutungen fügen wir hinzu, daß die Minister nicht unmittelbaren Vortrag beim Könige hatten; Die Eingaben gingen in das Cabinet des Königs, und wurden dort zumeist durch einen einzelnen Cabinetsrath zur Erledigung gebracht, ein gemeinschaftlicher Ministerrath bestand nicht. Daß eine solche staatliche Einrichtung in einer Zeit, wo die Ereignisse das Land immer gewaltiger zu einer eigenen, selbständigen Politik drängten, eine sehr unzweckmäßige war, ist leicht einzusehen. Von mehr als einer Seite wurden Versuche gemacht, den König bei seiner isolirten Stellung

mit dem eigentlichen Inhalt des Staats specieller bekannt zu machen: einer der ersten und bedeutendsten war ein offener Brief an den König, vom Tage der Thronbesteigung datirt, von Friedrich Gentz, dem später so bekannt gewordenen Publicisten, welcher um jene Zeit in Berlin als Kriegsrath angestellt war. Wir wollen aus diesem wichtigen Dokument ein Paar Stellen zur weiteren Skizzirung der Situation hier anführen.

„Es ist kühn“, heißt es im Eingange, „sich zum Organ von Millionen aufzuwerfen, und im Namen aller seiner Mitbürger zu ihrem gemeinschaftlichen Vater zu reden. Es ist weniger kühn an einem Tage wie der heutige. In diesem großen Moment schmelzen die Bedürfnisse, die Aussichten und Erwartungen aller Individuen einer Nation gleichsam in Eins zusammen. Es ist das Wohl des Ganzen, wovon jedes patriotische, wovon selbst jedes eigennützige Gemüth das Seine hofft. Es ist die allgemeine Sehnsucht nach Sicherheit, Gerechtigkeit und Friede, in der sich heut noch jeder einzelne Wunsch verliert. Wer heut für das Vaterland spricht, ist ein wohlbefugter Ausleger der Gedanken eines jeden seiner Bürger.

Ew. Majestät besteigen den Thron Ihrer glorreichen Vorfahren in einem Zeitpunkte, den Schwächlinge bedenklich, den große Seelen beneidenswerth finden müssen. Gut regieren war immer ein schweres Amt. Aber ehemals bedurfte es nur glücklicher Naturgaben, um diesem hohen Berufe gewachsen zu sein. Jetzt ist es die erhabenste, die geistigste von allen Künsten geworden. Einförmige und gehorsame Massen mit wohlwollender Willkür zu lenken, war immer ein belohnendes und oft ein sehr verdienstvolles Geschäft. Aber in einen unendlich mannigfaltigen, selbständigen und widerstrebenden Stoff Ordnung und Einheit zu bringen und Ordnung und Einheit darin zu erhalten — Dieser Genuß, dieser Triumph war dem

Regenten unserer Tage aufbewahrt. Der Geist dieser Zeit reißt die Menschen über das Ziel ihrer eigenen Bestrebungen hinaus. Sie vor ihren Ausschweifungen zu beschützen, ohne ihre Kräfte zu lähmen, das ist das schöne Problem, was jetzt auf einem Throne gelöst werden soll.

Das Vertrauen der Unterthanen ist das wahre Lebensprincip einer Regierung. Sie kann ohne Zweifel durch bloße Macht dauern und Jahrhunderte dauern; aber sie kann ohne Vertrauen nicht leben, das heißt, sich ihrer als einer Kraft bewußt sein, die eine große Organisation gesetzmäßig und wohlthätig bewegt. Ueberdieß ist die Frage, ob bloße Gewalt Regierungen gründet, für uns glücklicherweise eine müßige: denn in Ew. Majestät Herzen war sie längst entschieden.

Das erste Unterpfand jenes Vertrauens ist das Gefühl, an einem Tage, wie der gegenwärtige, mit ehrfurchtvoller Freimüthigkeit zum Monarchen reden zu dürfen.

Ew. Majestät gehen einer so großen Bestimmung entgegen, so große Gefühle erheben in diesem Augenblicke Ihre Brust, daß nichts, als was groß, also nichts, als was wahr ist, sich Ihnen nähern darf. Es giebt in dem Zeitalter, worin wir leben, nur eine einzige, ächt schmeichelhafte Art, einen Monarchen zu verehren, — daß man ihn für würdig erkenne, die Wahrheit zu vernehmen; nur eine einzige wahrhaft verdienstliche Art, ihm zu dienen — daß man sie ihm keinen Augenblick verhülle. — Die Vergangenheit gehört der Geschichte; unser Ziel, das eigenthümliche Erbtheil aller menschlichen Weisheit ist die Zukunft. Wir gehen ihr mit jugendlichem Muthe und jugendlichen Hoffnungen entgegen. Das Gedächtniß dessen, was wir als Uebel fühlten, soll uns blos zur Erhöhung des gegenwärtigen Genusses, dessen, was wir für Fehler hielten, blos zum Leitstern auf der künftigen Laufbahn dienen." —

Nach dieser Einleitung geht Gentz zur Darstellung der Lage des Staats über. Ueber den Krieg sagt er: „Nach allem, was die Vernunft über die Kriege gelehrt, nach allem, was die schrecklichsten Erfahrungen, was die noch frisch blutende der sechs entsetzlichen Jahre, die Europa durchlebte, zur Bestätigung ihrer Lehren gesagt hat, wäre jede Schilderung der Schrecklichkeit dieses Uebels eitle Declamation. Es gab eine Zeit, wo man von Vortheilen sprach, die durch Kriege erkauft werden könnten. Eine aufgeklärte Staatskunst hat diese Idee in das Reich der Träume verwiesen. Es giebt keinen positiven Vortheil, der nicht viel zu theuer durch einen Krieg erkauft würde. Nur negativer Gewinn, nur Abwendung größerer Uebel, der wenigen noch größeren, welche die Vernunft anerkennt, nur wahre, eiserne Nothwendigkeit können und müssen den Entschluß zum Kriege begründen und rechtfertigen. Den Krieg abzuwenden — das muß also der Richtpunkt aller politischen Maßregeln, das Ziel aller militairischen Anstrengungen, der letzte Gipfel aller diplomatischen Weisheit sein." Bei der Besprechung des Verhältnisses Preußens zum Auslande sagt er: „Zu welchem Systeme aber auch die Zeitumstände die Bedürfnisse unseres Staats und das Betragen der auswärtigen die preußische Monarchie nöthigen mögen, nur Eins verlasse uns nie: ein heller, fester und consequenter Gang auf dem einmal gewählten Pfade. Mit Freude und Beruhigung sagen wir es uns, daß Treue und Beharrlichkeit zu den hervorstechendsten Eigenschaften gehören, die Ew. Majestät persönlichen Charakter zieren. Mit Freude und Beruhigung: denn nichts setzt die äußere Würde, mithin die Selbstschätzung und zuletzt das innere Vermögen eines Staats tiefer herab, als ein unaufhörliches Schwanken zwischen entgegengesetzten Systemen, oder was schmählicher als Alles ist, der gänzliche Mangel eines Systems. Die preußische Monarchie ist groß genug, um offen und

redlich zu sein: sie kann ihre Plane, ihre Bündnisse, ihre politischen Operationen mit Nachdruck und Zuversicht verfolgen: sie darf nicht mit verhülltem Haupte unter kleinlichen Cabalen, unwürdigen Doppelspielen und künstlich verwebten Widersprüchen einhergehen. Die preußische Monarchie kann die Ehrfurcht aller großen Staaten ertrotzen, das Vertrauen aller kleinen verdienen und auf das erhabene Amt eines Schiedsrichters auch jetzt noch gerechte Ansprüche machen. In Ew. Majestät Hand steht es, diesen Ansprüchen eine neue Schwungkraft zu verleihen."

Ueber die Rechtspflege finden wir folgende beachtenswerthe Stelle: „Die Verwaltung des Rechts ist seit einem halben Jahrhundert eine der glänzendsten Seiten, der wahre Stolz der Civil-Administration gewesen. Ein Gesetzbuch, welches der Vollkommenheit näher gerückt ist, als irgend eins der älteren und neueren Zeit; einfache, regelmäßige, verständliche, von der Vernunft gebilligte Formen, Gerichtshöfe, deren Ausspruch ein langes, unbeflecktes Vertrauen fast zum Range eines Ausspruches der Gerechtigkeit selbst erhob. Das sind die Grundpfeiler dieses wohlerworbenen Ruhmes. Um der Zeit zu trotzen, um sich immer tiefer in ihr Fundament zu senken, bedürfen sie nichts weiter, als Schutz und Ruhe. Ew. Majestät gerechte und erleuchtete Regierung wird ihnen Beides sichern. Es ist ein glorreiches Atribut des Monarchen, das Gesetz selbst in seiner unverletzlichen Heiligkeit zu repräsentiren. Alles, was das Ansehen des Gesetzes untergräbt, Willkür in den Rechtsgang bringt und in der furchtbaren Gestalt eines Machtspruches den erschrockenen Bürger aus der letzten Verschanzung seiner Sicherheit zu vertreiben droht, alles das ist für den Monarchen Selbstentheiligung, Selbstverletzung seiner eigenen höchsten Würde und als solche nicht blos aus den Maximen, schon aus den Neigungen eines großen und guten Königs verbannt."

In Bezug auf zwei so nothwendige Freiheiten, die Gewerbe- und die Preßfreiheit schreibt der Verfasser dieses merkwürdigen Briefes: „Sobald der Bürger seine Schuld an den Staat abgetragen hat, kann der freie Gebrauch seines Eigenthums in keinem Falle mehr beschränkt werden, als wenn er, nicht etwa der Convenienz, sondern den Rechten eines Andern zu nahe tritt. Jede Beschränkung über diese Grenze hinaus ist Gewerbszwang, und nichts, auch nicht die wohlthätigste Absicht des Urhebers, kann sie rechtfertigen. Unter Ew. Majestät erhabenem Schutze müsse Alles, was nicht die strengste Nothwendigkeit bindet, ungebunden sich regen und bewegen. Ein jeder suche seinen Vortheil auf dem erlaubten Wege, der ihm der nächste zum Ziele dünkt; jeder benutze seine Kräfte in dem Kreise, den ihm seine freie Wahl vorzeichnete. Kein abschreckender Mangel, kein niederschlagendes Verbot, kein kleinlicher Nothbehelf eingebildeter Besorgnisse, keine Einmischung in die Privatindustrie durch unnütze Reglements hindere den Landwirth, den Kaufmann, aus seinem mit Freiheit hervorgebrachten Produkt den größtmöglichen Gewinn zu ziehen. Was reichlich gedeihen, was Fruchtbarkeit aller Art um sich her verbreiten, was zum Flor und zum Glanze des Staats und eben dadurch zur Verherrlichung des Monarchen mitwirken soll, muß den Zwang nicht einmal fürchten, vielweniger fühlen.“ — —

„Von Allem, was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen, als der Gedanke des Menschen. Der Druck, der diesen trifft, ist nicht blos schädlich, weil er das Gute verhindert, sondern auch, weil er unmittelbar das Böse befördert. Von Religionszwang kann hier die Rede nicht mehr sein; er gehört zu den veralteten Uebeln, worüber zu einer Zeit, wo weit eher die gänzliche Entkräftung religiöser Ideen, als ein fanatischer Mißbrauch derselben zu besorgen ist, nur noch seichte Schwätzer declamiren. Mit der

Freiheit der Presse verhält es sich anders. Von einer falschen, durch die Zeitumstände wenigstens entschuldigten Ansicht geleitet, könnten hier selbst weisere Männer ein System begünstigen, welches, aus seinem wahren Standpunkte betrachtet, dem Interesse der Regierung nachtheiliger ist, als es je auch in seiner schlimmsten Ausdehnung den Rechten des Bügers werden kann. Was, ohne Rücksicht auf alle andere Gründe, jedes Gesetz, welches Preßzwang gebietet, ausschließend und peremtorisch verdammt, ist der wesentliche Umstand, daß es seiner Natur nach nicht aufrecht erhalten werden kann. Wenn neben einem jeden solchen Gesetze nicht ein wahres Inquisitionstribunal wacht, so ist es in unsern Tagen unmöglich, ihm Ansehen zu verschaffen. Die Leichtigkeit, Ideen in's Publikum zu bringen, ist so groß, daß jede Maßregel, die sie beschränken will, vorher zum Gespötte wird. Wenn aber Gesetze dieser Art auch nicht wirken, so können sie doch erbittern und das ist eben das Verderbliche, daß sie erbittern, ohne zu schrecken. Sie reizen gerade diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, zu einem Widerstande, der nicht immer nur glücklich bleibt, sondern am Ende sogar rühmlich wird. Die armseligsten Producte, denen ihr innerer Gehalt nicht ein Leben von zwei Stunden sichern würde, drängen sich in den Umlauf, weil eine Art von Muth mit ihrer Hervorbringung verknüpft zu sein scheint. Die nüchternsten Scribenten fangen an für „helle Köpfe" zu gelten, und die feilsten erheben sich auf einmal zu „Märtyrern der Wahrheit." Tausend bösartige Insecten, die ein Sonnenstrahl der Wahrheit und des Genies verscheucht hätte, schleichen sich jetzt, begünstigt von der Finsterniß, die man ihnen geflissentlich schuf, an die unbewahrten Gemüther des Volkes und setzen ihr Gift, als wäre es eine verbotene Kostbarkeit, bis auf den letzten Tropfen ab. Das einzige Gegengift, die Producte der bessern Schriftsteller, verliert seine Kraft, weil der Unumterrichtete

nur allzuleicht den, welcher von Schranken spricht, mit dem verwechselt, welcher die ungerechte gutheißt.

Nicht also, weil der Staat oder die Menschheit dabei interessirt wäre, ob in diesem von Büchern umflutheten Zeitalter tausend Schriften mehr oder weniger das Licht erblicken, sondern weil Ew. Majestät zu groß sind, um einen fruchtlosen und eben deshalb schädlichen Kampf mit kleinen Gegnern zu kämpfen: — darum sei Preßfreiheit das unwandelbare Princip Ihrer Regierung. Für gesetzwidrige Thaten, für Schriften, die den Charakter solcher Thaten anziehen, müsse Jeder verantwortlich, streng verantwortlich sein; aber die bloße Meinung finde keinen andern Widersacher, als die entgegengesetzte, und wenn sie irrig ist, die Wahrheit. Wie kann dieses System einem wohlgeordneten Staate Gefahr bereiten, nie hat es einem solchen geschadet. Wo es verderblich wurde, da war die Zerstörung schon vorangegangen und der gefräßige Schwarm wuchs nur aus der Verwesung hervor."

Das sind einzelne Töne einer jener Stimmen, welche um den Monarchen laut wurden; sie blieben nicht unbeachtet. Friedrich Wilhelm III. war von den Mängeln und Fehlern der Art zu regieren, welche sein Vorgänger befolgt hatte, vollständig überzeugt und wandte alles an, jene Mängel und Fehler aufzufinden und zu bessern. Die ersten Cabinetsordres des jungen Monarchen beweisen, mit welchem Ernst, mit welchem Willen, mit welchem Eifer er die Regierung übernommen — wir dürfen wenigstens ein Paar derselben anführen.

Wenige Tage nach seinem Regierungsantritt, am 23. November 1797, erließ Friedrich Wilhem III. eine eigenhändige Cabinetsordre an die Chefs der Civilverwaltung, aus der wir u. A. mittheilen: „So bekannt es mir auch ist, daß bei sämmtlichen Departements, Kammern, Regierungen und andern Behörden viele äußerst

brave, rechtschaffene, arbeitsame Männer angestellt sind und gemäß dessen die Geschäfte in gleicher Art betrieben werden, so ist mir doch auch nicht entgangen, daß sich andere Subjecte darunter befinden, die nichts weniger als vorbenannte Eigenschaften besitzen und ihre Schuldigkeit nicht gehörig erfüllen, woraus denn die Folge erwächst, daß nicht allemal so gehandelt worden ist, als es zu erwarten gewesen. Dies soll inskünftige durchaus nicht mehr gelitten werden, und solche dem Staate mehr schädliche als nützliche Beamte durchaus nicht länger das Brod desselben verzehren. Sämmtliche Departementschefs und Präsidenten werden daher aufgefordert, wofern sich dergleichen Leute in ihren Departements finden sollten, selbige zu notiren und eine Liste derselben einzureichen, in welcher die Ursachen der physischen und moralischen Untauglichkeit kurz anzumerken ist, auch wie die betreffenden Beamten am besten unterzubringen oder gänzlich zu entlassen sein möchten; denn es ist nothwendig hierin Unterschiede zu machen, indem bei wichtigen Stellen unfähige, ihrem Posten nicht gewachsene Leute nicht füglich gelitten werden dürfen, ohne dem Ganzen zu schaden, dergleichen Männer aber sonst vielleicht noch tauglich und rechtschaffen sind, daher einem minder wichtigen Posten ganz gut vorstehen können; dahingegen körperlich unbrauchbare mit einer mäßigen Pension zu verabschieden, moralisch unwürdige aber, zumal wenn sie Beweise von niedrigem Intresse oder Schmutz gegeben oder ihre Schuldigkeit aus Faulheit nicht gethan, sofort zu entlassen sind. Es ist besser, daß ein einzelnes Individuum leidet, als daß das Ganze dabei zu Grunde geht, oder doch wenigstens merklichen Schaden erleidet. Für die Richtigkeit der Eingaben haben die Eingeber einzustehn. Sollten hierbei Menschlichkeiten oder Persönlichkeiten vorkommen, so ist der Eingeber unter die Zahl der unbrauchbaren Mitglieder zu rechnen, wird also eine dem gemäße Behandlung zu erwarten haben. Sollten

aber auch dergleichen Subjecte nicht augenblicklich auszumerzen sein, so wird dessenungeachtet den Departementschefs, Präsidenten u. s. w. auf's Neue und Schärfste aufgegeben, jederzeit nach Pflicht und Gewissen und dem von ihnen geleisteten Eide getreu zu verfahren, sich der Geschäfte mit Eifer und Thätigkeit anzunehmen und unermüdet darauf zu sehen, daß ein Gleiches von ihren Untergebenen geschieht, so daß Alles vom Obern bis zum Niedern wie eine Kette an einander hängt, und in einander greift. Der Obere ist schuldig, seinem Untergebenen mit aller Strenge auf den Dienst zu passen, auch ihn mit Ernst dazu anzuhalten. Der Staat ist nicht reich genug, um unthätige und müßige Glieder zu besolden; ein solches wird ausgestoßen und bedarf es hierzu keiner großen Proceduren, sobald die Richtigkeit der Sache einmal dargethan ist. Eine regelmäßige Regierung kann nirgend bestehen, als da, wo Thätigkeit und Ordnung herrschen und wo über das Recht eines jeden mit Unpartheilichkeit entschieden wird. Daß dies geschieht, darüber muß unermüdet gewacht und gehalten werden, der Obere seine Untergebenen jederzeit im Auge haben und ihnen durchaus keine Winkelzüge, oder die geringste Untreue ungeahndet durchgehen lassen. Wenn dieser Gang einmal recht eingeführt ist, so wird, wie Ich hoffe und mit Gottes Hülfe erwarte, das Ganze gehörig zusammengehalten und verwaltet werden können. Ich selbst werde über dem Allen mit der größten Sorgfalt wachen, den redlichen, wackern Mann hochachten und ihn auszuzeichnen bemüht sein, sowie den Pflichtsäumigen dafür ansehn und mit gerechter Strafe zu treffen wissen, wonach sich ein Jeder zu achten und vor Schaden zu hüten. Hiernach hat sich das Staatsministerium sowohl selbst zu richten, als diese eigenhändige Ordre durch die einzelnen Departementschefs an die Präsidenten ergehen zu lassen."

Dieses für die preußische Geschichtsschreibung so werthvolle

Actenstück, welches wir dem König Friedrich Wilhelm III. höher anrechnen möchten, als einen der Siege, welche die preußische Armee in den spätern Befreiungskriegen unter seiner theilweise persönlichen Führung erkämpfte, war so einfach und deutlich, daß man an eine Mißdeutung kaum hätte denken können, und dennoch blieb diese Mißdeutung nicht aus. Der Minister Wöllner traurigen Andenkens war es, welcher sie verschuldete und wenigstens den Versuch machte, des Königs lautere Absicht zu eigenen unlauteren Zwecken zu benützen. Unterm 5. December theilte er die obige Cabinetsordre an die Consistorien mit unter Beifügung eines Specialbefehls, in welchem sie angewiesen werden, die untergeordneten Behörden mit aller Strenge an ihre Pflicht zu mahnen, „damit die ihrer speciellen Aufsicht anvertrauten Prediger und Schullehrer genauer, als bisher an vielen Orten vielleicht geschehen, dahin beobachtet werden, ob selbige nicht nur die Religion nach der Vorschrift des Religions-Edicts rein und lauter lehren, sondern auch bei ihrem Amte in Kirchen und Schulen nicht nachlässig sind, dabei aber einen unsträflich moralisch guten Wandel führen, weil nach der allerhöchsten Intention alle physisch und moralisch untauglichen Subjecte nicht ferner ein öffentliches Amt im Staate bekleiden sollen. Da aber bei der Geistlichkeit vornehmlich so viel auf die Moralität ankommt, sind die Superintendenten und Inspectoren streng zu ermahnen, die unter ihnen stehenden Prediger und Schullehrer hauptsächlich wegen dieses Punktes scharf in's Auge zu fassen und bei Entdeckung eines unmoralischen Lebens und Wandels derselben sofort nach Vorschrift der allerhöchsten Ordre ihre Schuldigkeit zu thun, damit sie sich nicht selbst verantwortlich machen."

Es war dies ein verzweifelter Versuch des um seinen weiteren Einfluß bangen Ministers, seinem berüchtigten Religions-Edict unter einer scheinbar gerechtfertigten Form neue Geltung zu verschaffen.

Dies mißlang ihm freilich vollständig — daß seine Zeit vorüber sei, wurde ihm bereits am 11. Januar des folgenden Jahres durch eine Cabinetsordre klar gemacht, welche wir als nothwendig zu der hierher gehörenden kurzen Charakterisirung Friedrich Wilhelm's III. gleichfalls noch mittheilen. Diese Cabinetsordre an Wöllner lautet: „Die Deutung, welche Ihr meiner Ordre vom 23. November v. J. in Eurem unter dem 5. December v. J. an die Consistorien erlassenen Rescripte gegeben habt, ist sehr willkürlich, indem in jener Ordre auch nicht Ein Wort vorhanden ist, welches nach gesunder Logik zur Einschärfung des Religions-Edicts hätte Anlaß geben können. Ihr seht hieraus, wie gut es sein wird, wenn Ihr bei Euren Verordnungen künftig nicht ohne vorherige Berathschlagung mit den Geschäftskundigen und wohlmeinenden Männern, an denen in Euerm Departement kein Mangel ist, zu Werke geht und hierin dem Beispiel des verewigten Münchhausen folgt, der noch mehr, als viele andern, Ursache gehabt hätte, sich auf sein eigenes Urtheil zu verlassen. Zu seiner Zeit war kein Religions-Edict im Lande, aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei, als jetzt, und das geistliche Departement stand bei Inländern und Ausländern in der größten Achtung. Ich selbst ehre die Religion, folge gern ihren beglückenden Vorschriften und möchte um Vieles nicht über ein Volk herrschen, welches keine Religion hätte. Aber ich weiß auch, daß sie Sache des Herzens, des Gefühls und der eignen Ueberzeugung sein und bleiben muß, und nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerke herabgewürdigt werden darf, wenn sie Tugend und Rechtschaffenheit befördern soll. Vernunft und Philosophie müssen ihre unzertrennlichen Gefährten sein; dann wird sie durch sich selbst bestehen, ohne die Autorität derer zu bedürfen, die es sich anmaßen wollen, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen und den Nachkommen vorzuschreiben, wie

sie zu jeder Zeit und in jedem Verhältnisse über Gegenstände, die den wichtigsten Einfluß auf ihre Wohlfahrt haben, denken sollen. Wenn Ihr bei Leitung Eures Departements nach ächt lutherischen Grundsätzen verfahrt, welche so ganz dem Geiste und der Lehre des Stifters unserer Religion angemessen sind, ohne Euch an dogmatische Subtilitäten zu hängen, so werdet Ihr es bald selbst einsehen lernen, daß weder Zwangsgesetze, noch deren Erneuerung nöthig sind, um wahre Religion im Lande aufrecht zu erhalten und ihren wohlthätigen Einfluß auf das Glück und die Moralität aller Volksklassen zu verbreiten. Ich habe Euch diese meine Meinung nicht vorenthalten wollen."

Als ein Supplement zu dieser Cabinetsordre dürfen wir noch die Notiz hinzufügen, daß Wöllner zu Anfang März 1798 seine Entlassung erhielt. Er zog sich auf seine Güter zurück und starb im Jahre 1800, von Niemand bedauert, von Vielen verdammt. —

Wir haben in den angeführten Aktenstücken angedeutet, wie der jugendliche Monarch in Bezug auf die Civilverwaltung und einzelne dahin gehörende besondere Fragen dachte: wir haben noch der königlichen Aeußerung nach anderer Seite hin zu gedenken, und führen hier eine Cabinetsordre vom 1. Januar 1798 an, welche sich auf die Officiere der Armee bezieht. Wir wiederholen nochmals, daß es nicht in den Gränzen dieses Buches liegt, eine detaillirte Begründung jener Ereignisse zu geben, welche nicht einmal zehn Jahre nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's III. den preußischen Staat seinem Untergange nahe brachten, wir behalten uns das für später vor, und begnügen uns hier nur zu skizziren. Deshalb nur wenige Worte in Bezug auf die Armee.

Die preußische Armee hieß allerdings noch die Armee Friedrichs des Großen, war es indeß nicht mehr. Was zuerst den gemeinen Soldaten, die Mannschaften betraf, so finden wir bei einem

Berichterstatter, der gewiß nicht übertreibt, und der als theilweiser Augenzeuge sehr zuverlässig zu erachten ist, bei Eylert unter Anderm folgendes darüber verzeichnet: . . . . „Das Schlimmste war bei dem Militair, daß die Armee in der Regel aus Angeworbenen bestand. Diese waren gewöhnlich verlaufene Leute, die nichts gelernt hatten und den Soldatenstand wählten, weil ihnen, um das Leben zu fristen und wenigstens, wenn auch kümmerlich, das tägliche Brod zu haben, nichts Anderes übrig blieb. Nach dem noch fortdauernden Beispiele des Königs Friedrich Wilhelm's I., der ganz Soldat war und für seine Garden vorzüglich große und gutgewachsene Leute liebte, wurden Werber, mit Geld gehörig versehen, nach der Grenze geschickt, auch gingen sie, klug und schlau, verkleidet in ein fremdes Land. Ihr Augenmerk war nicht auf moralische Eigenschaften gerichtet, jeder Kerl war ihnen recht und willkommen, wenn er nur groß, stark und gesund war. Ihn suchten sie durch Branntwein, Wein und Handgeld mit schönen Versprechungen in ihre Hände zu bekommen; und hatten sie ihn gefangen, oder willig gemacht, so lieferten sie ihn an das Regiment, welches sie ausgesendet, als Rekruten ab. So kam es und ging es zu, daß ungeregelte, leichtsinnige, liederliche und oft lasterhafte, freche Menschen aus allen Nationen, die zu Hause nichts taugen wollten, in die preußische Armee, in deren Regimenter, einrangirt wurden. Man machte sich aber nichts daraus, sah mehr auf die Quantität, die man haben mußte, um die Vollzähligkeit herauszubringen, als auf die Qualität, die man wirklich erhielt; man dachte und meinte: das wird sich schon finden, der Rohrstock und seine Fuchteln machen das Uebrige, das preußische Exercitium und seine Dressur thun Wunderdinge. Man bedachte aber nicht, daß die physische Natur zwar durch Strafen, ihre Strenge und Consequenz gezwungen werden kann, aber damit die moralische im Menschen noch nicht ge-

wonnen ist. Zwang und Furcht erzeugt Sklavensinn, Groll und Verbissenheit, und dieser Zustand des Gemüthes ist um so schlimmer, da er giftiger Natur ist, brütet, den Zorn verbirgt, und auf Befreiung sinnt. Wo nur allein äußere Disciplin und ihre Härte zusammenhält, und die freie Bewegung sittlicher Motive nicht stattfindet, sieht man nur Maschinen, die zwar gehorchen, aber Sklaven sind, die ihren Dienst als eine Last betrachten, welche drückt und einengt. Statt zu wachen, müssen sie bewacht werden, und nur der Stock und seine Prügel erhalten die Ordnung. Die preußische Armee und ihre Regimenter trugen daher in ihrem Schooße ein sittliches Verderben, das krebsartig um sich fraß und durch den Auswurf ansteckend auch für noch gesunde Theile wirkte. Die strenge Disciplin, welche gehandhabt wurde, und jeder Vorgesetzte nach Willkür handhaben durfte, die entehrenden Strafen, die unerbittlich auf das geringste Versehen gesetzt waren, die pünktliche Beobachtung vieler vorgeschriebenen Normen und Formen war die Hauptsache. Alles dies hatte den Militairdienst zu einer Straf- und Zuchtanstalt gemacht. Alles zitterte beim Antreten der Compagnie; Jeder wurde, Mann für Mann, vom Kopfe bis zum Fuße genau revidirt. War das Lederzeug nicht blank genug und gehörig geputzt, fand sich ein Fehler beim Zuknöpfen der Stiefeletten, so daß ein Knopf nicht genau auf den andern schloß, war das Haar nicht genug gepudert, schlossen die Locken nicht fest genug an, war der Zopf zu lang, zu breit, hatte er nicht die gehörige Form: so wurde dies als ein Verbrechen angesehen und schwer mit Schlägen oder mit Krummliegen auf harter, kantiger Pritsche bestraft. Der Geist der Freudigkeit war entflohen; der eines ängstlichen Sklavensinns war sichtbar. Es wurde nicht mehr für eine Ehre gehalten, sondern für eine Strafe und Schande, Soldat zu sein. Derjenige, an welchem Alles versucht war und der sich nicht bessern wollte,

wurde unter das Militair gesteckt; die scharfe Zucht desselben war das letzte Mittel, das man ergriff." . . . . .

„Der niederträchtigste Eigennutz, der, wo er einmal eingetreten, Alles vergiftet, verdarb auch hier Alles. Er lag in diesem Falle nicht wie gewöhnlich, im Hinterhalte, sondern als Princip offen zu Tage, obenauf, so daß es nicht mehr befremdete, sondern damit in Ordnung war. Das Ziel, wonach man strebte und das man stets im Auge hatte, war nämlich das Avancement bis zu einer Compagnie. Wer als Hauptmann dieselbe endlich erlangt hatte, war durch und durch glücklich, sie als einträgliche Präbende zu seinem Vortheile zu benutzen. Von jedem enrollirten Landeskinde, das in dem Garnisonorte anwesend und Dienste thun mußte, um die erforderliche Anzahl herauszubringen, und fehlte und nicht da war, zog der Capitain, als wenn er da auf seinem Posten gewesen wäre, den täglichen Sold. Je mehr fehlten, desto größer war sein Vortheil; und dieser wuchs jährlich zu einer großen Summe, da gerade die Bürger- und Bauernsöhne daheim bei ihren Eltern lieber im Berufe blieben, um der Schinderei ledig zu sein. Durch die Feldwebel, die auch ihren Vortheil daran hatten, wurde mit dieser Freimachung ein ordentlicher Handel getrieben, und viele wohlhabenden Landeskinder, die zu Hause nothwendig und nützlich waren, gaben gern noch schweres Geld zu." . . . . .

„Außer den Beurlaubten, die nur eine kurze Zeit in der Garnison dienten, waren alle Soldaten Sklaven, die größtentheils gezwungen dienten, oder demoralisirt waren, denen man nicht trauete, und die ängstlich bewacht wurden. Dies konnte nur geschehen durch solche, die man in einer langen Reihe von Jahren erprobt und als gewisse, zuverlässige Leute kennen gelernt hatte. Deren waren nur Wenige; sie hatten geheime Instructionen von ihren Oberen, sie beobachteten, schlichen als Spione leise herum, sie raportirten jeden

Abend, was sie gesehen und nicht gesehen; man fürchtete sie, aber trauete ihnen nicht." . . . . .

Nach verschiedenen weitern Detaillirungen geht Eylert zur Charakterisirung der Officiere über, und bemerkt unter Anderm nach vielem Vorhergehenden: „Das Ueble, oder vielmehr das Verderben, welches uns sehr hart im Jahre 1806 traf, lag darin, daß der Wehr- und Nährstand nicht ein integrirender Theil des Ganzen, nicht ein verwandt Zusammengesetztes und in einander Verwachsenes, wie es sein sollte und wie es jetzt ist, sondern ein Entgegengesetztes, sich einander unfreundlich, oft feindselig, Gegenüberstehendes war. Das Militair, die Armee im Staate, bildete einen für sich bestehenden abgeschlossenen Stand, der gar nicht zu den übrigen Ständen im Lande mehr gehörte, sondern isolirt im Kastengeiste dastand. Dieser Geist selbst war in sich ein widerwärtiger, ein aristokratischer; in den Soldaten, die man Gemeine nannte und die zum Theil verkommene und verlaufene Ausländer waren, ein niedriger. Schlecht, hart und grausam behandelt, hielten die Vorgesetzten, wenn es ihnen auch am Uebergewicht der Bildung fehlte, sich für commandirende, unbeschränkte Machthaber, die einen sklavischen, unbedingten Gehorsam in den kleinsten Dingen auch außer dem Dienst forderten und fanden. Nicht die sanfte Gewalt der Pflicht, Ehre und Liebe herrschte, sondern die Furcht hielt zusammen. Man hielt die Befehlenden für Henker, und Dulden und Schweigen blieb nur den Gehorchenden übrig. . . . . Das Schlimmste war, daß man allgemein glaubte, das müsse so, und könne nicht anders sein; man war also nach der allgemeinen Meinung in seinem vollen, guten Rechte, und dieser Irrthum ließ die Wahrheit und ihre Rechte nicht aufkommen. Zwar fühlte man das Unbequeme darin und nannte den Soldatenstand ein glänzendes Elend; aber er trug Waffen, marschirte auf, bildete eine Macht, die imponirte und welche

man respectirte. So war es im ganzen Staate, und Bürger und Soldat waren zwei ganz verschiedene, ausschließende Begriffe. Dies ging so weit, daß der Uebermuth keine Schranken mehr kannte, that, was ihm einfiel, und den Bürger, der den Launen nicht gleich gehorchen wollte, willkürlich mißhandelte."

Soviel und weit mehr erzählt Eylert, wir wollen nach nicht minder guten Berichterstattern nur noch wenige Worte hinzufügen.

Wie der gemeine Soldat im Heere wenig innere Veranlassung hatte, echten Mannesmuth und moralischen Werth sich zu erwerben, so hatten es die Officiere bis zu den commandirenden Generalen hinauf wenig nöthig, die Lücken ihres Wissens durch ein gewisses Studium zu füllen, zugleich die ihnen abgehende Humanität sich zu erwerben. Der Adlige allein konnte Officier werden; der junge Officier hatte eine Rücksichtsnahme auf seine bürgerlichen Mitmenschen nicht nöthig, sie waren nur da, um Geld zu leihen und als Ziel billiger und unnützer Witze zu dienen. Die höheren Officiere gerirten sich in ihren Standorten als kleine Vicekönige, und respectirten das Beamten- und Bürgerthum mitsammt seinem Recht noch viel weniger. Es lassen sich ganze Bücher füllen mit Aufzählung der zahllosen hierhergehörigen Fälle. „Fast jeder Ort im preußischen Staate, wo eine Garnison lag und ein Regiment hinkam, liefert Beweise als Thatsachen des Gesagten, und wo im Lande giebt es ein Dorf, wo eine Stadt, worin die Bauer- und Bürgerschaft nicht wäre von der Einquartierung gemißhandelt worden! Die Klagen und Beschwerden waren laut und allgemein; aber nie richtete man damit etwas aus. In dem langen Instanzenzuge, in den Rückfragen, die gehalten, in den Untersuchungen, die angestellt, in den Eiden, die abgelegt werden mußten, ermüdete man, und vielleicht ist nie ein Fall vorgekommen, in welchem eine Bauer- oder Bürgerschaft in ihren gegründeten Klagen über die Insolenzen

und Bedrückungen eines ganzen Regiments, oder einzelner Compagnien, Recht und Genugthuung bekommen hätte." Auch diese Worte sind dem Eylertschen Werke entnommen.

Was die höheren Officiere betrifft, so litten sie außer andern auch noch insbesondere an dem Fehler des hohen Alters. Sie datirten zumeist noch vom siebenjährigen Kriege her: neunzehn Generale, welche am 6. November des traurigen Jahres 1806 in Magdeburg die Uebergabe der Festung beriethen, zählten zusammen nicht weniger als 1400 Lebensjahre. Dieser Kriegsrath wollte kapituliren, obschon die Festung gar noch nicht angegriffen war; nur einer der Anwesenden, der 72 Jahre alte General von Alvensleben, protestirte dagegen. Da fuhr ihn der Gouverneur der Festung, der Generallieutenant Graf von Kleist, mit den Worten an: „Generalmajor von Alvensleben, Sie sind hier im Kreise der Jüngste, sprechen Sie, wenn sie gefragt werden." — —

Der König kannte die schlimmen inneren Zustände der Armee ziemlich genau, und suchte sie zu bessern. Hierher gehört unter Anderm die erwähnte Cabinetsordre vom 1. Januar 1798, welche wir als ein ferneres wichtiges Aktenstück nicht nur zur Geschichte jener Zeit überhaupt, sondern auch speciell zur Beurtheilung Friedrich Wilhelm's III. hier anführen.

„Ich habe", lautet dieselbe, „sehr mißfällig vernehmen müssen, wie besonders junge Officiere Vorzüge ihres Standes vor dem Civilstande behaupten wollen. Ich werde dem Militair sein Ansehen geltend zu machen wissen, wenn es ihm wesentliche Vortheile zu Wege bringt, und das ist auf dem Schauplatze des Krieges, wo sie ihre Mitbürger mit Leib und Leben zu vertheidigen haben; allein im Uebrigen darf sich kein Soldat unterstehen, wes Standes und Ranges er auch sei, einen meiner Bürger zu brüsquiren. Sie sind es, nicht ich, die die Armee unterhalten; in ihrem Brodte steht

das Heer der meinen Befehlen vertrauten Truppen, und Arrest, Cassation und Todesstrafe werden die Folge sein, die jeder Contravenient von meiner unbeweglichen Strenge zu gewärtigen hat.“ —

Wir haben angedeutet, wie es um die Armee in jener Zeit ausgesehen, und die Consequenzen dieser Zustände sind dann auch in der Folge sehr vollgültig gezogen worden. Ehe wir in unserer eigentlichen Erzählung fortfahren, haben wir noch den Erfolg zu erwähnen, welchen die oben mitgetheilte Cabinetsordre vom 23. November 1797 bei der Civil-Verwaltung hatte. Am besten wird dies geschehen können, wenn wir einen königlichen Erlaß gleichfalls wörtlich hier anführen, welcher am 26. July 1800 der Cabinetsrath Beyme dem Staatsministerium mittheilte. Derselbe lautet: „Seine Majestät hat in der Ordre vom 27. November 1797 zu erkennen gegeben, wie nothwendig es ist, den fast erstorbenen Geist der Treue, der Uneigennützigkeit, des Fleißes und der Ordnung, wodurch der preußische Civildienst sich ehemals so musterhaft ausgezeichnet hat, durch angemessene, allenfalls strenge Maßregeln wieder zu beleben, zu dem Ende verdiente Officianten aufzumuntern, solche, die ohne ihr Verschulden dienstuntauglich geworden, mit Pension zu entlassen, unbrauchbare, untreue, oder nachlässige und nicht zu bessernde aber zur Entlassung, oder, nach Befinden der Umstände, zur Bestrafung anzuzeigen; bis jetzt aber ist hiervon eine geringe, oder fast gar keine Wirkung bemerkt worden. Nur einige Departements haben diese nothwendige Reform mit einigem Ernste begonnen: in den meisten läßt man nach wie vor den Officianten die Zügel schießen. Fast allgemein betrachtet man die Stellen nur als Pfründen, deren Inhaber grade so viel thun müsse, als erforderlich sei, um das Gehalt zu erheben und mit möglichster Bequemlichkeit zu genießen. Wer einige Jahre auf solche Art gedient hat, begehrt gleich für seine eingebildeten Verdienste ansehn-

liche Beförderungen, Titel und Gehaltsverbesserungen, und findet sich gekränkt, wenn sie ihm nicht auf der Stelle bewilligt werden. Jedes nicht alltägliche Geschäft soll besonders bezahlt werden, oder man findet keinen Beruf dazu. Wenn die Geschäfte bei einer Stelle sich vermindern, so wird niemand daran denken, das damit verbundene Gehalt oder Einkommen sich kürzen zu lassen; aber nicht die kleinste Vermehrung der Arbeit darf ohne Gehaltszulage entstehen. Dieser verderbte Geist ist unter den Räthen der höhern und niedern Landescollegien, besonders in Berlin mit Ausnahme einiger wenigen, herrschend und hat sich von ihnen aus in die Provinzen und besonders auf die Subalternen verbreitet, wo er sich noch in weit verderblichern Folgen, besonders durch Unwissenheit, Faulheit und Verkäuflichkeit äußert. Ueberall wo der König auf seinen Reisen durch seine Staaten hingekommen ist, wird hierüber von allen Seiten laut und einstimmig geklagt. Da es Se. Majestät sich auf diesen Reisen besonders angelegen sein läßt, durch Verdienste und Geschicklichkeiten ausgezeichnete Beamte kennen zu lernen, haben Allerhöchstsie selbst die traurige Erfahrung gemacht, wie wenige dergleichen anzutreffen. Auch durch häufig eingehende Beschwerden der Unterthanen, die der König durch unmittelbare Einforderung der Acten selbst prüft, wird diese Erfahrung bestätigt. Die Chefs der verschiedenen Departements sind bei ihren Vorschlägen zu wichtigeren Stellen, in Ermangelung vollkommen brauchbarer Subjecte, häufig in dem Falle, sehr mittelmäßige vorschlagen zu müssen. Diese Ausartung der jetzigen Generation erweckt die größten Besorgnisse für die Zukunft. Se. Majestät erachtet es deßhalb für die erste Pflicht gegen den Staat, die frühere Ordre sämmtlichen Departements-Chefs von Neuem einzuschärfen und auf deren genaue Beobachtung zu dringen, da Mitleiden mit unwürdigen Subjecten höchst verderblich wirkt. Die Besorgniß, daß die öffentliche

Stimme ein pflichtmäßig strenges Verfahren als Gewaltthätigkeit tadeln werde, darf nicht weiter gehen, als daß man die Gründe eines solchen Verfahrens gewissenhaft prüft. Wenn aber diese Gründe wirklich bewährt gefunden werden, so muß man die Zustimmung seines Gewissens über das Urtheil des sogenannten Publikums, welches gemeiniglich nur in einer geringen Anzahl dabei interessirter Personen besteht, sich erheben lassen und die anerkannte Pflicht ohne alle weitere Rücksicht ausüben. Seine Majestät hat zu sämmtlichen Departementschefs das Vertrauen, daß ein jeder in seinem Departement die rechten Mittel anzuwenden wissen wird, um das davon abhängende Dienstpersonal zu seiner Schuldigkeit zurückzuführen, und will sich auch deshalb nicht in ein vollständiges Detail einlassen; im Allgemeinen aber wollen Se. Majestät bemerken, daß die fast ganz außer Acht gekommenen Visitationen, besonders der Unterbehörden, öfter, unvermutheter, gründlicher und mit weniger Zeitverschwendung in Ansehung unwesentlicher Dinge verfügt werden müssen, und daß die Conduitenlisten gewissenhafter zu führen, und sorgfältiger, als bisher geschehen, von den vorgesetzten Behörden zu beachten sind. Se. Majestät wollen künftig auf Beides sehr aufmerksam sein und befehlen zu diesem Ende, ihm mit jedem Jahresschlusse die Conduitenliste von jedem Departement und den untergeordneten Landes-Collegien unmittelbar einzureichen, und dabei anzuzeigen, welche Unterbehörden, auch von wem sie visitirt und was dabei zu bemerken gefunden worden. Aus diesen Listen und Anzeigen werden Se. Majestät Veranlassung nehmen, besondere Nachforschungen zu verfügen, um sich von dem Grunde zu überzeugen und diejenigen Vorgesetzten dafür verantwortlich zu machen, die bei der Anfertigung nicht aufrichtig oder aufmerksam genug zu Werke gegangen." —

In dem Mitgetheilten erkennt man vielleicht einen Schatten-

riß der Lage, in welcher der preußische Staat um jene Zeit sich befand. Ein Haus, dessen Grundlage verfault ist, stürzt um so eher zusammen, wenn selbst seine übrigen Theile wenig mehr taugen — es ist dann nothwendig, nicht auszubessern, sondern ganz neu zu bauen.

Eine kurze Zeit nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's III. stürzte das Staatsgebäude zusammen — es mußte fürwahr ein geschickter und großer Baumeister sein, dem es gelungen ist, einen solchen Neubau aufzuführen, wie wir jetzt ihn bewohnen. —

Fünfter Abschnitt.

Aus dem Leben der Königin und des Königs in den ersten Jahren ihrer Regierung.

„Unser König hat dem Geiste der Nation einen neuen Schwung gegeben. Die Redlichen gehen mit geradem Blick und freier Stirn einher, das Verdienst vertraut auf sich selbst und verschmäht jede Protection, und überall wirkt die Ueberzeugung, daß ohne Redlichkeit und Patriotismus an kein Glück zu denken sei. Die Günstlinge des Ohngefährs dagegen, von denen so mancher bisher durch den äußern Glanz, der ihn umgab, für ein anklagendes Bewußtsein entschädigt ward, sind mit einem Mal über ihren Werth belehrt, sind ihre eigenen Richter geworden, ziehen sich zurück und schleichen, wenn sie es noch können, beschämt einher."

So schrieb und dachte man allgemein in Berlin bei Beginn der neuen Regierung. Es handelte sich in Wahrheit hier nicht nur um einen neuen Regenten, man empfand sehr bald, daß es sich um eine neue Regierung handelte. Der König trat mit Kraft und Entschiedenheit wie mit dem Wunsche nach Verbesserungen auf, und

die Zuckungen eines neuen Lebens wollten sich hier und dort fühlbar machen. Das Volk erwartete viel von dem neuen Monarchen, es kannte ihn ziemlich genau als persönlich tapfer, außerordentlich leutselig, voll strengster Moralität, durch und durch einfach, mit reichen Vorzügen der Seele und des Leibes ausgestattet, erfüllt endlich von der Würde und der Verpflichtung seines hohen Berufes.

Die ersten Verfügungen des Königs bürgten bereits dafür, daß die Erwartungen gerechtfertigt waren. Dinge von geringerer Bedeutung verstärkten solche Bürgschaft unter großer Theilnahme der Bevölkerung.

So z. B. bezog das königliche Paar das Schloß nicht, sondern behielt in dem bisherigen kronprinzlichen Palais ihre Wohnung. In Bezug hierauf erschien ein Kupferstich, welcher die Unterschrift trug:

„Friedrich Wilhelm und Louise,
Sie wohnen alle Beide
Ja so gern noch jetzt wie vormals
Unter eines Hauses Obdach“ u. s. w.

und auf welchem man den König und die Königin neben einander auf einem Divan sitzen sieht, die Königin mit dem zweiten Prinzen auf dem Arme, während der Kronprinz, mit einem hölzernen Degen bewaffnet, neben dem König steht. Dies Bild wurde um jene Zeit in Berlin außerordentlich viel gekauft und war fast in allen Häusern zu finden.

Von der Leutseligkeit des Königs und der Königin gegen Jedermann, von ihrer echt bürgerlichen gegenseitigen liebevollen Zuneigung, von der Einfachheit ihres täglichen Lebens erzählte man sich tausenderlei kleine hübsche Anekdoten, welche schnell Eigenthum der Menge wurden und, von Munde zu Munde eilend, eine

unendliche und schnell geschlungene Kette der Verehrung und Zuneigung vieler Tausende bildeten. Manche von diesen kleinen Erzählungen mögen wohl der historischen Treue entbehren, wir finden aber bei sehr zuverlässigen Zeitgenossen noch immer eine große und erfreuliche Menge derselben verzeichnet, deren Echtheit garantirt ist. Es schildert sich der Charakter des Fürsten gar zu oft in solchen scheinbar unwichtigen Dingen am besten, da erfährt man, inwieweit der Regent dem Menschen treu geblieben ist, und oft genug erzählen die Chroniken, welche mit diesen Kleinigkeiten sich füllten, die Natur des Menschen genauer, als wir sie aus den großen Büchern der Geschichte zu erkennen im Stande sind. Darum wollen auch wir hier einige jener kleinen Charakterzüge mittheilen, deren Echtheit uns auf alle Weise verbürgt ist — kleine Pinselstriche zwar nur in dem großen Gemälde, sie machen ja aber das eigentliche Colorit aus. —

Wir erwähnten bereits, daß das königliche Paar ihre bisherige Wohnung nicht verließ, um das Schloß zu beziehen. Die hier zu Grunde liegende Einfachheit findet sich unter Anderm auch in dem Umstande repräsentirt, daß der König, als der Küchenmeister für die Folge zwei Schüsseln mehr auf die Tafel bringen wollte, diese Vermehrung von dem Küchenzettel mit den Worten strich: „Man glaubt wohl gar, ich habe seit gestern einen größern Magen bekommen?" —

Der erste König von Preußen hatte im Hof-Ceremoniel bestimmt, das zwei Generallieutenants die Speisen an der königlichen Tafel stehend vorlegen und daß der Hofmarschall dem König bis zu dem ersten Trunk aufwartet. Als nun Friedrich Wilhelm III. sich zum ersten Male als König an der Tafel niederließ, sagte er dem hinter ihm stehenden Hofmarschall, er solle sich doch gleichfalls zu Tische setzen. „Ich darf nicht, Ew. Majestät," war die Ant-

wort, „die Etiquette erheischt es, daß ich Ew. Majestät heut bediene.“

„Und wie lange?“ frug der König weiter.

„So lange bis Ew. Majestät den ersten Trunk gethan haben.“

„Schreibt die Etiquette dazu ein besonderes Getränk vor?“

„So viel ich weiß — nein.“

„Warten Sie,“ sprach der König, ergriff ein zunächst stehendes Glas Wasser und trank mit den Worten: „So, nun können Sie gehen, ich habe den ersten Trunk gethan.“ —

Den Abgeordneten der Berliner Bürgerschaft, welche den Glückwunsch zur Thronbesteigung brachten, sagte die Königin. „Es ist mir lieb, meine Herren, Sie kennen zu lernen. Die gütige Aufnahme der preußischen Unterthanen und ihre bisherige Liebe wird mir unvergeßlich bleiben, und es wird mein vorzüglichstes Bestreben sein, mir diese Liebe zu erhalten. Die Liebe der Unterthanen ist das sanfteste Kopfkissen der Könige, und ich werde jede Gelegenheit mit Freuden ergreifen, mich den hiesigen Bürgern dafür erkenntlich zu bezeigen.“ —

Eines Tages wurde eine Deputation der Halloren aus Halle angemeldet, sie begehrten den König zu sprechen, der indeß nicht anwesend war. Die Königin ließ sie sich vorstellen, wobei sie bedauerte, „daß ihr Mann nicht gegenwärtig sei;“ einer der Halloren erkundigte sich, wie sich der „kleine König“ befinde, den sie vor fast zwei Jahren schon in der Wiege gesehen hätten. Die Königin erwiederte, sie meinten wohl den Kronprinzen, worauf der Hallore antwortete: „Nein, Majestät, ich meine den kleinen König, der dazumal, als der regierende Herr hier noch Kronprinz war, der kleine Kronprinz hieß. Also muß er doch jetzt, wo der Herr Vater König ist der kleine König titulirt werden.“

Die Königin ließ auf diese originelle Erklärung hin lächelnd

die Prinzen herbeibringen und sagte: „Nun wir wollen nur wünschen, daß aus dem kleinen König mit der Zeit ein recht großer wird.“ —

Aus dem specielleren Privatleben des Königs und der Königin möge folgender unendlich reizender kleiner Charakterzug hier seine Stelle finden.

Die Leutseligkeit der Königin erstreckte sich auf Jedermann ohne Ausnahme, bei den Männern, welche der König specieller auszeichnete, trat sie indeß lebendiger hervor, als wenn sich mit der angebornen Herzensgüte, eine gewisse Dankbarkeit für die Leistungen verbände, welche jene Männer dem König darbrachten. So zeichnete die Königin besonders den oben bereits erwähnten Generallieutenant von Köckeritz aus, den täglichen Gesellschafter und Tischgenossen des Königs. Die Königin hatte bemerkt, daß er sich nach beendigter Tafel stets sehr früh entfernte und hatte ihren Gemahl bereits um die wahrscheinliche Ursache gefragt, der ihr indeß geantwortet: „Laß den alten braven Mann in Ruhe; der muß nach Tische seine häusliche Bequemlichkeit haben.“ Die Königin hatte ihre Nachforschungen indeß fortgesetzt und erfahren, es sei Köckeritz Bedürfniß und Gewohnheit geworden, nach Tische eine Pfeife zu rauchen. Als er nun andern Tags nach beendigter Tafel sich wieder schnell entfernen wollte, trat die Königin schnell mit einer gestopften Pfeife, brennendem Wachsstock und Fidibus auf ihn zu und sagte mit großer Freundlichkeit: „Nun, lieber Köckeritz! heute sollen Sie mir nicht wieder entwischen; Sie müssen hier bei uns Ihre gewohnte Pfeife rauchen — stecken Sie an!“

Der König äußerte erfreut: „Das hast Du, liebe Luise, charmant gemacht!“ — und der alte treue Diener rauchte von jenem Tage ab die gewohnte Pfeife, ohne nach Hause gehen zu müssen.

Das Leben des Königs und der Königin in ihren Schlössern

und Gärten enthält gleichfalls eine große Zahl von kleinen Charakterzügen, welche von einer seltenen Leutseligkeit und Herzensfreundlichkeit zeigen.

Eines Tages, im Sommer des Jahres 1799, waren zwei Engländer nach der Pfaueninsel gefahren und unbekannt mit den geltenden Einrichtungen, entfernt von der gewöhnlichen Fähre an's Land gestiegen. Es war am frühen Morgen, sie erfreuten sich vergnügt der reizenden Gartenanlagen, als der ihnen begegnende Hofmarschall ihnen befahl, umzukehren und die Insel zu verlassen. Auf dem Rückwege begegneten sie einem einfach gekleideten Herrn, der eine schöne eben so einfach gekleidete Dame am Arm führte, und sie frug, wie ihnen die Insel gefalle. Die Reisenden äußerten ihre Freude über die Lage und schöne Einrichtung, und wurden von der Dame aufgefordert, mitzugehen, sie seien beide hier sehr bekannt und würden ihnen gern alles zeigen.

„Wir thäten es gern," antworteten die Engländer, „aber der Herr Hofmarschall hat uns so eben zurückgewiesen und befohlen, sogleich die Insel zu verlassen. Der König und die Königin sollen hier sein, und dann ist Fremden der Zutritt nicht gestattet.

„So schlimm ist's nun eben nicht," meinte die schöne Frau, „kommen Sie nur mit, wir wollen Sie schon entschuldigen, der Herr von Massow ist unser guter Freund."

Die beiden Reisenden folgten der freundlichen Einladung und besahen in Begleitung des Herrn und der Dame die Insel. Als man in die Nähe des Schlosses kam, trat ehrerbietig die Dienerschaft in königlicher Livree herzu, der Herr Hofmarschall kündigte an, daß das Frühstück bereit sei, und die beiden Engländer erfuhren jetzt erst staunend, daß der König und die Königin ihre Führer gewesen waren. Sie wollten sich entschuldigen, der König wieß dies indeß von der Hand und lud sie zum Frühstück mit den Worten

ein: „Treten Sie näher, meine Herrn! Frühstücken Sie mit uns — nach der schönen Morgenpromenade, denke ich, wird's uns schmecken.“ —

Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms und Louisens änderte unter Anderm auch in ihrer bisherigen Gewohnheit, allein, ohne alle Begleitung spazieren zu gehen, nichts. So besuchten Beide den Christmarkt um Weihnachten 1797, kauften selbst bei mehreren Verkäufern und traten dann in eine Conditorei ein, um einige Erfrischungen zu sich zu nehmen. An einer der Buden wollte eine Bürgersfrau, die eben im Begriff war, etwas zu kaufen, vor dem königlichen Paare zurücktreten, die Königin verhinderte sie aber sogleich mit den Worten: „bleiben Sie stehen, liebe Frau, was würden die Verkäufer sagen, wenn wir ihnen die Käufer vertreiben wollten.“ Nun erkundigte sie sich weiter, ob die Frau Kinder habe, und als sie erfuhr, die Frau habe einen Knaben in gleichem Alter mit dem Kronprinzen, kaufte sie einige Spielsachen und gab sie der erfreuten Mutter mit den Worten: „Nehmen Sie, liebe Frau, und bescheren Sie diese Kleinigkeiten Ihrem Kronprinzen im Namen des meinigen.“ —

Die Königin war eine außerordentliche Freundin der Kinder, und erfreute sich immer, wenn sie einen hübschen Knaben oder ein hübsches Mädchen sah. So erzählt man, daß ein hübscher wilder Knabe im Schloßgarten zu Charlottenburg der spazierenden Königin gerade in die Arme gelaufen sei; eine der Hofdamen wollte deßhalb zanken, die Königin sagte aber freundlich: „Lassen Sie nur! Ein Knabe muß wild sein!“ Dabei klopfte sie dem Knaben die dicken Backen und sprach zu ihm: „Renne nur, mein Söhnchen, und bestelle einen Gruß von mir an Deine Eltern.“ —

Von der mütterlichen Zärtlichkeit der Königin für ihre Kinder könnten wir viele Seiten voll erzählen, wir wollen uns darauf be-

schränken, eine Schilderung des Königs und der Königin, wie sie sich in der Kinderstube zeigten, nach den Berichten von Augenzeugen hier zu geben. Der König kam jeden Morgen nach abgehaltenem Vortrage in die Kinderstube. Die Wolken des Ernstes auf seiner Stirn verschwanden dann, sein Angesicht wurde heiter. Eins der Kinder nach dem andern empfing er aus den Händen der königlichen Mutter, um es zu sich empor zu heben und zu liebkosen; lange konnte er mit ihnen tändeln und spielen und jede Kleinigkeit, Kindern wichtig, als eine Wichtigkeit mit theilnehmendem Interesse behandeln. Vernahm er lobende Zeugnisse, so holte er aus den Taschen kleine erfreuende Geschenke, und man mußte sich wundern, wie ein Herr, dem so viele Dinge durch den Kopf gingen und oft schwer auf dem Herzen lagen, so kindlich froh sein konnte. Er war dadurch so gehalten und gefesselt, daß er nicht selten die Zeit darüber vergaß, und die Königin ihn dann erinnern mußte, daß er vom Adjutanten bereits abgerufen sei. Jeden Abend vor dem Schlafengehen sah er jedesmal mit der Königin noch die schlafenden Kinder, weidete Augen und Herz an diesem lieblichen Anblick und küßte leise die Stirn eines jeden. Von den zu wählenden Weihnachtsgeschenken sprach er wochenlang vorher, zündete selbst die Lichter am Christbaume an, und war unerschöpflich in der Wahl passender, überraschender Gaben zur frommen Feier des heiligen Christfestes. Wenn dann in der ersehnten Stunde die königlichen Kinder erstaunt in den hellerleuchteten Festsaal traten, jubelnd ihren Christbaum umhüpften und die königliche Mutter in der Fülle ihrer Lieblichkeit jeder, auch der kleinsten Weihnachtsgabe, einen höhern Werth gab, stand der König still und sinnig da, und genoß mit jedem Athemzuge sein reines christliches Familienglück in der Unschuld und in dem Frohsinn seiner Kinder. Da war er in seinem eigentlichen wahren reinen Elemente, für welches die Natur sein Herz gebildet

hatte, ein Herz voll zarter Liebe und reiner Kindlichkeit. Im vollen sympathetischen Einklange stand damit die Königin; das Zarte verband sich hier mit dem Starken, weibliche Anmuth mit männlichem Ernst, und vielleicht hat die Welt nie ein schöneres und glücklicheres Ehepaar auf Thronen gesehen, als dieses.

Friedrich Wilhelms und Luisens Jugend war nicht eine so freudenvolle gewesen, als die ihrer Kinder. Der König erinnerte sich später oft daran, und machte auch seine Kinder darauf aufmerksam, wie knapp er in seiner Jugend gehalten worden war, wobei er einmal äußerte: „Wollt immer hoch hinaus, bedenkt aber nicht, wie es mir in Eurem Alter erging; da erhielt ich zuweilen zu meinem Geburtstage ein Reseda-Töpfchen, sechs Dreier an Werth, und wollte mein Hofmeister mir mal etwas zu Gute thun, dann führte er mich nach einem öffentlichen Garten und ließ mir da für einen und, wenn's hoch kam, für zwei Groschen Kirschen geben."

Zu einem seiner eben vermählten Söhne sagte er einmal später, als er ihm einen Besuch machte: „So prächtig habe ich's nicht gehabt, als ich Deine Mutter heirathete, und wünsche nur, daß Du eben so zufrieden und glücklich leben mögest!"

Die Leidensjahre, welche der Schlacht bei Jena folgten, haben übrigens auch für die Kinder Friedrich Wilhelms und Luisens manche Entbehrungen in ihrem Gefolge gehabt — wir erinnern hier unter Anderm an den Brief, welchen der König an seine älteste Tochter schrieb, worin er ihr einen Fünfthalerschein zu einem neuen Kleide mit den Worten schickte, sie möge damit vorlieb nehmen, mehr könne er für jetzt nicht entbehren. — —

Es ist unnöthig, für unsere kleinen soviel zur Charakteristik und wahren Beurtheilung des Königs und der Königin beitragenden Erzählungen eine bestimmte Reihenfolge inne zu halten, wir wollen hier zur unzweifelhaften Freude unserer Leser noch mehr dergleichen

in bunter Reihe mittheilen. Eine der schönsten, zugleich der liebenswürdigste Nachweis für das echt zärtliche und liebevolle Benehmen der königlichen Gatten zu einander, ist die folgende. Der König hatte die Gewohnheit, jeden Morgen nach gehaltenem Vortrag die Königin in ihrem Wohnzimmer aufzusuchen und mit ihr ein wenig zu Frühstücken. Da bemerkte er einmal auf einem Tischchen eine Haube, die ihm neu schien. Er frug nach dem Preise, die Königin antwortete ihm indeß scherzend, es sei nicht immer gut, daß die Männer erfahren, was der Frauenputz koste, sie verständen das nicht und fänden ihn stets zu theuer.

„Aber," frug der König noch einmal, „Du kannst mir doch wohl sagen, was diese Haube kostet, möchte es gern wissen!"

„O ja, ich habe eine wohlfeile gewählt, sie kostet nur vier Thaler!"

„Nur? Erschrecklich viel Geld für so ein Ding!" fuhr der König scherzend fort. Dabei bemerkt er vom Fenster aus einen eben vorübergehenden Garde-Invaliden, ruft ihn herauf und sagt dem Eintretenden: „Die Dame, welche da auf dem Sopha sitzt, hat viel Geld, denn, was meinst Du wohl, alter Camerad, was sie für die Mütze gegeben, die da auf dem Tisch liegt?"

Der alte Soldat, wenig bekannt mit solchen Dingen, meint endlich achselzuckend: „Na, die wird wohl einige Groschen kosten!"

„Da hörst Du's," fuhr der König fort, „was Groschen! Vier Thaler hat sie dafür bezahlt. Nun geh einmal hin und laß Dir von der schönen Frau eben so viel geben."

Die Königin zahlt ihm lächelnd ihre vier Thaler, fährt aber lachend fort: „Und nun sieh mal, der hohe Herr, der da am Fenster steht, hat vielmehr Geld als ich; Alles, was ich habe, habe ich nur allein von ihm, und er giebt gern. Nun gehe auch zu ihm, und laß Dir das Doppelte, acht Thaler, geben."

Der Invalide nimmt auch diese zweite Zahlung aus den Händen des bereitwilligen königlichen Gebers entgegen und hört noch, nachdem er das Zimmer verlassen, den fröhlichen Scherz des königlichen Paars.

Zu diesem Scherz wissen wir noch einen ernsten, tief ergreifenden Schluß. Der so beschenkte Invalide hieß Christian Brandes, und lebte noch viele Jahre nach Jener Begebenheit. Der König hatte ihn nicht vergessen, und wenn er ihn nach dem Tode der Königin sah, beschenkte er ihn und sagte zu ihm wohl die inhaltsreichen kummervollen Worte: „Brandes, weißt Du noch?" — — —

Auf einem Spaziergange im Lustgarten zu Potsdam sah eines Tages die Königin einen blassen, fast dürftig gekleideten Mann auf einer Bank am Wege sitzen, sie hielt ihn für einen Bedürftigen und ließ ihm durch einen Bedienten vier Friedrichsd'or reichen, welche er indeß zurückwies. Es war ein Bürger von Potsdam, der Maurermeister van der Leeden, welcher von langwieriger Krankheit genesend den warmen Sonnenschein suchte, und jetzt das Geschenk der Königin, da er dessen nicht bedürftig war, mit Dank zurückwies. Als die Königin dies erfuhr, kehrte sie mit dem schönsten Gefühl der Herzensgüte, welches ihr aufgab, den vielleicht sich verletzt fühlenden Mann zu beruhigen, um und sagte ihm: „Verzeihen Sie, ich habe Ihnen nicht wehe thun wollen, nun müssen Sie mir aber gestatten, täglich bis zu Ihrer Genesung durch Erfrischungen, die Sie vielleicht nicht so gut bekommen können, für Ihre Küche zu sorgen. Der König liebt die guten Bürger seiner Vaterstadt Potsdam und ich theile von Herzen diese Empfindung." Der dankbar gerührte Mann erhielt von da ab bis zu seiner vollständigen Genesung erquickende Speisen aus der königlichen Küche.

Dieselbe edelste Gutmüthigkeit des Herzens, wie wir sie hier

bei der Königin eben so reich wie zart hervortreten sehen, finden wir in ihrer ganzen Art, wohlzuthun, als steten Grundzug. „Ihre ganze Art und Weise, zu geben und zu erfreuen, hatte etwas so Mildes, Schonendes und Verbindliches, daß das Annehmen und Empfangen alles Demüthigende, selbst für schamhaft Zartfühlende, verlor und leicht und angenehm wurde. ... Dabei pflegte sie zu sagen: „Alles kommt darauf an, daß die Quellen und Ursachen der Armuth gehoben und die Dürftigen durch pflichtmäßige Thätigkeit besser und glücklicher werden, — ob der Arme die Hülfe verdient, das wollen und dürfen wir nicht untersuchen. Wer kann das wissen und abwägen? Die Grenzlinien zwischen verschuldetem und unverschuldetem Elend sind fein gezogen und laufen ineinander."

Bei einer so umfangreichen Wohlthätigkeit, wie die Königin sie übte, reichten die Geldmittel oft nicht hin, welche sie vierteljährlich durch den geheimen Kämmerer Wolter aus der Chatulle des Königs empfing. Der Letztere versuchte es dann der Königin Einschränkungen anzurathen, und sagte einmal: „Wahrhaftig, Majestät, das geht ferner nicht mehr so, Sie geben sich noch arm!" Da antwortete ihm die Königin: „Guter Wolter, ich liebe meine Kinder, und das Wort Landeskind hat für mich einen süßen Klang, und der Gedanke, neben meinem besten Freunde, dem Landesvater, die Landesmutter zu sein, entzückt mich. Ich kann und darf nicht von ihm lassen und muß helfen überall, wo es noth thut."

„Nun gut," entgegnete Wolter, „dann will ich's dem Könige sagen."

„Aber doch so," warf die Königin noch ein, „daß er ja nicht böse wird."

Und bald nachher war der Königin Kasse wieder gefüllt, und als sie frug: „Welcher Engel hat mir das wieder hineingelegt?" antwortete lächelnd der König: „Der Engel ist Legion; ich weiß

nicht, wie er heißt, und ich kenne nur Einen: aber Du kennst ja den schönen Spruch: „Seinen Freunden giebt er es schlafend." —

Sowie die Königin bemüht war, ihre Wohlthaten auf eine möglichst zarte und rücksichtnehmende Weise zu üben, war es bei ihr auch Wille und Gesetz, in allen andern Fällen diese Zartheit und Rücksichtsnahme obwalten zu lassen. So unter Anderm in den folgenden Fällen, in denen sich die Königin, die erste Person in dem sie umgebenden Kreise, mit ihrer eigenen herzlichen wie königlichen Anmuth bemühte, die Unzartheiten und Kränkungen wieder gut zu machen, welche von Personen ihrer Umgebung ausgegangen waren.

Die Königin war zuweilen in dem hübsch gelegenen kleinen Brunnenorte Freienwalde. Eines Tages, nach aufgehobener Tafel, hatte sie mit Wohlgefallen daselbst Kaffe getrunken und reichte die leere Tasse dem Bedienten zurück mit den Worten: „Man trinkt doch nirgends bessern Kaffee als in Freienwalde." Der Laquai, ein alter redlicher Diener, sagte darauf: „Ja, Majestät, das macht das moralische Wasser."

Die Umgebung der Königin machte sich sogleich über den armen Heinrich durch ein lautes Gelächter lustig, welcher keine Ahnung hatte, daß ihm ein Wort in unrichtiger Anwendung untergelaufen war, und beschämt und verwirrt zu Boden sah. Die Königin sah indeß kaum die Verlegenheit des armen Mannes, als sie mit ihrer Herzensgüte ihm sogleich Ersatz bringen, ihn trösten mußte; sie wandte sich zu ihrer Umgebung mit den Worten: „Ich glaube, wir haben unsern guten Heinrich nicht verstanden; mir will's scheinen, als ob er eine ernste Wahrheit gesagt hätte. Wer mit Nutzen und Erfolg eine Brunnen- und Badekur gebrauchen will, der muß einfach, mäßig und still leben, so daß das mineralische Wasser ihm zugleich ein moralisches werde. Lieber Heinrich, ich bitte um ein Glas mineralisch-moralisches Wasser!"

Der alte Heinrich, von aller Verlegenheit befreit, meinte vor sich her: „Niemand versteht mich doch besser, als unsere gute Königin.“ —

Bei einem Militair-Kirchenfeste in der Hof- und Garnison-Kirche zu Potsdam kam eine Frau aus der Gemeinde zu spät, war um ein Plätzchen für sich verlegen, und gelangte, unbekannt mit der Localität, in den Gang, welcher zur Loge der Königin führte. Sie öffnete die Thür derselben, und war, überrascht von der glänzenden dem Geistlichen andächtig zuhörenden Versammlung, welche sie vor sich erblickte, eben im Begriff, die Thür wieder zu schließen, und zurückzugehen, als ihr eine der Hofdamen winkte, Platz zu nehmen. Die Frau leistete Folge, setzte sich in die hinterste Reihe und verweilte während des Gottesdienstes in der Loge. Sie hatte indeß damit nach Ansicht des Ober-Ceremonienmeisters eine große Sünde gethan, nach geendigtem Gottesdienste ließ er die Frau hart an, wie sie sich habe unterstehen können, unanständigerweise in die Loge ihrer Majestät zu dringen u. s. w. Die Frau entschuldigte sich, daß sie ganz zufällig nur dahin gerathen sei, bat um Verzeihung, wurde aber auf das Rücksichtsloseste behandelt und eilte endlich aufgelöst in Thränen zu dem Hofprediger Dr. Eylert, um ihm ihre Noth zu klagen und besonders ihn zu überzeugen, daß sie weit entfernt davon gewesen sei, durch ihr Erscheinen die Ehrfurcht gegen die Königin verletzen zu wollen. Während sie noch bei ihm war, trat ein Kammerherr der Königin ein und berief den Hofprediger sogleich zur Königin. Sie empfing ihn mit den Worten: „Aber ich bitte Sie um's Himmelswillen, was ist in Ihrer Kirche geschehen? Soeben habe ich mit Unwillen gehört, wie eine würdige Frau der Gemeinde von dem Herrn von R. prostituirt worden ist. Warum? — Sollte man's glauben, darum, weil sie in meiner Loge während des Gottesdienstes Platz genommen hat. Man weiß

wie der König und ich über das Hof-Ceremoniel denken. Ganz läßt es sich auch nicht beseitigen; aber man sollte doch einen Unterschied machen! Und das nun vollends in der Kirche! Ich bin trostlos darüber, wiewohl ich's nicht verschuldete. Ich bitte Sie, machen Sie es wieder gut. Essen Sie diesen Mittag bei uns auf der Pfaueninsel und bringen Sie mir die Versicherung, daß die würdige Frau wieder zufrieden gestellt ist. Morgen aber kommen Sie mit ihr zu mir und ich werde mich freuen, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen." — —

Ueber die Einfachheit des Hofes, an welchem die Würde des Königthums nicht durch äußerlichen Prunk, sondern durch die angeborene Hoheit der Königin und des Königs repräsentirt war, schreibt ein Zeitgenosse im Februar 1798: „Der König selbst nimmt selten Cour an; er versäumt aber niemals die, welche Sonntags Abend gewöhnlich bei der Königin stattfindet. Alle Etikette ist indessen aus diesen Versammlungen verbannt. Wohlwollen und Ungezwungenheit herrschen in ihnen, so daß Männer, welche sonst geschworene Feinde alles Hofzwanges waren, sich hier wie im Schooße einer befreundeten Familie befinden, und so sehr sie auch sonst alle großen Gesellschaften meiden, sich entschlossen haben, diese nicht zu versäumen. Der König und die Königin unterhalten sich, soweit dies möglich ist, mit einem Jeden von den Anwesenden und binden durch ihr Betragen und ihre Worte die Herzen immer fester an sich. — Einer der Staatsminister des Königs gab dieser Tage ein Abendessen und einen Ball. Der König und die Königin beehrten beides mit ihrer Gegenwart. Als der Wagen des Königs vorfuhr, hielten schon mehrere Wagen vor der Thür, so daß der königliche nicht sogleich vorfahren konnte. Man wollte den Thorweg öffnen, aber der König verbat es und wartete, bis sein Wagen der Reihe nach vorkam. Als die Königin ausstieg, sagte sie zu

der sie empfangenden Frau des Staatsministers: „Nehmen Sie's nicht übel, daß wir so spät kommen, mein Mann hatte noch Geschäfte."

Auf dem gleichen Balle befand sich eine junge Dame, welche während des Tanzes von den adeligen Tänzern auffallend vernachlässigt wurde, weil sie bürgerlicher Herkunft war. Als die Königin das bemerkte, bat sie den König sogleich, selbst mit jener zurückgesetzten Dame zu tanzen. —

Bei einem großen Feste in Magdeburg, wobei der Königin eine Reihe von Damen vorgestellt wurde, unterhielt sie sich auch mit einer ihr bis dahin unbekannten jungen Frau, der Gemahlin eines Majors von N., der Tochter eines wohlangesehenen Kaufmanns in Magdeburg. Im Lauf des Gesprächs frug die Königin: „Was sind Sie für eine Geborne?" Die Gefragte, an und für sich ängstlich und schüchtern in dem glänzenden Kreise, antwortete verlegen mit zitternder Stimme: „Ach, Majestät, ich bin — gar keine Geborene."

Ein spöttisches Lächeln zeigte sich bei dieser Antwort auf den Gesichtern der übrigen Damen, eine derselben hatte Taktlosigkeit genug, so laut zu sagen, daß es die Königin und die junge Dame, mit der sie eben gesprochen, hören mußten: „Also eine Mißgeburt!"

Die Königin, auf das unangenehmste von diesem Hohn berührt, nahm sich sogleich der Beleidigten an und sprach mit erhobenem Kopf und lauter Jedermann vernehmlichen Stimme: „Ei, Frau Majorin, Sie haben mir naiv-satyrisch geantwortet. Ich gestehe, mit dem herkommlichen Ausdruck „von Geburt sein", wenn damit ein angeborener Vorzug bezeichnet werden soll, habe ich nie einen vernünftigen sittlichen Begriff verbinden können, denn in der Geburt sind sich alle Menschen ohne Ausnahme gleich. Allerdings ist es von hohem Werthe, ermunternd und erhebend, von guter Familie zu sein, und von Vorfahren und Eltern abzustammen, die sich

durch Tugend und Verdienste auszeichneten, und wer wollte das nicht ehren und bewahren? Aber dies findet man, Gott Lob! in allen Ständen, und aus den untersten selbst sind oft die größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechts hervorgegangen. Aeußere glückliche Lagen und Vorzüge kann man erben, aber innere persönliche Würdigkeit, worauf am Ende doch Alles ankommt, muß Jeder für sich und seine eigene Person durch Selbstbeherrschung erwerben. Ich danke Ihnen, liebe Frau Majorin, daß Sie mir Gelegenheit gegeben haben, diese, wie ich glaube, für's Leben nicht unwichtigen Gedanken unbefangen auszusprechen und wünsche Ihnen in ihrer Ehe viel Glück, dessen Quelle doch immer nur allein im Herzen liegt." —

So sorgte das edle Herz der Königin dafür, daß die erlittene Kränkung wieder gut gemacht werde durch so freundliche und liebevolle Worte. —

Wir wollen unsere kleinen Charakterzüge aus dem Leben der Königin und des Königs noch weiter verfolgen, und treten mit unsern Lesern für einen Augenblick in das Heiligthum des königlichen Hauses, in den stillen Tempel der glücklichsten fürstlichen Ehe ein.

Man bat die Königin eines Tages, zur Anfertigung des Portraits ihres Gemahls ein möglichst ähnliches Originalgemälde des Königs auf kurze Zeit zu überlassen. Die Königin antwortete, sie besitze kein anderes ähnliches Bildniß, als das, welches sie auf der Brust als Medaillon trage, und es falle ihr schwer, sich auf eine Zeit lang davon zu trennen, indessen wolle sie gern den Wünschen der Bittenden nachkommen und sich zur Darleihung des Portraits zu überwinden suchen.

Friedrich Wilhelm III. hat das Bildniß seiner Gemahlin bis zu seinem Tode auf der Brust getragen, ohne daß irgend ein Mensch darum gewußt hat. Nach seinem Hinscheiden fand man das Portrait in der Kapsel seines schwarzen Adlerordens. —

Am Schluß einer Unterredung, deren Inhalt Eberhards Werk über die Sinnverwandtschaft der Worte und dem Aehnliches bildete, sagte die Königin einmal: „Ach, wer doch in Allem immer das Rechte treffen könnte! Mein bester Freund, der König, kann es; aber darum ist er auch wortkarg — und gedankenreich; im Schweigen und Reden immer wahr. In der Wahrheit liegt der Schlüssel zu Allem.“

Der hinzutretende König frug, von wem die Rede sei, und die Königin antwortete ihm: „Wenn ich von meinem Muster und Vorbilde rede, dann weißt Du schon, wen ich meine: aber ich darf Dir es nicht sagen, Du willst es nie hören.“ Der König küßte ihr die Stirn, nahm ihren Arm und entfernte sich mit der geliebten Gemahlin in einsamem Spaziergange. —

Als der Hofprediger Dr. Eylert den König und die Königin einmal benachrichtigte, daß es seinen Ermahnungen gelungen sei, bei einem in nahen Beziehungen zu dem Hofe stehenden Ehepaare den gestörten häuslichen Frieden wieder herzustellen und den Ehemann zu der Rücknahme des bereits gestellten Scheidungsantrag's zu vermögen, sagte der König: „Von solchen wieder zusammengekitteten Ehen halte ich nicht viel. Solche Anleimungen machen Flecken, die durchschimmern und sich nie wieder wegschaffen lassen. Vor dem ersten Bruche muß man sich hüten und Alles ganz und rein erhalten.“ Die Königin schaute ihn bei diesen Worte freundlich und mit dem Ausdrucke des reinsten Glückes an, er küßte ihr im Weggehen die Hand und sie brach mit frohlockendem Geiste in die Worte aus: „Welch ein Mann! Mein Mann!“ —

Derselbe verehrungswürdige Prediger hatte einmal in Gegenwart des Königs und der Königin über die Bibelstelle aus dem Buche Ruth gepredigt: „Rede mir nicht darein, daß ich dich verlassen sollte und von dir umkehren. Wo du hingehst, da will ich

auch hingehen; wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch, da will ich auch begraben werden, nur der Tod kann mich und dich scheiden." Die Königin ließ ihm sagen, er möge das Manuscript dieser Rede nach der Pfaueninsel mitbringen, und eines Abends wurde er veranlaßt, sie in Gegenwart einer kleinen gewählten Gesellschaft vorzulesen. Es hatte sich der Gesellschaft eine sehr ernste und erhabene Stimmung bemächtigt, der König, welcher neben der Königin saß und ihre Hände in den seinigen hielt, erhob sich, schaute seiner Gemahlin lange in die Augen und sagte dann halblaut: „Es bleibt dabei, liebe Luise: ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen." Mit diesen Worten verließ er in sichtbarer Bewegung die Gesellschaft, und zog sich zu einem einsamen Spaziergange zurück. Die Königin in nicht minder gehobener Stimmung, blieb und unterhielt sich mit dem Prediger Eylert und dem Grafen Brühl längere Zeit über das angeregte Thema, dabei gelangte sie zu einem specielleren Ausdruck ihrer Empfindungen, sie gab eine Art Glaubensbekenntniß, welches wir als zu ihrer Charakteristik entschieden beitragend so mittheilen, wie Eylert es niedergeschrieben hat.

„Wie schön und erquickend," sprach die Königin, „wie milde und ruhig ist der Abend! Gern folgt das Herz seinen sanften Eindrücken.

Diese wohlthuend sich mittheilende Ruhe wird leicht und von selbst eine religiöse. Man kann in keine wahrhaft fromme Stimmung kommen, ohne diesen belebenden Anhauch eines höheren Friedens zu fühlen. Sobald derselbe in unsere Brust einkehrt, tritt alles Störende zurück; was sonst einspricht, schweigt, und die Wellen unserer unruhigen Gefühle ebenen und glätten sich zur sanften klaren Spiegelfläche.

Ich bitte, sehen Sie das liebliche Abbild der Waldung, von der Abendröthe umflossen, im ruhigen Strome der Havel!

Gemüthsruhe ist doch gewiß von allen inneren Gütern das erste und größte, und wahrhaft wohl wird uns nur erst in ihr.

Umgeben von Allem, was die Erde Glänzendes hat, habe ich mich oft verstimmt und mit mir uneins, und oft in den allereinfachsten Verhältnissen, auf mich selbst zurückgeführt, mich befriedigt und glückselig gefühlt. Das ist sich auch immer unter den verschiedenartigsten Umständen gleich geblieben, zum klaren und gewissen Beweise, daß es so in der Natur der Sache und der Menschen liegt.

Die heitere Ruhe und ihr milder Segen in der Natur kommt sicht- und fühlbar vom Himmel herab, der die Erde umarmt, wie die Mutter ihre Kinder. Und der Mensch, ein Kind der Erde, und doch auch zugleich ein Kind des Himmels, kann diesen Seelenfrieden und seine Harmonie auch nur allein von Oben her empfangen. Ueber der sichtbaren Sonne giebt es noch eine andere, geistige, unsichtbare, in deren Licht und Wärme unsere geistige Natur allein gedeihen kann.

Ich begreife, daß man unter den Zerstreuungen und wechselnden Genüssen des Lebens Gott und den Heiland vergessen und oft ohne ihn leben kann; aber ich begreife nicht, wie es dahin kommen kann, zu wähnen und zu meinen, die ganze Sache sei nur eine schöne Phantasie, die zerflattere und bald verschwinde, sobald man klar und gründlich denke, so daß der Aufgeklärte keiner, am wenigsten einer geoffenbarten Religion bedürfe.

Gerade wenn ich ernst und tief denke, soweit ich dazu fähig bin, komme ich immer am Ersten an eine Grenze, die mir Stillstand gebietet, und festen Haltpunkt kann ich dann nur allein im Glauben finden.

Gerade wenn ich mich am wohlsten nnd besten fühle und es

recht klar und ruhig in mir ist, werde ich am meisten inne, was mir noch fehlt.

Im Besitze und Genusse des besten Glückes sehnt man sich nach Glückseligkeit, und in dieser Sehnsucht wird eine Leerheit tief im Herzen fühlbar, die nichts Irdisches ausfüllen kann; ich muß dann seufzen und zum Himmel aufschauen.

Ich liebe Ideale und lebe gern in Idealen. Man schafft sich da eine Welt, wie man sie gern hätte; aber es sind Träumereien, und wenn man erwacht, ist Alles ganz anders.

Und doch will und begehrt unser sittliches Gefühl und Gewissen das Vollkommene und ganz Reine. Wir suchen und suchen, und finden nicht, auch bei dem Besten thun uns die Mängel und Makel wehe, die wir bei genauer Bekanntschaft gewahr werden.

Darum habe ich den Heiland Jesum Christum so unaussprechlich lieb. Das höchste und reinste Ideal ist in ihm Leben und That. In Ehrfurcht betet man ihn an, und doch fühlt man sich zugleich zu ihm hingezogen; seine unendliche, sich aufopfernde Liebe hat eine sanfte, wunderbar gewinnende Kraft.

Delbrück ist mir werth und wichtig vorzüglich darum, weil er diese Liebe für den Erlöser und sein untrügliches heiliges Wort in den Herzen meiner Kinder weckt und nährt. Meinem ehrwürdigen Beichtvater, dem Probst Ribbeck, verdanke ich viel. Seine Gründlichkeit, Ruhe und Klarheit giebt der Erbauung, die ich bei ihm finde, ein festes Fundament. Seine fromme Wärme ist eine sanfte und milde.

Hufeland ist auch zugleich mein Seelenarzt. Was ist der für ein seltener, köstlicher Mann! Alles an ihm trägt ein höheres Gepräge; fest und männnlich, und doch gläubig und kindlich, — der König nennt ihn einen Apostel.

Ich bin sehr glücklich; am meisten dadurch, daß ich in meinen

christlich-religiösen Ueberzeugungen mit dem Könige vollkommen übereinstimme. Durch ihn bin ich besser geworden. Ich glaube, er ist der beste Mensch und Christ auf Erden. Haben Sie gehört, als Sie Ihre Rede über eheliche und häusliche Glückseligkeit geendet, sagte er in herzinnigem Tone zu mir: Es bleibt bei'm Alten guten Spruche: ich und mein Haus, wollen dem Herrn dienen. — — Wo mag er sein, — mein bester Freund? Kommen Sie, wir wollen ihn aufsuchen!" — —

Wir werden im Verlauf unserer Darstellung noch zu weiteren die echte Religiosität der Königin bekundenden Anführungen gelangen, hier knüpfen wir einstweilen noch an den andern Inhalt des Angeführten an, die große zärtliche Liebe der Königin zu ihrem Gemahl und berichten noch von einigen Charakterzügen, welche von dem ehelichen Glücke der beiden hohen Gatten, von ihrem an Liebe wahrem Lebensglück und harmlosen Scherz so reichen Familienleben Zeugniß geben.

Im Städtchen Schwedt wohnte ein Fischer und Schiffer, welcher dem Prinzen Ludwig persönlich bekannt geworden war und von ihm das Versprechen erhalten hatte, ihm solle für seine zahlreiche Familie ein Haus gebaut werden. Die Unkosten dieses Hausbaues waren auf 6000 Thaler berechnet, der Prinz zahlte 1500 Thaler und der Bau begann. Da starb der Prinz, kurz nachher auch der Fischer, der Bau blieb liegen. Die Witwe des Letzteren kam in große Noth, und suchte nach Hülfe am rechten Orte. Sie wußte, daß der Bruder des verewigten Prinzen Ludwig der König war, und machte sich nach Berlin auf den Weg, um bei ihm die Vollendung des angefangenen Baues zu erbitten. Der König, ein echter Landesvater, ließ die Bittende vor sich, sie redete ihn in ihrem platten Dialecte an: „Is he de Broder von den verstorbenen Prinzen Ludwig?" und fuhr dann fort: „Seyn Broder war en ehrlik gut Man, un ick denke, he wart

et ok sien, un wyl he nu wat worden is, wart he myn Hus buen laten.“ Der König nicht unangenehm berührt von der Treuherzigkeit der guten Fischersfrau, ließ sich auf der Stelle nach der Angelegenheit erkundigen, trat dann in das Versprechen seines Bruders ein, ließ den nöthigen Befehl ausfertigen und händigte der Frau denselben persönlich ein. „Dat is all gud“, meinte die Frau, äußerte indeß doch allerlei Bedenklichkeiten, ob die Herrn in Schwedt dem Papier Folge geben würden. Der König beruhigte sie deßhalb, sie ging nach Schwedt zurück und konnte bald das fertige Haus beziehen.

Da ging sie denn noch einmal nach Berlin und erlangte nochmals eine Audienz bei dem König. „Wyl ick sehe“, begann sie, „dat he ebenso en ehrlik gut Man is, as sien Broder, so bring ick em hier een Battken Nien-Dogen vor siene kleene Mosjeu's met.“ Und dabei setzte sie vor den lächelnden König ein Fäßchen Neunaugen hin. Der König nahm das Fäßchen, trug es selbst zur Königin und übergab es ihr mit den Worten: „Sieh einmal, welch' ein angenehmes Geschenk ich da soeben empfangen habe! Was die Liebe giebt und die Liebe genießt, gedeihet wohl!“ Die Königin ging auf den Scherz weiter ein, ließ die Neunaugen auf die Mittagstafel bringen und überreichte die schönsten dem König unter liebreichen Scherzen auf einem Blumen bekränzten Teller. —

Noch eine zweite recht anmuthige kleine Scene aus dem königlichen Familienkreise möge hier ihren Platz finden, obschon sie der Zeit nach später erst zu erzählen wäre.

Der König und die Königin hatten auf der Pfaueninsel gespeist, nach aufgehobener Tafel frug die Königin nach ihren abwesenden Kindern und vernahm, daß sie auf der auf einer Landzunge gelegenen Wiese spielten. „Können wir sie da nicht überraschen, liebster Freund?“ frug die Königin ihren Gemahl. „O ja,“

war die Antwort, „da müssen wir mit der Gondel einen Umweg durch's Rohr nehmen, so daß sie uns vorher nicht sehen."

Wie gesagt, so gethan; die Königin stieg ein, und der König ruderte selbst leise nach dem betreffenden Orte, plötzlich traten sie unter die überraschten jubelnden Kinder. „Papa", fragte der Kronprinz, „wo sind Sie hergekommen?" Der König antwortete: „durch's Schilfrohr!" „Ei, das ist charmant," meinte nun der Kronprinz, „im Rohr ist gut Pfeifen schneiden!"

„Wie verstehst du das?"

„Das heißt: Kluge Leute wissen die Umstände zu benutzen."

„Wenn du das auf Dich anwenden wolltest: welche Pfeife würdest Du denn jetzt schneiden?"

„Dann würde ich bitten, daß wir hier auf der Wiese unsere Abendmilch genießen dürften, und alle, alle froh zusammen blieben."

Das hohe Paar erfüllte diesen bescheidenen Wunsch. „Die ganze Gesellschaft", erzählt unser schon mehrfach angeführter Berichterstatter, „lagerte sich auf ausgebreiteten Teppichen. Die Königin lehnte sanft ihr Haupt an die Schulter des Königs, seine Hand in der ihrigen haltend. Fröhlich spielten die lieblichen königlichen Kinder umher. Alles war bei einem frugalen Male in sanfter heiterer Stimmung. Nach einem schönen Sommertage ging prächtig die Sonne unter, und aus dem nahen Gebüsche ertönte wie Abendsegen die sanfte Abendmusik der Garde-Hautboisten. Eine heilige fromme Ruhe umschwebte die schöne patriarchalische ländliche Scene, und daß die Erde ein Vorhof des Himmels werden kann, fühlte Jeder. Dieß Gefühl drückte sich durch feierliche Stille aus, die Keiner unterbrechen mochte; denn für das Unaussprechliche hat die Sprache keine Worte. Die Königin blickte im Ausdruck tiefer heiterer Ruhe nach der untergehenden Sonne hin; ihr Blick war Gebet, Dank und Freude." —

Als das bekannte kleine Lustspiel, „das Fest der Handwerker" in Berlin zum erstenmal gegeben worden war, belustigten sich die Berliner so sehr darüber, daß einzelne prägnante Worte und Redensarten aus demselben bald in Jedermanns Munde waren. Unter Andern auch benutzte man eine Scene, in welcher ein zur Arbeit zu spät kommender Geselle dem Meister mit den Worten die Hand reicht: „Herr Meester, darum keene Feendschaft nich!" und der Meister gemüthlich erwiederte: „Det weest Du wohl besser, ick bin immer derjenigte, welcher."

Einige Tage nach der Aufführung dieses Lustspiels befand sich der König mit seinen Kindern in Potsdam. Die Mittagstafel sollte beginnen, doch wurde damit gezögert und als der auf größte Pünktlichkeit haltende König nach dem Grunde dieser Verzögerung frug, erfuhr er, daß man noch auf den abwesenden Kronprinzen warte. Nach kurzer Weile setzte sich der König zu Tische, bald darauf erschien der Kronprinz, dem es unangenehm war, daß er hatte warten lassen. Doch half er sich schnell, er ging zu seinem neben dem des Königs befindlichen Platze, reichte dem königlichen Vater die Hand und sagte: „Herr Meester, darum keene Feendschaft nich!" Der König antwortete lächelnd und in den Scherz eingehend: „Det weest Du wohl besser, Fritz, ick bin immer derjenigte, welcher!"

Wir können diesen Abschnitt nicht besser beschließen, als wenn wir noch einige Urtheile und Bemerkungen aus Briefen und Büchern jener Zeit anführen, welche in Beziehung zu der Königin und dem König stehen.

In näherer wie fernerer Umgebung war das königliche Paar so geliebt, daß z. B. die Berliner Damen kleine Fächer mit dem Bildniß desselben trugen, daß sie sich mit seidenen Bändern schmückten, auf denen die Worte: „Vive le roi, vive la reine!" zu lesen waren.

Die Königin ging diesen Damen insbesondere auch in Bezug auf die Einfachheit ihres Anzugs mit dem besten Beispiel voran, eine Dame schreibt darüber im Juni 1798: „Freilich können Wenige so wie sie bei der stillen Majestät ihrer Schönheit, so der äußern Hülfsmittel entbehren. Die Königin erscheint nie, außer wo es die Würde ihres Standes erheischt, prachtvoll. Nie sah ich sie anders als in leichtem Mousselin gekleidet, das schöne leicht umlockte Haupt, im leichten Kostüm eben so einfach geschmückt. Diese Grazie hat Berlin's Töchter verleitet, eine Reform in ihrem Anzuge zu machen."

Und in demselben Briefe heißt es unter Bezugnahme auf den König:

„Auch erkennen es die Bewohner dieses Staates dankbar, daß eben dieser sorgende und waltende Genius ihm eine Königin zur Seite gab, die so ganz in seinen Sinn eingeht, so gern und so froh ihr schönes Leben in stiller einfacher Hoheit neben ihm lebt. Welch ein Vorbild, welch ein Beispiel ihrem Geschlecht, das voll zärtlicher Bewunderung heraufblickt! Ich traue den Berlinerinnen edlen Bildungstrieb genug zu, sich nicht nur an der reizenden Außenseite ergötzen, nicht nur ihr jeden Schwung ihres Federschmuckes, jeden Wurf der Falten ihres Gewandes abstehlen zu wollen, sondern ihren Blick auf das innere Heiligthum ihres Hausstandes zu werfen, wo sie ganz in der ehrwürdigen Gestalt einer deutschen Gattin und Mutter erscheint." —

Die bedeutendsten Schriftsteller jener Zeit wetteiferten in Huldigungen des königlichen Paares, die deßhalb so werthvoll sind, weil sie ernst gemeint wurden. So schrieb Novalis eine Schrift: „Glauben und Liebe oder der König und die Königin", worin er unter Anderm mit Bezug auf Friedrich Wilhelm und Luise sagt:

„Der König ist das gediegene Lebensprinzip des Staates; ganz

dasselbe, was die Sonne im Planeten-System ist. Die Königin hat zwar keinen politischen, aber einen häuslichen Wirkungskreis im Großen. Ihr Beispiel wird unendlich viel wirken. Die glücklichen Ehen werden immer häufiger, und die Häuslichkeit mehr als Mode werden. Sie wird zugleich ächtes Muster des weiblichen Anzugs sein. — Der Hof soll das klassische Privatleben im Großen sein. Die Hausfrau ist die Feder des Hauswesens. So ist die Königin die Feder des Hofes. — Jede gebildete Frau und jede sorgfältige Mutter sollte das Bild der Königin in ihrem oder ihrer Töchter Wohnzimmer haben."

„Sonst," — fährt Novalis fort — „mußte man sich vor den Höfen, wie vor einem ansteckenden Orte, mit Weib und Kindern flüchten. An einen Hof wird man sich jetzt vor der allgemeinen Sittenverderbniß, wie auf eine glückliche Insel zurückziehen können. Um eine treffliche Frau zu finden, mußte ein behutsamer junger Mann sonst in die entlegenen Provinzen, wenigstens in die gänzlich von Stadt und Hof entfernten Familien gehen; künftig wird man, wie es nach dem ursprünglichen Begriff sein sollte, an den Hof, als den Sammelplatz des Besten und Schönsten, gehen und sich glücklich preisen können, eine Frau aus der Hand der Königin zu empfangen."

Und in einem Gedicht, welches A. W. von Schlegel zur Huldigung publicirte, finden wir die Worte:

Wie könnte je sich Ihm der Himmel schwärzen?
Er sucht und fand der Liebe schönsten Lohn.
Luisens Lächeln heißt den Kummer scherzen,
Vor ihrem Blick ist jedes Leid entfloh'n.
Sie wär' in Hütten Königin der Herzen,
Sie ist der Anmuth Göttin auf dem Thron;
Ihr zartes Werk, ihr seligstes Gelingen,
In seinen Lorbeer Myrten einzuschlingen.

Es blickt auf Euch die Muse der Geschichte,
Erhabner Herrscher! Holde Königin!
Ihr strenges Zeugniß wird zum Lobgedichte;
Sie ist der goldnen Zeit Verkünderin.
Ach, jüngst noch sah sie grausende Gesichte,
Der Griffel sank als Dolch ihr blutig hin.
So schritt sie ernst auf tragischem Kothurne
Und ruhte sinnend an der Menschheit Urne.

Ihr aber habt der Göttin Gram erheitert,
Hier, wo der Staat ein ew'ger Tempel steht,
Nicht wanket wie das Schiff, das, eh' es scheitert,
Sich noch mit aufgespannten Segeln bläht,
Wird keine Kraft gedämpft, sie wird geläutert,
Es gilt der reinen Wahrheit Majestät;
Hier waltet Ruh', stürzt schon verflucht, bewundert
In seine Gruft mit Krachen das Jahrhundert. —

Sechster Abschnitt.

Die Huldigungsreisen des Königs und der Königin. — Zwei Urtheile über die Königin Luise von ihren Zeitgenossen.

Die Königin Louise reiste am 24. Mai 1798 in Begleitung der Oberhofmeisterin Gräfin von Voß und eines Fräulein von Vieregg nach Königsberg zur Huldigung ab, am folgenden Tage folgte ihr der König in Begleitung des Obristen von Köckeritz. Er war kein Freund von Prunk und rauschendem Gepränge, und hatte deßhalb bestimmt, daß eine Krönung zu Königsberg nicht stattfinden solle. Trotzdem glich diese Reise des königlichen Paares einem Triumphzuge, aber er war anderer Art, als sie sonst wohl gehalten wurden, der Triumph bestand in den lebhaftesten Ausdrücken innigster Freude, Theilnahme und Liebe, welche die Bewohner der Gegenden herbeibrachten, durch welche die Reise ging. Der Weg führte über Freienwalde, Stargard, Köslin nach Danzig: überall wurde der König und die Königin von den lebhaftesten und aufrichtigsten Freudenbezeigungen der Menge empfangen. In einem Dorf unweit Köslin sah die Königin ihren Wagen von einer

Schaar von Landleuten umringt, welche sie durch den Schulzen, ihren Sprecher baten, von dem für sie hergerichteten „Tractement" ein wenig zu genießen, damit die Städter nicht denken sollten, sie hätten das Vorrecht allein, die geliebte Landesmutter zu tractiren. Gern stieg die Königin aus, trat in ein Bauernhaus und genoß hier etwas von dem Eierkuchen, welcher für sie gebacken war.

Am 30. Mai, Nachmittags 4 Uhr, kam die Königin in Danzig an, einige Stunden später folgte ihr der König. Sie besuchte hier die Höhe des Karlsbergs, von dem man eine schöne Aussicht hat, und gab diesem Punkt damit den Namen des Luisenshains, welchen er noch jetzt trägt.

Am 2. Juni setzte die Königin ihre Reise nach Königsberg fort. In Klemensfähr, dem Uebergangspunkte über die Nogat, hatte die Elbinger Kaufmannschaft ein Zelt aufschlagen lassen, in dem das königliche Paar ein Mittagsmahl zu sich nehmen sollte. Man frug die Königin, welche vor ihrem Gemahl angelangt war, ob sie befehle, daß das Essen aufgetragen werde, sie wieß es indeß mit den Worten zurück: „Nein, ich speise nicht eher, als bis mein Mann kommt. Es ist Pflicht der Frau, mit dem Essen auf den Mann zu warten." Kurze Zeit darauf traf der König ein, man setzte sich zu Tische. Bei dieser Gelegenheit wieß der König einen Landmann, der ihm eine Bittschrift knieend überreichte, mit den Worten zurecht: „Nur vor Gott knien! Ein Mensch muß nicht vor einem andern Menschen knien!" Diese Worte Friedrich Wilhelm's III. sind einer der ersten Beiträge zu jener Kette von Aeußerungen und Handlungen, welche sich als die lebendigsten Zeichen echter Religiösität durch sein ganzes Leben hindurch ziehen.

Am 3. Juni kam das hohe Paar nach Königsberg, wo sie der laute Jubel der ganzen Bevölkerung empfing. In allen Ständen herrschte die lebhafteste Bewunderung der so liebenswürdigen,

leutseligen Königin, man wetteiferte von allen Seiten, ihr den Aufenthalt in der Stadt angenehm zu machen. Sie dankte dafür durch die ganze Fülle ihrer liebenswürdigen und edlen Herablassung, mit welcher sie die angeborne Hoheit und ihre Stellung und Würde zu umgeben wußte.

Wie sie bereits als Kronprinzessin den zu ihr berufenen Leuten das Unangenehme des langen Wartens zu ersparen bemüht war, so zeigte sie sich als Königin auch in Königsberg gleich rücksichtsvoll. Man hatte einmal der Kronprinzessin gleichzeitig den Hofschuhmacher und einen Grafen gemeldet, da ließ sie den Ersteren früher bei sich eintreten, indem sie sagte: „Dem Meister ist seine Zeit gewiß kostbarer als dem Herrn Grafen, und wenn der Mann Stundenlang auf meine Bestellungen warten sollte, so würde er wenig von der Ehre haben, Hofschuhmacher zu sein. Der Meister soll kommen, und der Herr Graf soll warten."

So hatte sie unter Anderm während ihres jetzigen Aufenthalts in Königsberg dem Prediger Lefort, der im Namen der französischen Gemeinde kam, eine Audienz um 11 Uhr bewilligt, eine Stunde vorher ließ sie ihm und den übrigen Deputirten sagen, sie könne sie erst um 3 Uhr empfangen und bitte also, ihr erst um diese Stunde das Vergnügen zu machen, bei ihr zu erscheinen. Als die Deputation ihr vorgestellt wurde, sagte sie ihr: „Mein Mann und ich haben recht lebhaft gewünscht, Preußen zu sehen; wir sind von Freude durchdrungen, indem wir uns von unsern braven Preußen umgeben sehen, die sich immer durch ihre Anhänglichkeit an das Vaterland und durch ihre Liebe zum Könige ausgezeichnet haben."

Die Zunft der Bernsteinarbeiter hatte der Königin einen kunstvoll gearbeiteten Bernsteinschmuck überreicht, sie trug ihn an einem Ballfeste desselben Abends. Für diesen Schmuck und ein gleichfalls

aus Bernstein gearbeitetes Schachspiel gab sie den Darbringern die große goldene Huldigungs-Medaille, auf deren Vorderseite man den König in lorbeerbekränztem Helme erblickt, während die Rückseite einen Jüngling in antiker Rüstung zeigt, dessen Rechte sich auf einen mit der Sphinx geschmückten Helm der Minerva stützt. Die Atribute der Künste und Wissenschaften, des Handels und Gewerbfleißes umgeben den Würfel, auf dem der Helm ruht. Die Linke des Jünglings zeigt auf einen Helm des Mars, an dessen Würfel Schild und Lanze lehnen mit der Umschrift: „Nur euch zu schützen will ich mit diesem mich rüsten.“

Die Huldigung selbst fand unter mancherlei Feierlichkeiten und Festlichkeiten am 5. Juni statt; am 10. reiste die Königin von Königsberg ab. Das Fleischergewerk, welches sie schon bei ihrer Ankunft eingeholt hatte, bat um die Erlaubniß, sie eine Strecke von sechs Meilen, bis Domnau, begleiten zu dürfen; man rieth ihnen der großen Hitze wegen ab, und stellte ihnen vor, die Pferde würden einen so weiten Hin- und Rückweg nicht aushalten, sie erwiederten indeß, darauf kommt es nicht an, sie würden die Königin mit Freuden bis Warschau begleiten und zu Fuß heimkehren, wenn auch alle Pferde zu Grunde gingen.

In Domnau nahm die Königin ein Mittagessen ein. Der Kutscher, welcher ihren Wagen fuhr, sowie die übrige Bedienung, hatten dabei ein wenig zu viel getrunken, und begingen bei der Fortsetzung der Reise die Unvorsichtigkeit, einen Bergabhang ohne Hemmschuh herunter zu fahren. Der Wagen der Königin wurde in einen Graben geworfen, ohne daß jedoch die Reisenden eine Verletzung erlitten; die Oberhofmeisterin begann eine Strafrede, die Königin unterbrach sie jedoch mit den Worten: „Lassen Sie nur! Gott sei Dank, mir fehlt nichts, und die Leute sind dabei gewiß mehr erschrocken als wir selbst.“

Der König hatte das übliche Huldigungsgeschenk von 33,333 Thalern in Königsberg zur Verbesserung der Landschulen bestimmt; als er von da seinen Weg nach Warschau fortsetzte, ging ihm ein Cabinetsbefehl dorthin an den Stadtpräsidenten voraus, worin der König wiederholt von Geld-Ausgaben zu seinem geräuschvollen Empfange und dergleichen abrieth. In diesem Cabinetsbefehl heißt es: „Mein Wille ist, ohne allen königlichen Prunk und nur mit aufrichtigem, väterlichen Herzen meine Unterthanen zu besuchen; ich hoffe daher, daß meine Unterthanen sich um so williger aller äußeren Ehrenbezeugungen, die mit Kosten verknüpft wären, enthalten werden, als sie hierdurch selbst Anlaß geben, die mir so theure, zu ihrem Wohl bestimmte Zeit zu verlieren. Ich habe zwar aus dem Rapport und Eurer Anfrage vom 2. d. Mts. entnommen, daß meine guten Bürger von Warschau ungeachtet dessen die Gesinnung beibehalten, mir ihre Anhänglichkeit durch Entgegenkommen bezeugen zu müssen; allein so wie mich auch dieser unbezweifelte Beweis ihrer herzlichen Anhänglichkeit freut, so mache ich es Euch zur Pflicht, sie meiner Erkenntlichkeit zu versichern und durch den Einfluß Eures Ansehens allen unnöthigen Pomp zu beseitigen. Ich wünsche nur, daß das zwischen uns geschlossene Bündniß von ihrer Seite durch Bezeigung der Liebe und Treue, von meiner Seite durch väterliches Wohlwollen immer enger verknüpft werde."

Am Abend des 13. Juni kamen der König und die Königin in Warschau an, in demselben Warschau, welches der König wenige Jahre früher als Kronprinz mit belagert hatte. Er wieß alle militairischen Sicherheitsmaaßregeln zurück, indem er äußerte: „Ich bin gewohnt, mich bei Bereisung meiner alten Provinzen nur von der Liebe meiner Unterthanen escortiren zu lassen, und weit entfernt, zu glauben, andere als ähnliche Gesinnungen der Liebe auch in den neuen Provinzen zu finden.

Die Einwohner der zu Preußen gekommenen ehemals polnischen Landestheile wußten nicht allein ein solches Vertrauen zu schätzen, sondern hatten auch bereits hinreichend erkannt, wie beneidenswerth ihr Loos den übrigen polnischen Provinzen gegenüber war, die an Oestreich und Rußland gekommen waren. Sie empfingen das königliche Paar mit Freude und Ehrerbietung. Die Bewohner von Warschau hatten unabsehbare mit Fahnen geschmückte Reihen gebildet, durch welche die königlichen Wagen unter dem lauten freudigen Zuruf der Menge fuhren; auf der Treppe des Schlosses standen funfzig junge Mädchen, welche den Kommenden Kränze boten und Blumen streuten. Das Schloß, die Wohnung des Königs und der Königin, blieb fast ganz unbewacht, Jedermann, der etwas zu bitten und vorzutragen hatte, konnte frei eintreten.

Eines Morgens ließ der König die aus den alten Provinzen gebürtigen Soldaten der Warschauer Garnison zu sich kommen, und kündigte ihnen an, sie sollten nach ihrer Heimath zurückkehren, in andere Regimenter eintreten, und würden in der nächsten Zeit zurückgeführt werden. Da trat einer von ihnen vor, und sagte zuversichtlich: „Ew. Majestät, wir sind Pommern, lassen Sie uns allein gehen; wir stehen Einer für Alle, und Alle für Einen, Keiner wird austreten."

Der König bewilligte ihre Bitte, und die Truppe ging in der Begleitung eines einzigen Unteroffiziers eben so zuverlässig und sicher nach dem neuen Orte ihrer Bestimmung, wie es jene Bewohner der Grafschaft Mark thaten, welche ungerufen mehr als einmal einen Weg von beinahe hundert Meilen machten, um zu den Fahnen Friedrich's des Großen zu eilen. Nach blutigen Schlachten erschienen hunderte von diesen großen, knochigen Männern in dem Heerlager des großen Königs, die Kunde von den erlittenen Verlusten, wie sie der Schlachtentod erzeugt, hatte sie

dahin berufen. Als Friedrich einen solchen Zug zum ersten Male sah, frug er sie: „Wo kommt Ihr her?“ — „Aus der Grafschaft Mark.“ — „Was wollt Ihr?“ — „Unserm Könige helfen.“ — „Ich habe Euch nicht gerufen.“ — „Desto besser!“ — „Wer hat Euch denn rekrutirt?“ — „Keiner.“ — „Es muß Euch doch Einer geschickt haben?“ — „Ja, unsere Väter.“ — „Wo ist der Offizier, der Euch geführt hat?“ — „Wir haben keinen.“ — „Wer hat Euch denn kommandirt?“ — „Wir selbst.“ — „Wie viele von Euch sind unterwegs desertirt?“ — „Desertirt? Könnten wir das, dann wären wir ja nicht freiwillig gekommen.“ — —

Der Aufenthalt in Warschau ging in Festlichkeiten aller Art vorüber; einen Ball eröffnete die Königin mit Oginsky, an dessen Namen sich Bezugs einer von ihm componirten Polonaise bis auf den heutigen Tag ein unbestätigtes Gerücht knüpft. —

Am 18. Juni reiste das königliche Paar von Warschau ab, das nächste Ziel der Reise war Schlesien. Auch hier war die Freude der Bewohner an allen Orten, welche der König und die Königin berührten, eine innige, ungekünstelte, aufrichtige. Als sie sich Breslau näherten, empfing sie ein stattliches Gefolge von Bürgern der Stadt zu Pferde mit Musik und Fahnen, die nöthigen zu überreichenden Gedichte waren gleichfalls reichlich vorhanden. Die Kaufmannschaft überreichte der Königin ein, wenn auch ein wenig naives, aber gutgemeintes Geschenk, einige Gewebe der schönsten und feinsten schlesischen Leinwand, eine Parthie schön genähtes Kinderzeug und eine silberne Kinderklapper an goldener Kette. Die Klapper war ein Kunstwerk, dessen vorderer Theil aus einem schönen Chrysopras bestand, außerdem waren noch eine Anzahl kleine Medaillen daran, welche das Bildniß des Königs und der Königin und die Umschrift: „Werde wie Diese!“ zeigten. Auf

dem bei dem Kinderzeug befindlichen Wiegenbande las man einen Vers:

> Klein nur ist das Geschenk, das der hoffenden Mutter die treuen
> Mütter Silesiens weihn; aber Du achtest das Herz.
> Fürstin, wir wünschen so sehr, daß Du des Landes gedächtest,
> Das so kindlich Dich liebt. Darum verehren wir Dir,
> Was es selber erzeugt und pflegt und bereitet, und knüpfen
> An die Empfindung es an, die Dich als Mutter durchdringt.

Die Königin dankte mit den Worten: „Ich werde die guten Schlesier niemals vergessen!"

Auch in Breslau fanden bei der Anwesenheit der hohen Reisenden vielerlei Festlichkeiten statt, namentlich wurde eine prächtige Illumination veranstaltet. Am 26. Juni reiste die Königin von Breslau ab, um nach Charlottenburg und Berlin zurückzukehren, wo am 6. Juli die Huldigung stattfinden sollte. Dieser feierliche Akt wurde durch einen Gottesdienst in der Domkirche begonnen, welchem alle Glieder des königlichen Hauses beiwohnten, und bei welchem der Hofprediger Sack die Huldigungsrede hielt. Der König hatte ihm als Text den salomonischen Spruch: „Durch Gerechtigkeit wird der Thron befestigt" vorgeschrieben, wir entheben dieser Rede folgende prophetische Stelle: „Wo das Volk wahrnimmt, wie ein gerechter König das Schwert nie aus der Scheide zieht, um der Habsucht oder dem Stolze, oder der Rachbegierde eine gefährliche Befriedigung zu geben, wie er den Krieg, diese schreckliche Plage der Menschheit nicht liebt und nicht sucht; aber ihn auch im Vertrauen auf Gott nicht scheut, wenn nicht anders ein übermüthiger Feind entwaffnet, des Staates Unabhängigkeit gesichert, der Gerechtigkeit strenges Gebot erfüllt werden kann; wenn es ihn mit starkem Arm das Ruder des Staats festhalten sieht, mitten im Sturme nicht achtend der rastlosen Anstrengung und taub gegen die

Lockstimme der Weichlichkeit; wo es in ihm nicht nur ehrt den gewalthabenden Monarchen, sondern auch in ihm liebt den gottesfürchtigen, den tugendhaften Mann, das Vorbild einfacher Sitten, den Freund seines Volkes, o wie steht da der Thron so unerschütterlich fest! Kommt es auf dessen Vertheidigung und Beschützung an — das getreue Volk ist da, ist bereit, Gut und Blut für ihn aufzuopfern. Seinen König verläßt es nicht. Für ihn sterben heißt für das Vaterland selbst sein Blut vergießen!"

Am Abend des Tages der Huldigung wurde im Theater ein Festspiel von Iffland, „der Veteran", gegeben. Sein Inhalt, so einfach er ist, redete laut zu den Herzen der Zuschauer. Ein Dorfschulze, ein alter Soldat Friedrich's des Großen, will die letzten Jahre seines Lebens in Ruhe zubringen, und kündet zu dem Ende am Huldigungstage des neuen Fürsten den Dorfbewohnern an, daß er hiermit seine Stelle als Schulze niederlege. Die Bauern protestiren dagegen, der Schulze setzt ihnen aber auseinander, daß die mit dem jungen König beginnende Zeit auch frischer, junger Kräfte bedürfe, die Bauern sind endlich damit einverstanden und wählen des Schulzen Sohn zum Nachfolger des Vaters. Der Sohn kündigt dabei zugleich an, daß er sich demnächst verheirathen wolle, seine Braut heißt Luise, er selbst Wilhelm. Der Brautvater legt die Hände der Liebenden in einander mit den Worten: „Soll ich Euch mit meinem Segen ein Beispiel der guten Ehe aufstellen? Auf unsers Königs Throne lebt es. Luise, meine gute Tochter, sei eine so freundliche, gute Gattin, werde eine so treue, gute Mutter, als unsere Königin es ist. Wahrlich, sie ist oft mit dem großen Hausschmuck angethan, denn sie hat oft ihre Kinder auf den Armen. So habe ich und viele Menschen sie gesehen, das bringt Freude und Muth für den Hausstand unter guten Menschen."

Das ganze Stück ist im übrigen mit vielen patriotischen An-

spielungen durchwebt, und errang sich einen kaum vorher gekannten Erfolg. Das ganze Haus tönte von dem Beifallsrufen wieder: „nie,“ berichtet ein Zuschauer, „nie hab' ich das Publikum so bewegt und erschüttert gesehen. Das Herz der Deutschen muß sehr tief gerührt sein, eh' es sich äußert. Dies geschah heute zu öfteren Malen. Die Darstellung dieses Stückes gewährte ein frohes patriotisches Fest. — Das Publikum, im Uebermaß seines erregten Gefühls, sah nicht gern den Vorhang sinken. Aus dem verwirrten Freudengetöse erscholl zuletzt der Name Iffland! Er ward allgemein verlangt, als sollte er noch die Empfindung fort unterhalten, die er gegeben hatte. Er erschien endlich. Das Gefühl des großen Augenblickes schien ihn zu begeistern, und erschüttert sprach er nichts, als: „Gott segne den König!“ Das Volk jauchzte es ihm nach, und ohne Prunk, aber in Treue und Innigkeit ward dieser Abend eine schöne und herzliche Volksfeier. Die Gefühle der Berliner für Vaterland und Herrscher äußerten sich so mannhaft, wie immer, wenn von dem Namen die Rede ist, den der große König seinem Volke als Heiligthum hinterlassen hat.“

Eine Reihe von Jahren nachher vervollständigte Iffland diese treue Huldigung durch eine ähnliche, wenn auch durch die Gewalt der Umstände nicht so laut kundgegebene Demonstration, welche wir am betreffenden Orte mittheilen werden. Hier möchten wir indeß für unsere Leser die Erzählung eines kleinen in seinen Grundzügen dem obigen nicht unähnlichen Vorfalls einschalten, welcher von dem außerordentlich feinen Takt Friedrich Wilhelms III. eine glänzende Probe giebt.

Unter den vaterländischen Schauspielen, mit denen de la Motte Fouqué die Bühne bereicherte, zeichnet sich eines aus, welches von der Einnahme Rathenow's durch den großen Churfürsten handelt. Das Stück wurde gleich nach den Befreiungskriegen mit großem

Beifall gegeben, das Publikum bezeigte bei jeder angemessenen Stelle seine entschiedenste Theilnahme, das junge Gefühl des Sieges, welches in aller Herzen lebte, machte sich dann stets in den lebhaftesten Acclamationen Luft. Besonders war es eine Stelle im dritten Akt, von welcher das Publikum ergriffen wurde. Da bittet der Bürgermeister Bach den Regenten, sein Leben nicht ferner noch so preiß zu geben, wie er das bisher gethan. „Wir sind verlassen, wenn wir unsern Kurfürsten verlieren; was sollen wir armen Menschen dann anfangen! Wir bitten: stürzen sich Ew. Durchlaucht ferner nicht so in den feindlichen Kugelregen!“ Der Kurfürst antwortete hierauf: „Ich danke für Eure gute Gesinnung, aber da kann ich nicht dienen. Ich bin ein Hohenzoller, — das steckt im Blute, ich kann nicht anders.“

Das Publikum brach bei diesen Worten in lauten Jubel aus, der Beifall schien gar nicht enden zu wollen, und die Zuschauer beruhigten sich nicht eher, als bis der gleichfalls anwesende König mit ernster Freundlichkeit aus seiner Loge heraus sich neigte und verbeugte.

Das Stück hatte außerordentlich gefallen, man war auf die Wiederholung gespannt, insbesondere natürlich wiederum auf obige Scene, welche einen so tiefen Eindruck gemacht hatte. Das Stück wurde zum zweiten Male gegeben, aber — die betreffenden Worte wurden nicht gesprochen. Das Publikum war überrascht, noch mehr der Verfasser des Stücks. Er eilte zu dem Darsteller der Rolle, um ihn zur Rede zu stellen, mußte aber zu seiner Bestürzung vernehmen, der König selbst habe das Weglassen jener Worte bei den weiteren Aufführungen geboten. Der Verfasser war tief betrübt, und glaubte sich die königliche Ungnade zugezogen zu haben, das milde leutselige Gemüth des Königs war indeß weit entfernt, einen so echten und wohlgemeinten Patriotismus verletzen zu wollen. Fouqué erhielt

am andern Tage eine officielle Mittheilung des Inhalts: Der König danke für das vaterländische Schauspiel, welches ihm sehr gefalle, er sei gerührt durch die liebevolle Anhänglichkeit des Publikums, welche dasselbe bei der Aufführung an den Tag gelegt. Ein Mal nun sei das recht gut und erfreue auch, der Enthusiasmus kühle sich indeß ab und werde, wie nicht zu vermeiden, mit der Zeit kälter, nur dürfe dies nicht geschehen für das Vaterland und seinen Regenten. Man müsse die Liebe zum Vaterlande und die Verehrung für den König also nicht zum Theater-Coup machen, werde einmal jene Stelle nicht oder nicht so lebhaft applaudirt, als bei der ersten Aufführung, so liege darin scheinbar Verletzendes und Unangenehmes, was vermieden werden müsse. Da nun gewiß Niemand eine absichtliche Beleidigung derartig begehen werde, habe der König durch das Weglassen jener Stelle die Möglichkeit beseitigt, daß eine unabsichtliche Beleidigung statt finde.

Dieses Zartgefühl des Königs ist ein nicht unwichtiger Beitrag zu seiner allgemeinen Charakteristik, deßhalb theilten wir diese kleine Erzählung mit. —

Wenige Tage nach der Huldigungsfeier, am 13. Juli, wurde die Königin in Charlottenburg von einer Prinzessin entbunden, welche am 3. August, dem Geburtstag des Königs, in der Taufe die Namen Friederike Luise Charlotte Wilhelmine erhielt. Neunzehn Jahre später, am 13. Juli 1817, vermählte sich diese Prinzessin mit dem Großfürsten Nicolaus von Rußland, nachdem sie am 7. ihr Bekenntniß zur griechischen Kirche abgelegt und den Namen Alexandre Feodorowna angenommen hatte. Acht Jahre später wurde sie Kaiserin von Rußland. —

Die von uns bereits mitgetheilte erste Reise des Königs und der Königin hatte nicht alle Provinzen des Staates berührt, im Sommer des folgenden Jahres 1799 trat das königliche Paar ihre

Reise in die andern Theile des Landes an. Am 25. Mai reisten der König und die Königin von Potsdam ab, zuerst nach Magdeburg. Von da begaben sie sich nach Westphalen und den fränkischen Fürstenthümern, dabei statteten sie in Kassel, Hildburghausen, Hanau, Weimar und Dessau verwandten und befreundeten Fürstenhäusern Besuche ab. Auch während dieser Reise, von welcher die Reisenden am 8. Juli in Potsdam wieder eintrafen, hatten der König wie die Königin vielfache Gelegenheit, von der Anhänglichkeit und liebevollen Treue ihrer Unterthanen sich zu überzeugen. Die unbeschreibliche persönliche Liebenswürdigkeit und anmuthsvolle Herablassung der zweiundzwanzigjährigen Königin entzückte Aller Herzen, der beste Wille, die Leutseligkeit des ernstfreundlichen Königs verband sich damit, das alles knüpfte die festesten Bande zwischen dem Volke und dem vortrefflichen Königspaare. Die Berichte der Zeitgenossen und Augenzeuge finden nicht Worte genug, um das edle Wesen der Königin zu schildern. Ein Paar jener Berichte sollen in kurzem Auszuge hier ihren Platz finden.

In einem biographischen Werke über ausgezeichnete Zeitgenossenschaft heißt es unter Anderm: „Die Königin Luise war vielleicht die schönste, gewiß aber die einnehmendste Frau ihres Jahrhunderts. Eine große, edle Gestalt, Ebenmaaß in allen Verhältnissen, ein sehr feines Gesicht, welches von großen, dunkelblauen Augen beleuchtet wurde, ein reicher Haarwuchs, eine Freiheit und ansprechende Naivetät in allen Bewegungen, und dazu eine Sprache, so melodisch, so bezaubernd, daß, wer nur einmal Worte von ihr vernommen hatte, nach Jahren noch mit Freuden an die süße Melodie derselben sich erinnerte. Keine Frau wußte vielleicht jemals weibliche Grazie, Freiheit und Gewandtheit so mit dem Anstand und mit der Würde der Frauen, der Monarchie zu verbinden, als die Königin Luise. Sie verstand die große Kunst, in den Zwang

der Verhältnisse, des Ranges eine Natur zu bringen, welche einen jeden bezaubern mußte, ohne ihn aus den Grenzen des Verhältnisses zu setzen. — Sie war die treueste, herzlichste, sanfteste Gattin, die zärtlichste Mutter, und ganz entfernt von allem Stolz, welcher auf einer so glänzenden Höhe leicht eigenthümlich werden kann, vergaß sie doch nie, ihren Rang, ihre Würde da zu behaupten, wo es nöthig war. Sie liebte die Unterhaltung, sie sprach gern und wußte mit der ihr eigenthümlichen freundlichen Herablassung überall einen freien Wechsel der Rede herbeizuführen, so daß auch der geringste ihrer Unterthanen ein kindliches Vertrauen zu ihr fassen mußte. Sie wußte so ganz eigenthümlich der Brust des Dritten das bange Wort zu entlocken, und man fühlte sich größer, höher in ihrer Nähe. So herzlich, liebevoll und zwanglos ihr Umgang mit dem König war, eben so war sie ihrem Hofstaat mehr Freundin als gebietende Monarchin. . . . . Sie war ein Muster der Sanftmuth und Duldung. Das Glück konnte sie nicht stolz machen; Unglück konnte sie nur ermuthigen; ein Vertrauen auf Gott und ihr reiner Frauenadel war ihr sicherer Geleitstern; Liebe athmete ihr ganzes Wesen; ihre Kinder hatten an ihr eine Mutter, wie sie in Hütten selten, in Palästen nimmer wieder gefunden wird. . . . . . Es ist bekannt, daß die Monarchin sehr fromm war. Diese Frömmigkeit war aber nicht jene pomphafte Ziererei, welche Aufsehen erregen soll; sie war der reine Trieb des reinen Herzens, die Folge der vollen Ueberzeugung, daß ohne Religion nichts Großes und Gutes gedeihen mag. Die große Toleranz der Königin beweiset dabei auch ihre große Aufklärung, ihre hohe Bildung. . . . . .

In der ausgezeichneten Biographie der Königin Luise, welche Frau von Berg geschrieben, jene „treue Gefährtin der Königin im Glück und Unglück, Freundin der vergötterten Monarchin im Glanz des Hofes und Vertraute der gelästerten Majestät in den Leiden

der Fremdherrschaft," in dieser Biographie finden wir vielerlei hierher Gehörendes, was wir wenigstens in Aphorismen unsern Lesern mittheilen wollen. „Bedeutende Menschen," sagt Frau von Berg, „sind im Allgemeinen mit wenigen Umrissen gezeichnet. Vorzüglich aber ist das sittlich Große und Schöne den großen Kunstwerken gleich, deren verschiedene Theile, harmonisch unter einander gebildet, diejenige Einheit hervorbringen, welche leicht aufgefaßt und ausgesprochen wird. Klarheit des Geistes und Wahrheit des Charakters, mit einem echt frommen Herzen verbunden, waren die Haupteigenschaften der Königin. Sie wahren in ihr wahre Naturanlagen; durch sie hat ihr ganzes Leben sich gestaltet; sie haben ihr großes Gemüth gebildet und gekräftiget; denn Klarheit des Geistes und Wahrheit des Charakters, wenn sie mit einem echt religiösen Sinn verbunden sind, bilden in des Menschen Brust „den Frieden Gottes" und gewähren Ruhe und geben Muth, auch unter den widrigsten Umständen des Lebens. Sie sind also recht eigentlich die ersten und festen Grundlagen des großen Gemüths, und wenn mit ihnen noch die Liebe vereinigt ist, dieses unsichtbare, aber feste Band alles Himmlischen und Irdischen, so entsteht auch das schöne Gemüth. Beide, ein großes und ein schönes Gemüth, besaß die Königin in vollem Maaß, und beide hat sie unter den großen Schicksalen, die sie bestanden hat, und in den bedeutendsten Jahren ihres Lebens in hohem Grade bewährt........ Die Zeit der anspruchslosen stillen Häuslichkeit, welche das Leben des Kronprinzen bezeichnet hatte, war vorüber. Der König gehörte seinem Staate und durch ihn der Welt. Nur der feste Grundpfeiler seiner Häuslichkeit war ihm geblieben; es war seine Gemahlin: sie gehörte nur ihm und durch ihn dem Staate. Ihr vor allen war sein Glück, die Freude, der Friede, die Ehre seines Hauses anvertraut, nächst diesem die Pflege aller rein menschlichen Verhältnisse in dem Staate. Was die Re-

ligion, die Sitte, die Kunst, die Schönheit, die Liebe, das Wohlwollen, die Wohlthätigkeit begründet, sollte von ihr geknüpft und befestigt werden, und zu diesem heiligen Berufe stimmten alle ihre Neigungen: denn nie hatte es wohl ein liebevolleres, nie wohlwollenderes Herz gegeben, als das Herz der Königin; und da alle ihre Ansichten durch die Klarheit ihres Verstandes bestimmt wurden, so war es ihr wie von Gott und Natur gegeben, jedesmal den richtigen Standpunkt aller Dinge, sowohl unter sich als zu ihr selbst, aufzufinden, und von diesem Standpunkte aus ihr Thun und Lassen zu bestimmen........... Sie gewann bald alle Herzen und war recht eigentlich dazu geschaffen. Wie groß ihre Schönheit war, wissen alle ihre Zeitgenossen, und der Eindruck davon ist so mächtig gewesen, daß durch Sage und durch bildliche Darstellung dieser Eindruck noch auf die kommenden Geschlechter sich vererben wird. Besonders aber wurde diese Schönheit durch ein Auge verklärt, welches die Klarheit ihres Geistes und die Wahrheit und Güte ihres Charakters strahlend ausdrückte. Wer dieses Auge einmal gesehen hat, kann es wohl nie vergessen, und das ist der Vorzug der Zeitgenossen der Königin, daß sie durch dieses Auge sind begeistert worden und aufgefordert zu allem Guten und Schönen. Wer hat je die Königin gesehen und ist von ihrer Würde und von ihrer Anmuth nicht zugleich hingerissen und begeistert worden! Eine unaussprechliche Grazie waltete über jede ihrer Bewegungen. Aber diese Grazie war nicht bloß äußerlich, sie gestaltete sich aus dem Innersten ihres Gemüths; darum war sie so seelenvoll und bedeutend. Die Königin hat durch ihr Sein uns erklärt, warum die Grazien der alten Welt grade dreifach gestaltet wurden: weil es in der Natur eine dreifache Grazie giebt — die Grazie des Geistes, die Grazie des Charakters und die Grazie des Körpers, und daß nur durch diese dreifache Vereinigung die wahre

und echte Grazie entsteht. Diese echte Grazie besaß die Königin im höchsten Grad; und zu dieser Grazie gesellte sich, was vielleicht seiner Natur nach unzertrennlich von ihr ist, eine natürliche Heiterkeit nicht nur für den König, sondern auch für alle Umgebungen des Thrones; wie anziehend sie für Fremde war, dürfen wir wohl nicht erst bemerken. Wo echte wahre Fröhlichkeit, da ist auch Wohlwollen, und dieses Wohlwollen, welches sich vorzüglich auf Reisen, gegen alle Stände, gegen alle Alter und Geschlechter äußerte, kehrte die Herzen aller Alter, aller Stände und aller Geschlechter der Königin zu. Alles, was sie gethan, was sie gesagt hatte, da es immer bedeutungsvoll und in Beziehung auf irgend ein menschliches Verhältniß war, prägte sich tief in die Gemüther der Bessern und wurde durch Rede, Schrift und Kunst dem Gedächtniß auch der kommenden Geschlechter aufbewahrt. An den Orten, wo sie gewohnt, wurden die Stellen, wo sie gesessen, wo sie gestanden hatte, ausgezeichnet und gewissermaßen in Familienaltäre umgeschaffen....... Ein richtiger, treffender Verstand, ein frühes, frommes und ernstes Streben nach Erkenntniß jedes Wahren, Guten und Schönen hatte die Königin von Kindheit an ausgezeichnet. Früh schon hatte sie nicht nach Schein, sondern nach Wahrheit getrachtet; darum war ihr auch früh Klarheit und Wahrheit geworden. Früh schon hatte sie alles Sichtbare, Irdische, an etwas Unsichtbares, Höheres, das Endliche an das Unendliche anzuknüpfen sich gewöhnt....... Durch dieses Sein und in dieser schönen Lebensweise, welche aber vor allem durch die seelenvolle Güte, mit welcher sie alle Verhältnisse verschönerte, erhöht und verherrlicht wurde, war Etwas entstanden, was wir eine Verklärung des Lebens nennen möchten, was dem Gewöhnlichen im Leben so ungleich war, und in dessen Nähe man sich gleichsam so veredelt und so beglückt fühlte, daß der Königin der Name Engel

bei denen, die ihr Wesen ganz durchschauten, vorzugsweise geworden war. Der Engel wurde sie genannt von Allen, deren Herzen sie am nächsten war....."

So weit Frau von Berg. In den angeführten Worten liegt ein Urtheil, welches, von einer Freundin sonder Gleichen, von einer geistreichen Frau, einer wahrheitstreuen Zeitgenossin gefällt, erhaben über aller Mäkelung und Betastung steht.

Wir dürfen hier einige Worte über die Lectüre der Königin sagen.

In einem früheren Abschnitte haben wir bereits mitgetheilt, daß, den Verhältnissen jener Zeit angemessen, bei ihrer Erziehung eine französische Richtung die vorherrschende gewesen war. Ihr Gemüth dagegen war durch und durch deutsch, und sie wußte sehr schnell durch ausgewählte fleißige Lectüre das in ihrer Kindheit allenfalls minder Beachtete der werthvollen deutschen Literatur sich anzueignen. Die Jugend der Königin fiel in die glückliche Zeit, in der sich die klassische deutsche Literatur begründete: Herder war ihr erster Liebling, sie hatte seine Schriften beinahe immer bei sich. In späterer Zeit wandte sie sich zu Göthe, sie liebte ihn, weil er besonders der große Künstler der Form war; Schiller wurde ihr mehr durch den Inhalt verwandt. Besonders seine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs wie der Abfall der Niederlande wurde fleißig von ihr gelesen, wie nicht minder die gesammelten Memoiren, welche er edirte. Auch Gibbon's Geschichte vom Verfall des römischen Reichs studirte sie mit großer Aufmerksamkeit, Shakspeare und selbst die klassische Literatur des Alterthums war ihr nicht minder bekannt.

Die Königin schrieb gern, sie schrieb leicht und schön. Dieselbe Befähigung hatte sie in der Musik, die Natur hatte ihr eine schöne, seelenvolle Stimme verliehen.

Reich ausgestattet mit den Vorzügen der Seele wie des Körpers, verband sie die Stärke des Geistes, den Edelmuth des Herzens, die äußere Schönheit mit einander zu einem Ganzen, welches die Bewunderung und höchste Verehrung der Zeitgenossen erwarb, welches ihr in der Geschichte unter allen Königinnen den ersten Platz zugetheilt hat. — —

Siebenter Abschnitt.

Aus den Jahren 1799—1806.

Das folgende Jahr, 1799, brachte der Königin von neuem eine Mutterfreude, sie sollte aber leider nur von kurzer Dauer sein. In der Nacht vom 13. zum 14. October gab sie zu Potsdam einer Tochter das Leben, welche am 8. November in der Taufe die Namen Friederike Auguste Karoline Amalie erhielt. Das Kind starb indeß bereits am 31. März des folgenden Jahres zu großem Schmerz der königlichen Eltern. —

Der König wünschte es, daß die Königin ihn auf seinen Reisen begleite, und so fallen auch in die folgenden Jahre mehrere Reisen der Königin nach verschiedenen Provinzen. Am 14. August 1800 begab sich der König in Begleitung der Königin nach Schlesien, um dort eine große Revue abzuhalten. Die hohen Reisenden besuchten bei dieser Gelegenheit das Riesengebirge und bestiegen auch den höchsten Punkt, die Schneekoppe. Der König und die Königin, beide zu Pferde, waren an der Spitze des Zugs, und wurden auf

der Höhe des Berges von den Bewohnern der umliegenden Ortschaften mit herzlicher Anhänglichkeit empfangen. Am andern Tage wurden die schiffbaren Stellen des Bergstädtchens Waldenburg besucht, von da ging die Reise über Altwasser nach Fürstenstein, dem so schön gelegenen Schlosse des Grafen von Hochberg. Dieser feierte die Anwesenheit des königlichen Paares durch ein dem Mittelalter entlehntes ritterliches Ringelstechen, so wie am Abend durch eine prächtige Beleuchtung des ganzen Schlosses. Die Reise ging weiter nach andern Orten der Provinz, Tag für Tag hatten das charakteristische Merkmal, daß die Bevölkerung den König und die Königin mit den ungeheucheltsten Freudenbezeugungen umgab.

Einer der Biographen des Königs berichtet ein vollgültiges Zeugniß der Liebe und Verehrung, welche er und seine Gemahlin in dem schönen Schlesien gefunden und hinterlassen hatten. Ein und zwanzig Jahre später befuhr der Berichterstatter ebenfalls die Waldenburger Stellen, und dabei wurden die anwesenden Bergleute gefragt, ob unter ihnen noch welche seien, die am 19. August 1800 den König und die Königin gefahren hätten. Da antwortete ein alter Bergmann: „Ja, von uns, denen diese Ehre zu Theil wurde, leben noch über die Hälfte, und drei davon sind hier mit mir gegenwärtig. Ich saß am Ruder, und konnte der Königin ganz nahe im Lampenlicht in's Gesicht sehen. Mein Lebtag habe ich so ein Frauen-Angesicht nicht mehr gesehen! Sie sah prächtig aus, wie eine Königin, und doch dabei auch so gut und freundlich wie ein Kind; und um den Mund hatte sie ein Lächeln, einen gütigen Zug, accurat so, wie meine selige Mutter. Als das Lied angestimmt wurde, „Lobet den Herrn, den mächtigen König der Ehren", da faßte sie den neben ihr sitzenden König bei der Hand, und sagte leise, doch so, daß ich's hören konnte: „Dein Lieblingslied! Göttlich!" und zu mir: „O langsam, lieber Fährmann!" Der König und die Köni-

gin beschenkten uns Alle; mir aber drückte sie, als sie aus dem Schiffe stieg, noch absonderlich ein Papierchen in die Hand. Als ich's öffnete, lagen zwei neue blanke holländische Dukaten drin; die habe ich meiner Frau geschenkt, und die trägt sie als Halsschmuck, wenn sie zur Kirche und zum heiligen Nachtmahl geht. Mein Gott! was war das für eine Frau! Warum der liebe Gott die wohl so früh hat sterben lassen!"

„Indem er so redete", fährt unser Erzähler fort, „liefen ihm und den Andern die hellen Thränen über die Wangen." —

Der König und die Königin kamen am 9. September von dieser Reise nach Charlottenburg zurück.

Im folgenden Jahre begleitete die Königin ihren Gemahl nach Magdeburg, woselbst der König Ende Mai die Truppen musterte. Auch war das Jahr 1801 durch zahlreiche Besuche ausgezeichnet, welche die königliche Familie von verwandten und befreundeten fürstlichen Personen erhielt.

Am 29. Juni wurde die Königin von einem Prinzen entbunden, welcher in der Taufe die Namen Friedrich Karl Alexander erhielt.

Im folgenden Jahre, 1802, unternahm das königliche Paar eine längere Reise durch Pommern nach Preußen. Auf derselben machten der König und die Königin die persönliche Bekanntschaft des Kaisers Alexander, welcher am 10. Juli mit ihnen in Memel zusammentraf. Hier knüpfte sich das Band, welches die beiden Monarchen eine lange Reihe von Jahren hindurch an einander fesselte, hier, um diese Zeit, wurde der Grund zu der treuen Freundschaft gelegt, welche die erhabenen Regenten in Leid und Freude gleich entschieden bewährt haben. Wohl damals bereits, während des Aufenthalts in Memel, sahen sie in deutlichen Umrissen das Ungewitter am westlichen Horizont heraufziehen, welches

wenige Jahre später seine zerschmetternden Blitze auf Preußen herabschleudern sollte; und damals ebenfalls mochten sie wohl an gegenseitige treue nachbarliche Hülfe gedacht haben, wenn sie nothwendig werden sollte. Wir wissen aus der Geschichte, daß dem treuen Bündniß, welches vom Jahre 1813 an zwischen den beiden großen Monarchen obwaltete, zwei Mal, nach verschiedenen Richtungen hin, eine in dem edlen Gerechtigkeitssinn Friedrich Wilhelms begründete Differenz, einmal zu Gunsten Napoleons, einmal zu Gunsten Alexanders, das eine Mal vor dem Ausbruch des Krieges, das andere Mal nach der Schlacht bei Eylau vorausging. Das hat indeß nie die persönliche Freundschaft und Zuneigung der beiden Fürsten zu einander trüben können, und vom Juli 1802 ab datirt diese Freundschaft und Zuneigung, welche nicht wenig durch die verbindende freundliche schöne Gestalt der Königin Luise getragen wurde.

Während dieses Aufenthalts in Memel, an welchem auch Friedrich Wilhelms Brüder, die Prinzen Heinrich und Wilhelm, Theil nahmen, fanden fröhliche Feste statt, an welchen die Bewohner der Stadt und Umgebung vielen Antheil hatten. Auch scherzhafte Scenen ereigneten sich.

Eines Tages begegnete der Kaiser einem russischen Matrosen, welcher etwas zu viel getrunken hatte und seines Weges nicht mehr recht sicher von einer Seite der Straße zur andern taumelte. Der Kaiser, darüber aufgebracht, befahl einem seiner Adjutanten, den Betrunkenen auf die Wache bringen zu lassen, der Matrose aber protestirte mit den Worten: „Nein, nein, ich bin nicht betrunken, als Matrose lavire ich nur.“ Der Kaiser lachte über diese Naivetät und ließ ihn nach seiner Wohnung begleiten, ohne ihn für die kleine Sünde zu strafen.

Ein andres Mal gingen Friedrich Wilhelm und Alexander

allein, ohne irgend welche Abzeichen ihrer hohen Würde, am Hafen auf und ab. Es war eben ein russisches Handelsschiff in den Hafen eingelaufen, der Capitain, seit Jahren von Europa abwesend, wußte von den Ereignissen der letzten Zeit nichts, noch weniger natürlich von der Anwesenheit seines Kaisers in der kleinen preußischen Stadt. Er begab sich an's Land; ein stattlicher Mann, mit einem russischen Orden geschmückt, fiel er dem Kaiser Alexander sogleich auf, der Capitain nahm indeß von den beiden spazierenden Herren gar keine Notiz, ging ohne Gruß an ihnen vorüber, und als der Kaiser ihn anredete und befrug, bei welcher Gelegenheit er den Orden verdient und empfangen habe, fand er sich von der Neugierde des Fremden verletzt und antwortete ziemlich heftig: „Herr! mit welchem Recht haben Sie mich darnach zu fragen? Von schwer errungenen Gnaden-Erweisungen meines Kaisers Paul spricht man nicht auf der Gasse gegen Unbekannte.“ Der König von Preußen fiel ihm in die Rede mit den Worten: „Sie wissen nicht, mit wem Sie reden; der Herr, welchem Sie so unbescheiden antworten, ist der Kaiser von Rußland.“ Der Capitain bat mit nicht geringer Bestürzung um Verzeihung und entschuldigte sich mit seiner Unwissenheit, Alexander beruhigte ihn und fügte hinzu: „Wissen Sie auch wohl, wer dieser hohe Herr ist? Es ist der König von Preußen.“ Das war aber dem vortrefflichen Kapitain doch zuviel, er hielt sich jetzt entschieden für geneckt, machte kurzen Proceß und sagte spöttisch im Weggehen: „Nun, ihr Beiden scheint mir die Rechten! Der Eine will ein Kaiser, der Andere ein König sein, und das hier in Memel mitten im Frieden. Bindet das einem Andern auf, ich lasse mir solche Dinge nicht weiß machen!“ Die beiden Monarchen lachten herzlich über diese Derbheit, und ließen den Capitain zur Tafel laden. — Der gute Seemann erhielt dann den vollgültigsten Beweis, daß es sich hier um einen

wirklichen Kaiser und König handelte, und wurde von beiden Monarchen mit aller Huld behandelte. —

Wie bereits ein Theil Berlin's auf den Wunsch der Einwohner den Namen „Luisenstadt" erhalten hatte, so wurde auch jetzt die Straße in Memel, in welcher die Königin gewohnt, die Luisenstraße genannt. Die Straße, in welcher der Kaiser gewohnt hat, empfing gleichzeitig den Namen der Kaiserstraße.

Der gemeinsame Aufenthalt der beiden Monarchen in Memel dauerte bis zum 16. Juli, dann trennten sie sich, der Kaiser ging nach Rußland zurück, der König und die Königin begaben sich nach Warschau, wo sie vom 22. bis 26. verweilten und dann über Posen nach Berlin zurückkehrten. —

Am 22. Februar des folgenden Jahres 1803 gab die Königin einer Tochter das Leben, welche in der Taufe die Namen Friederike Wilhelmine Alexandrine Marie Helene erhielt.

Wir berichten schnell alle die Einzelnheiten, welche in Beziehung zu der Königin Luise bis in die Mitte des Jahres 1806 sich zutrugen, und behalten uns die Darstellung der politischen Ereignisse jener Zeit, welche Preußen zumeist nur indirekt berührten, für den folgenden Abschnitt vor.

Am 12. Januar des nächstfolgenden Jahres 1804 vermählte sich der Schwager der Königin, der Prinz Wilhelm mit der Prinzessin Amalie Marie Anna von Hessen-Homburg. Die Feierlichkeit fand zu Potsdam statt und war von mancherlei glänzenden Festen begleitet. Das glänzendste von allen Festen jener Zeit war indeß ein großer Maskenball, welcher zur Feier des Geburtstags der Königin zwei Tage nach demselben, am 12. März veranstaltet wurde. Der Charakter dieses Festes ist für die damalige Zeit so bezeichnend, daß wir eine speciellere Schilderung desselben geben wollen.

Die Prinzen des königlichen Hauses in Verbindung mit einer Anzahl angesehener Männer waren die Unternehmer des Festes, Luise war die Königin desselben, der Schauplatz das National-Theater in Berlin. Es bestand hauptsächlich aus einer Reihe von Darstellungen, theils historischen, theils rein poetischen Inhalts, die erste dieser Darstellungen war die Rückkehr des Macedoniers Alexander von seinem Streifzuge nach Susa. Er hatte die Perser und viele andere Völker unterworfen, war bis nach Indien gezogen, und wollte jetzt die Früchte seiner Siege genießen. Um die siegenden Macedonier mit den besiegten Persern mehr zu verschmelzen, nahm er persische Sitte an und vermählte sich mit der Tochter des Darius, mit der schönen Statira. Das war der Anknüpfungspunkt der festlichen Darstellung. Ein Marsch kündigt Alexanders Einzug in Susa an. Die Abgeordneten der besiegten Völker füllen den Hintergrund, die Priester nahen, um das Fest der Sonne zu feiern, mit ihnen Statira, von ihren Frauen umgeben. Sie kniet am Altare nieder, nimmt die Opferschale und vollzieht das Opfer durch dreimal wiederholte Ausgießung in das heilige Feuer. Kriegerische Musik kündigt die Ankunft des jugendlichen Helden an, er erscheint in Begleitung seines Freundes Hephästion, umringt von der Zahl seiner Feldherren. Statira will ihm zu Füßen fallen, er kommt ihr zuvor und bietet ihr seine Hand, dann führt er seinen Begleitern in den Frauen Statira's Gattinnen zu, übergiebt er die Gefangenen der befreienden Hand der eigenen gewählten Gemahlin. Statira war die Königin, Alexander Prinz Heinrich, sein Admiral Nearch Prinz Wilhelm.

An diese erste Darstellung schloß sich eine zweite an, das Bild einer Karavane. Ein Pascha wallfahrtet nach Mekka, theils zum Schutz, theils aus andern Gründen haben sich ihm viele Begleiter beigesellt. Zuerst erscheint ein arabischer Anführer mit türkischen

Officieren, dann folgt der Pascha mit großem Gefolge, der Harem, eine Reihe prächtig gekleideter Damen mit vielen Sklavinnen, eine Anzahl tatarischer Frauen, Krieger und anderes Gefolge. Künstliche Tänze beginnen, fünfundsiebenzig Personen hatten sich zu dieser Darstellung vereinigt, bei welcher der Königin, welche nur als Zuschauerin Antheil nahm, folgendes Gedicht überreicht wurde:

Gen Norden durch das weihrauchvolle Saba
Trägt sicher wandelnd das Kameel
Den Feierzug aus Mekka's heil'ger Kaba,
Gehorsam Muhamet's Befehl.

Hier ward ein Wunder uns zu schaun verheißen,
Der Wallfahrt mehr denn Mekka werth:
Die holde Königin beglückter Preußen,
Die auch der Orient verehrt.

Uns überrascht ein nordisches Walhalla
Voll Glanz — und in den Staub geneigt,
Flehn tausend Segen wir herab von Allah
Der Holden, die er uns gezeigt.

Die dritte Darstellung trug einen dem hohen Norden entnommenen Charakter, und hatte Musik und Tanz der Bergschotten zum Inhalt. Eine Reihe von Männern und Frauen, im malerischen Costüm des rauhen Berglandes, halb Tänzer, halb Musiker erscheinen und führen Musik und Tanz ihres Vaterlandes auf.

Die vierte Darstellung war dem heißen Süden entnommen. Eine Anzahl Neger und Negerinnen erscheint, um in lebendigen Tänzen und andern Künsten die Aufmerksamkeit der Zuschauer in Anspruch zu nehmen. Ehe sie wieder verschwinden, enthüllen sie eine Tafel, auf welcher die Worte: „Vive la reine!" zu lesen sind, ein Adler schwebt hoch über ihr. Die Zuschauer riefen ihnen unter Händeklatschen lauten freudigen Beifall nach.

Die fünfte Darstellung war der Zug nach Eleusis. Der sechste Tag der eleusinischen Feste war der feierlichste, da ward das Bild des Jäcchus, des Sohns des Bacchus und der Demeter, von Athen nach Eleusis getragen.

Ein Herold eröffnet den Zug. Ihm folgt der Hierophant mit einem Fakelträger und zwei Priestern, die den Dreifuß tragen. Dann erscheint der Archont mit drei Opferknaben, ihnen folgt der jugendlich schöne Gott, auf einem Throne von zwei Jünglingen getragen. Die Oberpriesterin folgt mit reichem Gefolge, welches theils Fackeln, theils den verdeckten Korb mit den Heiligthümern trägt. Den Schluß machen die einzuweihenden Jünglinge und Jungfrauen. Sodann wurde das Opfer verrichtet, die Jünglinge und Jungfrauen schlossen die Darstellung durch anmuthige Tänze. Vierzig Personen hatten sich dabei betheiligt.

Die sechste Darstellung hatte eine sehr poetische Idee zu Grunde. Sechszehn verhüllte Gestalten erschienen in langer Reihe, verwirrten sich zu einem großen Knäuel, und warfen plötzlich die Hüllen von sich. Es erschienen vor den staunenden Augen der Zuschauer sechszehn schöne junge Mädchen mit Schmetterlingsflügeln, welche in fröhlichem Tanze die Pracht ihrer Schwingen entfalteten.

Die siebente Darstellung war bestimmt, die Kunst des Gesanges zur Verschönerung des Festes in Anwendung zu bringen. Vor den Augen der Zuschauer bewegten sich fünf architectonisch bemalte Dreiecke, aus denen endlich ein Thurm gebildet wurde. Aus dem Innern dieses Thurmes schallte nun ein Gesang, nach einer Melodie aus Reichard's Geisterinsel. Nach Beendigung zerfiel das künstliche Gebäude, und seine einzelnen Theile verschwanden in derselben Weise, wie sie erschienen waren.

Nach dieser Darstellung trat eine Pause ein, man begab sich in einen andern Saal, um dort zu essen. Als die Königin in den

großen Saal des Theaters zurückkam, spielte das Orchester God save the king, alle Anwesenden stimmten mit in das Lied ein.

Hierauf folgte die achte Darstellung, der Tanz der Horen. Er wurde von zwölf schönen weiblichen Gestalten ausgeführt, welche malerische Gruppen bildeten und der Königin sinnvoll Blumen zu Füßen streuten.

Die neunte Darstellung endlich sollte ganz besonders auf das Feld des Scherzes hinüberspielen, sie hieß au noble jeu de quilles. Ein Knabe, als Kegeljunge, trug eine Fahne mit dieser Inschrift, ihm folgten neun Personen, welche Kegel vorstellten. Diese Kegel wurden aufgestellt, und die Königen ersucht, mit einer Kugel danach zu werfen. Das war das Zeichen der Verwandlung, aus einem der Kegel kroch eine karikirte Venus, welche nun die übrigen acht entpuppte. Da kamen komische Figuren zu Tage, welche lustige Tänze aufführten und endlich von einem nicht minder lustigen Nachtwächter nach Hause gejagt wurden.

Hiermit schloß sich das Fest, welches an Glanz alles übertraf, was man früher in Berlin gesehen hatte. — —

Am 13. December desselben Jahres wurde die Königin wiederum von einem Prinzen entbunden, der am 6. Januar 1805 die Namen Friedrich Julius Ferdinand Leopold erhielt. Auch diesem Kinde war kein langes Leben vorbehalten, der Knabe starb am 1. April 1806 zur großen Trauer der liebevollen Mutter.

Am 25. Februar des Jahres 1805 sollte die königliche Familie einen neuen Verlust durch den Tod erleiden, die verwittwete Königin starb an diesem Tage. Die Königin Luise, ihre Schwiegertochter, betrauerte ihren Tod von Herzen, sie hatte die Mutter ihres Gemahls von Herzen geliebt. —

Im Verlauf des genannten Jahres begleitete die Königin ihren Gemahl ebenfalls auf seinen Reisen. Unter anderm reiste das kö-

nigliche Paar nach Magdeburg und Halberstadt, von wo die Reise durch den Harz fortgesetzt wurde. Dann begaben sich beide nach dem Alexandersbade im Baireuth'schen, um dort eine Kur zu gebrauchen. Am 7. Juli trafen sie wieder in Potsdam ein.

Am 25. October erschien der Kaiser Alexander am königlichen Hofe, er verweilte als Freund und Bundesgenosse bis zum 4. November in Berlin und Potsdam, und besuchte eine Stunde vor seiner Abreise, um Mitternacht, mit dem König und der Königin das Grabgewölbe, in welchem die irdischen Ueberreste Friedrich's des Großen ruhen. Hier erneuerten die beiden hohen Freunde nochmals das heilige Versprechen innigster Freundschaft für alle Zeit. —

Die Gesundheit der Königin litt im Winter von 1805 — 1806 viel, der Verlust ihres jüngsten Kindes am 1. April 1806 ergriff sie außerordentlich. Die Aerzte verordneten ihr den Gebrauch der Bäder von Pyrmont, sie reiste im Juni dahin und empfand die beste Wirkung von der Benutzung der heilsamen Quelle. Daß sie in Pyrmont ihren Vater und ältesten Bruder fand und mit ihnen die ganze Zeit ihrer Kur zusammen sein konnte, mochte nicht wenig zu den günstigen Resultaten beitragen. Auch die Erbprinzessin von Weimar, die Großfürstin Marie von Rußland, war in Pyrmont, und wurde der Königin eine liebe Freundin; das Zusammenleben mit diesen so nahe verwandten und befreundeten Personen, die schönen Umgebungen Pyrmonts, in denen die Königin viel und gern verweilte, stellten auch die Ruhe und Heiterkeit ihres Gemüthes her, welche sie unter den andringenden sie tief ergreifenden politischen Verhältnissen viel verloren hatte.

Nach einer Kur von sechs Wochen reiste die Königin über Hildesheim, Halberstadt und Magdeburg nach Charlottenburg zurück, ihr königlicher Gemahl ging ihr eine Strecke entgegen, zugleich

hatte er ihre Abwesenheit benutzt, um in den Umgebungen des Schlosses manche Wünsche der Königin ausführen zu lassen. Sie war von dieser zärtlichen Aufmerksamkeit auf das Freudigste überrascht und fühlte sich wieder glücklich im Besitz des geliebten Gemahls.

Doch war die Zeit endlosen Kummers für sie nahe, die Stunde der Prüfung kam mit schnellen Schritten. Unser nächster Abschnitt wird die politischen Verhältnisse jener Zeit nachholen — wir kommen zu dem dunkelsten Blatt in der preußischen Geschichte.

Achter Abschnitt.

Die politische Lage Preußens von 1802 — 1806.

Mit Friedrich Wilhelm III. war Napoleon Bonoparte in einem Jahre geboren, den Generalissimus der französischen Republik, ihr erster Consul, endlich der Kaiser der Franzosen. Er war das Kind der Revolution, welches seine eigene Mutter tödtete. Mit bisher ungekanntem Schlachtenglück hatte er kurze blutige Kriege geführt, sein Erscheinen war das Erscheinen des Gottes des Krieges, der Sieg haftete an seinen Fersen. Oestreich war insbesondere das Land, welches unter seinen Schlägen zumeist bis dahin zu leiden hatte. Eine Politik, von ungeschickten Händen geführt, von Treulosigkeiten gefüllt, setzte die Existenz dieses Staates mehr als einmal in Frage. Die Ungeschicklichkeit seiner Heerführer kam dem Genie des Gegners zu Hülfe, der zornige Greis, dem die Hände zitterten, hielt sich für ebenso stark, wie der jugendliche Gegner war, und Niederlage folgte auf Niederlage, ein nachtheiliger Friede auf den andern. Oestreichs Verbündete, Rußland und England,

litten weniger, ihre Grenzen lagen nicht so nahe, nur ihre Heere wurden geschlagen, ihre Länder mit Schulden belastet.

Friedrich Wilhelm III. hatte in diesen Jahren des Kriegs so wenig Antheil als möglich an jenen Ereignissen genommen, er hatte die Aufforderungen, gegen den gemeinsamen Feind zu marschiren, zurückgewiesen, und hatte wie in einem befreundeten Verhältnisse zu Frankreich, wie in einem Neutralitäts-Verhältniß, so in der Sorge für die innere Verwaltung des Landes eine angemessene und richtige Politik zu befolgen versucht. Er hatte große Resultate auf diesem Wege erzielt: während ganz Europa von den Donnern des Krieges wiederhallte, hatte Preußen acht Friedensjahre unter seiner Regierung gefunden, und in ihnen alle die Segnungen des Friedens. Friedrich Wilhelm hatte bei dem Antritt seiner Regierung eine Schuldenlast von neunundvierzig Millionen Thalern vorgefunden, innerhalb dieser acht Jahre wurden dreiundzwanzig Millionen davon abgetragen. Das Princip leitete ihn schon damals, dem er später die unsterblichen Worte gab: „Wenn ich die Groschen nicht spare, haben meine Unterthanen nicht die Thaler."

Im Frieden von Luneville hatte Preußen einen bedeutenden Länderzuwachs erhalten; nach allen Richtungen hin stand es in gutem Ansehen, man bewarb sich überall um seine Freundschaft. Man kann die Geschichte einer Reihe von Jahren jener Zeit wohl in den einen Ausdruck zusammenfassen: den Kampf Frankreichs gegen England, zu welchem Zweck das erstere sich das Festland Enropa's zu unterwerfen suchte. Zwar hatte England am 25. März 1802 zu Amiens einen Frieden mit Frankreich geschlossen, jedoch schon am 18. Mai des folgenden Jahres erneuerte Frankreich den Krieg. Napoleon zog an der Nordküste Frankreichs Heer und Flotte zusammen und drohte mit einer Landung in England, vorläufig indeß besetzte er das deutsche Churfürstenthum Hannover, um den Engländern die Mündungen der

Elbe, Weser und Ems zu verschließen. Friedrich Wilhelm III. protestirte dagegen, nachdem er es versäumt hatte, Hannover selbst einstweilen in Besitz zu nehmen, was sich mit dem von ihm eingehaltenen Neutralitätsprincip allenfalls noch vertragen hätte, was aber jedenfalls für Preußens ganze staatliche Stellung von unberechenbarer Wichtigkeit gewesen wäre. Wie stark noch um jene Zeit Preußen geschätzt wurde, wie viel Gewicht die streitenden Mächte auf Preußens Für oder Wider legten, das soll uns ein gegnerischer Politiker, der Franzose Armand Lefebvre erzählen. In seiner Geschichte der Höfe Europa's, welche 1845 erschien, heißt es unter Anderm: „Es gab damals eine Großmacht in Europa, welche noch nicht Partei ergriffen hatte, deren Bündniß noch zur Verfügung stand: Preußen. Gelang es Frankreich, diese Macht seinem Sterne zuzuführen, dann war seine Sache in Europa gewonnen. Preußen konnte 200,000 Mann in's Feld stellen, sein Volk hatte Einsicht und Sinn für den Krieg, auf seine Stimme würden Europa's Kabinette gehört haben; es konnte England in Hannover, Rußland in Litthauen und Volhynien, Oestreich in Böhmen und Schlesien angreifen. Es verfügte über fast alle Kräfte Norddeutschlands. Die Hansestädte, Meklenburg, Hessen, Sachsen, Braunschweig waren sämmtlich seiner Macht unterthan, gehorsam allen seinen Bewegungen. Auf einen solchen Bundesgenossen sich stützend konnte Frankreich die Feindschaft des übrigen Europa verachten. Auf dem Festlande wäre der Friede gesichert gewesen, da Rußland und Oestreich es nicht gewagt hätten, sich mit solchen zwei Gegnern zu messen. Preußen würde, mit unserm Glück wie mit unserm Unglück verbunden, mit uns groß geworden sein. Bei den Entschuldigungen hatte es der erste Consul schon reichlich bedacht, ohne daß es ihm einen bedeutenden Dienst geleistet hatte, was würde er erst gethan haben, wenn Preußen sich unserer Politik

ohne Rückhalt anschloß? Friedrich II. hatte für die Machtstellung seines Landes viel gethan, Bonaparte hätte durch die Gunst seines Bündnisses noch mehr thun können. Preußen war ein unvollendetes Monument, es hatte mehr die Anmaßung als die wirkliche Stärke einer Macht ersten Ranges und mußte sich selbst erst noch fertig machen. Hätte es sich ohne Rückhalt uns in die Arme geworfen, so hätte es sicher erreicht, was ihm fehlte: bessere militairische Grenzen, ein mehr zusammenhängendes Gebiet, einen starken Zuwachs an Land, Menschen und Einkünften. Gab es wohl eine würdigere Aussicht, ein ehrgeiziges und kriegerisches Volk zu begeistern, als die, Oestreich den Vorrang in Deutschland streitig zu machen, vielleicht sogar die Kaiserkrone zu erlangen? Es war eine berechtigte Hoffnung, daß Preußen sich den Aussichten auf Größe und Ruhm nicht entziehen werde."

Und Preußen that es doch. Friedrich Wilhelm III. scheute die politische Klugheit, wenn die Ehrenhaftigkeit dabei in Frage gestellt wurde. Dieser, vielleicht politisch betrachtet nicht immer, ja nur selten richtige Gefühlsausdruck hat übrigens Deutschland vor französischer Herrschaft auf die Dauer gerettet. Nehmen wir an, Preußen habe sich damals mit seinen gesammten innern und äußern Fäden mit Frankreich verbunden — so wäre das ein Bündniß des Löwen mit dem Hirsch geworden, über kurz oder lang hätte der Löwe doch Appetit bekommen, und hätte mangels anderer Nahrung auch seinen Freund Hirsch verspeist. Die Jahre 1804 — 1806 haben das zur Genüge bewiesen. Wir behaupten, daß das Zögern der preußischen Politik in jenen Jahren, so viel es getadelt wurde und noch getadelt wird, in seinen Folgen von den unberechenbarsten Vortheilen für ganz Deutschland geworden ist. Es war diese unzählige Reihe von Niederlagen, diese unberechenbare Schmach aller Art, wie Deutschland sie zu erfahren hatte, nöthig,

um dem angefaulten deutschen Stamme neues, besseres, kräftiges Leben zuzuführen — erst diese Niederlagen, erst diese Schmach haben das Eisen zu dem Siegesschwert gehärtet, welches Deutschland, welches besonders Preußen eine Reihe von Jahren nachher, gegen und über Frankreich erheben konnte. Die Regierung Friedrich's II. hat Preußen nach Außen erweitert, aber der innere Halt fehlte; die Regierung Friedrich Wilhelm's III. hat diesen innern Halt geschaffen, der bis auf den heutigen Tag ausgehalten hat und wohl noch weiter ausdauern wird.

Zu der erwähnten politischen Ehrenhaftigkeit des Königs trat noch mancherlei, was bei ihm gegen Frankreich wirkte. Abgesehen davon, daß er dem rechtmäßigen Prätendenten des französischen Königsthrons eine Freistatt in seinem Lande gewährte, war es besonders die freundschaftliche Beziehung zu dem Kaiser Alexander, unter deren Einfluß er stand. Der oben erwähnte französische Historiker, der nebenbei bemerkt gleich allen seinen Landsleuten der Königin Luise eine wesentliche Einwirkung auf die preußische Politik zuschreibt, sagt unter Anderm: „Man befand sich in Berlin noch unter der Verzauberung der Zusammenkunft in Memel, und die Königin unterhielt mit einer Art frommer Verehrung die Beziehungen lebhafter Sympathie, welche damals zwischen ihrem Gemahl und dem Kaiser Alexander bestanden. Diese Fürstin übte auf den König jene zarte Gewalt aus, welche ein Charakter voll Sanftmuth und Grazie, vereint mit den Reizen einer rührenden Schönheit auf einen Mann von reinen Sitten auszuüben vermag. In häuslicher Vertraulichkeit war sie bemüht, dem Gemahl Vorsicht zu predigen und ihm zu rathen, bei den Anerbietungen des ersten Consuls auf seiner Huth zu sein."

Im Cabinet Friedrich Wilhelm's selbst waren die verschiedensten Ansichten stark vertreten. Der König stand mit dem strengen

Neutralitätsprincip in der Mitte. Auf der einen Seite fand man eine Hinneigung zu Frankreich, welche von Haugwitz, mehreren Generalen und dem geheimen Legationsrath Lombard vertreten wurde. Die Generale besonders recitirten gern die Worte Friedrichs des Großen: „Preußen muß in gutem Vernehmen mit Rußland, kalt gegen Oestreich, innig befreundet mit Frankreich sein.“ Dieser französischen Partei, um sie so zu nennen, stand eine durch Hardenberg vertretene gegenüber, welche ein Anlehnen an Rußland und England als nothwendig und zweckmäßig empfahl.

Bei der nächsten Gelegenheit kämpften diese verschiedenen Elemente gegen einander. Bonaparte gab am 4. Juni 1803 dem französischen Gesandten in Berlin Auftrag, mit Preußen ein förmliches Bündniß anzubinden. Die Antwort hierauf war ausweichend, sie verbesserte und verdarb noch nichts, man verlangte vorläufig, daß die französischen Truppen aus Hannover zurückgezogen würden. Bonaparte empfing in Brüssel den erwähnten Lombard, welcher ihm einen Brief des Königs überbrachte, nahm diesen extraordinären Gesandten fast zärtlich auf, betheuerte einmal über das andere, es sei sein innigster Wunsch, mit Preußen ein festes, dauerndes Bündniß zu schließen, die Monarchie Preußen vergrößert zu sehen u. s. w., wobei die Erwerbung Hannovers in Aussicht gestellt wurde, nur müsse der König sich zu einem festen Bündniß mit Frankreich verstehen. Friedrich Wilhelm schickte auch den Entwurf eines solchen nach Paris, worin zugleich die Einwilligung Rußlands im Voraus angenommen wurde, des ohngefähren Inhalts: Preußen und Rußland garantiren, daß während des gegenwärtigen Kriegs Frankreich von keiner Macht des Festlandes angegriffen werde. Der erste Consul dagegen verspricht, die Rechte der Neutralen zu respectiren, die Besatzungen in Hannover auf 20,000 Mann zu vermindern, den Handel auf Elbe und Weser

frei zu geben, Ritzebüttel und Curhaven zu räumen und die Unabhängigkeit mit den Hansestädten zu achten. Obschon der Inhalt dieses Bündnisses beinahe allein zu Gunsten Frankreichs lautete, verwarf ihn der erste Consul doch, und noch mehr natürlich der Kaiser Alexander. Der russische Einfluß siegte für diesmal, Preußen erklärte, man werde kein förmliches Bündniß mit Frankreich schließen, sondern seine Neutralität bewahren; dasselbe indeß wurde auch Rußland erklärt, welches Preußen zum Kriege gegen Frankreich bewegen wollte. Der Kaiser Alexander nahm das sehr übel, befestigte seine freundschaftlichen Beziehungen zu Oestreich und drohte den neutralen Mächten, er werde mit Waffengewalt sie zu bestimmten Erklärungen zwingen. Darauf hin war die Partei, welche im preußischen Cabinet für das Bündniß mit Frankreich sprach, für einen Tag oben auf, das Resultat dieser Schwankungen war indeß nur ein neuer Entwurf eines Bündnisses mit Frankreich folgenden Inhalts: Preußen verpflichtet sich, Frankreich während der Dauer des gegenwärtigen Kriegs gegen Angriffe auf der Rheinlinie zu schützen und verwehrt den Durchmarsch feindlicher Truppen durch Deutschland. Die Kurfürsten von Baiern, Würtemberg und Baden treten in das Neutralitätsbündniß ein. — Dagegen räumt Frankreich Hannover, Hamburg und Curhaven, und erkennt die Neutralität des deutschen Gebiets an.

Das französische Cabinet verwarf das Anerbieten, darauf hin kam ein neues, wonach Frankreich sich verpflichten solle, beim Friedensschluß Hannover nicht zu behalten, überhaupt ohne Preußens Einwilligung darüber nicht zu verfügen. Bonaparte wollte das annehmen, aber unter der Bedingung, daß Preußen nicht nur eine Convention, sondern eine Alliance mit ihm schließe und daß es den gegenwärtigen Zustand Europa's, die Integrität Italiens und der

Türkei garantire. Der König Friedrich Wilhelm wieß die Alliance wie die Garantieübernahme zurück.

Unter diesen resultatlosen Unterhandlungen war viel Zeit vergangen, welche an andern Orten wichtige, wenigstens einflußreiche Dinge mit sich brachte. Im Februar 1804 wurden Moreau, Pichegru, Cadoudal verhaftet, die Verschwörung gegen das Leben des ersten Consuls damit vernichtet. Der erstere wurde verbannt und übernahm neun Jahre später die traurige Rolle, gegen sein Vaterland zu kämpfen und von einer französischen Kugel getroffen zu werden; Pichegru erhängte sich im Gefängniß, Cadoudal wurde hingerichtet.

Der auf das Heftigste erregte erste Consul beging „nicht das Verbrechen, sondern etwas viel Schlimmeres, den politischen Fehler," wie er selbst später sagte, unter Verletzung des Völkerrechts den Herzog von Enghien von badischem Gebiet gefangen nach Paris bringen zu lassen: unter Verletzung nicht nur des Völkerrechts, sondern alles und jedes andern ließ er ihn am Morgen des 21. März im Festungsgraben von Vincennes erschießen.

Dieser politische Mord eröffnete die Reihe von Angriffen, welche Bonaparte auf das Heiligthum der Nationen richtete. Der Eindruck dieses Ereignisses in ganz Europa war ein unbeschreiblicher, an dem Berliner Hofe trat er um so stärker hervor, da man dort gewöhnt war, mit seiner wahren Meinung nicht hinter dem Berge zu halten. Nicht das war einer der wesentlichen Effekte, daß der französische Gesandte am Hofe gemieden wurde und Niemand mehr zu seiner gewöhnlichen Spielpartie fand — die Resultate waren wichtiger, tiefer liegend. Die englische Partei wußte das Geschehene vortrefflich zu benutzen, der König wurde zu der Erklärung gebracht, er wolle die bisherigen Verhandlungen zwar

nicht ganz abgebrochen, aber doch vertagt sehen — leider hielt dieser Entschluß nicht lange vor.

Bereits am 1. Juni wurde zwischen Preußen und Frankreich eine Convention abgeschlossen, wonach Preußen sich verpflichtete, keinem Heere den Durchmarsch durch Norddeutschland gegen Frankreich zu gestatten. Bonaparte glaubte nämlich befürchten zu müssen, daß Rußland versuchen werde, die in Hannover aufgestellte Armee zu vertreiben, und drohte für den Fall, daß Preußen nicht zu jener Verpflichtung sich verstände, diese Armee bedeutend zu vermehren.

Bonaparte ließ sich am 20. Mai 1804 zum Kaiser der Franzosen ausrufen, der König beglückwünschte ihn in folgendem Schreiben vom 27. Mai: „Mein Herr Bruder! Der Wunsch, mit Ew. Kaiserlichen Majestät die Verhältnisse der Freundschaft und des vollkommenen Einverständnisses zu unterhalten und zu pflegen, in welchem ich bisher zu meinem Vergnügen mit der französischen Regierung mich befunden habe, und Ihnen zugleich meine hohe persönliche Achtung zu erkennen zu geben, hat mich bewogen, meinen Staatsminister, den Marquis von Lucchesini unverweilt mit Gegenwärtigem zu versehen, um ihn bei Ihrer Person in der Eigenschaft eines außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers zu beglaubigen. Ich ersuche Sie demnach, demjenigen Glauben beimessen zu wollen, was er die Ehre haben wird, Ihnen von meiner Seite zu sagen und vorzutragen, besonders wird er meine Absichten erfüllen, indem er Ew. Kaiserlichen Majestät die Gesinnungen zu erkennen giebt, die ich beständig gegen Sie gehegt habe, den aufrichtigen Antheil, den ich nie aufgehört habe an demjenigen zu nehmen, was Ihr Glück und das Wohl der Nation, die Sie beherrschen, vermehren und befestigen kann, und meine eifrigen Wünsche, daß dies Wohl durch die glückliche Rückkehr der Ruhe und des Friedens in Europa bald noch erhöht werden möge.

Sie werden in meiner Art zu denken und zu handeln stets dieselbe Offenheit und das Vertrauen auf die Ihrige wiederfinden, welche ich mir habe angelegen sein lassen, Ihnen zu beweisen."

Dieser Brief ist nicht nur, unserer festen Ueberzeugung zufolge, ein gewöhnliches diplomatisches Aktenstück, sondern wir glauben vielmehr, daß es Friedrich Wilhelm Ernst war mit den freundschaftlichen Versicherungen. Die so entschiedene Friedens- und Gerechtigkeitsliebe Friedrich Wilhelm's hatte gewiß den lebhaftesten Antheil daran, er hatte das Glück, den Vortheil seines Landes im Auge, dem der Friede das köstlichste Gut war.

Napoleon beantwortete die freundschaftlichen Versicherungen Friedrich Wilhelm's sehr zuvorkommend, ob ehrlich, ist eine andere Frage. Der von England auf's Neue gegen Frankreich auf Leben und Tod entzündete Krieg, dessen Princip sich in William Pitt, dem englischen Premier-Minister, in seiner ganzen Stärke concentrirte, ließ auch den Kaiser der Franzosen sich auf's Neue nach einem innig verbündeten Preußen umsehen. In der Privatcorrespondenz, welche er mit Friedrich Wilhem führte, wandte er alle Mittel an, um ihn ganz auf seine Seite zu bringen — selbst eine angebotene Kaiserkrone gehörte zu den von ihm benutzten Requisiten. Vielleicht meinte Napoleon es ehrlich, wenigstens hat er an mehreren Orten seine Zuneigung für Preußen ausgesprochen, unter anderm in der Denkschrift an Lord Northumberland mit folgenden Worten: „Seit seinem Erwachen bereitet sich Preußen mit aufstrebendem Muthe zu einer bedeutenden Rolle vor. In seinem Innern regt sich ein thätiges Leben, das seinem Volke viel verspricht, wenn sich die freie Thätigkeit nicht zum gefährlichen Mißbrauche verirrt. Da Preußens Stärke weniger auf physischen als moralischen Mitteln beruht, so wird es diese vorzüglich zu erhalten und zu vermehren suchen; darum wird es dem Zeitgeiste mit

seinen Ansprüchen freundlich entgegenkommen, liberalen Gesinnungen und freien Institutionen seinen Schutz gewähren. In dem getheilten Deutschland wird es sich um die Hegemonie bewerben und sie leicht erhalten, weiß es nur die öffentliche Meinung bleibend für sich zu gewinnen. Wenn die Landleute in der Nähe von Gebirgen das Wetter voraus wissen möchten, dann sehen sie nach denselben. Preußen liegt als ein solcher Berg in Deutschland, nach ihm muß man sehen, wenn man wissen will, ob sich ein Gewitter zusammenzieht. Es ist mehr als ein Staat zu einer großen Revolution reif. Die schwerste Kunst der Regierung in dieser Lage ist: zu rechter Zeit zu widerstehen und nachzugeben. Beides kann gleich gefährlich werden. Der König und die rechtlichen Leute haben die Erfahrung unserer Revolution vor sich. Es kommt darauf an, ob sie dieselben zu benutzen wissen."

Der König wieß alles zurück, mochte es von der einen oder von der andern Seite kommen. England machte die größten Anstrengungen, um Preußen gegen Napoleon in Waffen zu bringen. Zwischen Rußland und England wurde am 11. April 1805 der sogenannte Concert-Traktat geschlossen, wonach Rußland die Truppen, England das Geld geben sollte, mit denen man Napoleon überwinden wollte. Oestreich trat diesem Traktat unter dem 9. August 1805 bei; Preußen bot man einen großen Länderzuwachs, natürlich nur für den Fall des Sieges, an, wenn es dem Vertrag sich anschließen wolle. Die Absicht der Verbündeten ging vorläufig dahin, Frankreich in seine Grenzen von 1791 zurückzuführen, eine halbe Million Soldaten sollte das möglich machen.

Preußen trat dem Vertrage nicht bei, und Napoleon wartete gleichfalls nicht auf die vollständige Entwickelung der Dinge: in einem Feldzuge, wie er in den Annalen der Kriege nicht weiter verzeichnet ist, wurde der Feind von ihm bis zu völliger Vernich-

tung geschlagen. Am 25. September verließ Napoleon die Tuilerien, am 13. November zog seine Armee in Wien ein. Doch kehren wir noch einen Augenblick zu der Zeit vor dem Ausbruch des Krieges zurück, um Preußens Verhalten weiter zu verfolgen.

Napoleon unterschätzte weder die Gefahr, noch verkannte er die Wichtigkeit Preußens und den Umstand, daß von seinem Verhalten der Ausgang des Krieges abhing. Nicht minder mochte er wissen, daß die russische Politik noch immer auf das thätigste sich bemühe, Preußen zu der Coalition hinüber zu führen, deren eigentliche Absicht übrigens dem König Friedrich Wilhelm nicht völlig bekannt war, wenigstens nicht ihre ganze Tragweite und Ausdehnung. Der Kaiser Alexander sandte den General Winzingerode Anfangs April nach Berlin, welcher dem König vorstellen sollte, der Kaiser wolle nur den Frieden Europa's sicher stellen, er scheue selbst den Krieg mit Napolen nicht, wenn derselbe auf andere Weise nicht von seinen Uebergriffen in die Rechte anderer Völker abzuhalten sei, und würde für den Fall eines Krieges die preußischen Grenzen nicht respectiren, sondern ungescheut preußisches Gebiet durchziehen. Der König nahm das übel auf und sandte in der Person des Generals v. Zastrow einen lebendigen Protest nach Petersburg, der dort schlecht empfangen und mit Vorwürfen wegen der franzosenfreundlichen Politik seines Königs überhäuft wurde. Damals kannte man in Preußen die Bereitwilligkeit Oestreichs zum Kriege noch nicht.

Den russischen Einflüssen in Berlin war nun ein wirksamerer französischer entgegenzusetzen. Napoleon bot dem König das Churfürstenthum Hannover an, es geschah in der schonendsten und in Beziehung auf den Frieden Europa's und dessen Erhaltung nothwendig scheinenden Weise. Friedrich Wilhelm nahm das gefährliche Geschenk an, fügte jedoch noch Bedingungen hinzu, wie sie ihn

sein Gerechtigkeitsgefühl eingab; er verlangte, daß Frankreich die Unabhängigkeit der Schweiz und Hollands anerkenne, so wie daß die Kronen Frankreichs und Italiens von einander wieder getrennt würden.

Napoleon erhielt die Nachricht, der König sei zur Annahme seines Anerbietens entschlossen, im Lager von Boulogne, und sandte sogleich Duroc nach Berlin, um die Angelegenheit definitiv abzuschließen. Duroc überbrachte einen eigenhändigen Brief Napoleons an den König, aus welchem wir eine sehr bemerkenswerthe Stelle ausheben wollen. Napoleon spricht in dem Briefe seine Absicht aus, durch eine Vergrößerung Preußens eine starke Vormauer gegen Rußland zu schaffen, und fährt dann fort: „Nicht vor Frankreich braucht man Furcht zu haben, wohl aber vor jenem Reiche, dessen Arme vom baltischen bis zum Mittelmeere reichen, welches in Constantinopel befiehlt und welches nur einiger Siege bedarf, um Europa, wie zur Zeit der Völkerwanderung, zu überschwemmen. Die östreichischen Heere sind seine vorgeschobenen Posten, es wird spät kommen, es wird sich auf den Schlachtfeldern schonen; hat es erst Oestreich und Frankreich erschöpft, so ist leicht vorherzusehen, gegen wen es dann sich wenden wird. Rußland ist es, auf welches Europa und Preußen besonders sein Auge zu richten hat."

Als Duroc in Berlin ankam, fand er die Bereitwilligkeit bereits wieder verschwunden, welche der König noch kurz vorher gezeigt hatte. Friedrich Wilhelm ging noch immer von der Ansicht aus, Oestreich beabsichtige den Krieg nicht; er versicherte das Duroc wiederholt, und bot sich zum Vermittler in den streitigen Punkten. Vor allem verlangte er, Napoleon solle die Unabhängigkeit der italienischen Staaten respectiren, welche weder zu Frank-

reich, noch zum Königreich Italien gehörten. Auf Weiteres ließ der König sich nicht ein, von Hannover war kaum die Rede.

Duroc berichtete unter'm 7. September an Napoleon das Resultat seiner Sendung; Napoleon ließ den König von seinem festen Entschluß, den Krieg zu führen, in Kenntniß setzen, und bot ihm im schlimmsten Falle an, sich wenigstens neutral zu verhalten und dafür Hannover in einstweiligen Besitz unter der Bedingung zu nehmen, daß Preußen von den Einkünften sechs Millionen Franken an Frankreich zahle. Auf diese sechs Millionen ging Friedrich Wilhelm nicht ein; um jene Zeit rüsteten sich die Engländer zur Wiedereroberung des von Truppen fast ganz entblößten streitigen Hannover, desgleichen machte der russische Gesandte in Berlin die Anzeige, die russische Armee werde die preußischen Grenzen nicht respectiren und durch Schlesien nach der Donau marschiren, da endlich ermannte sich die preußische Politik, der König erklärte, daß er keinerlei Durchmärsche gestatten werde, und ließ 80,000 Mann mobil machen, wovon ein Theil an der polnisch-schlesischen, ein anderer an der mecklenburgischen Grenze aufgestellt werden sollte. Der Kaiser Alexander sah schnell den gemachten Fehler ein, schrieb einen entschuldigenden Brief an den König und bat um eine persönliche Zusammenkunft, welche ihm unter der Bedingung eingeräumt wurde, daß er die Absicht habe, den Krieg noch zu vermeiden und zur Pacifikation beizutragen.

Dies war Preußens Situation, als der Krieg zwischen Frankreich und Oestreich begann. Die östreichische Hauptarmee unter Feldmarschall Mack stand an der Iller, ihr linker Flügel stützte sich auf Memmingen, ihr rechter auf Ulm. Sie griff an, wurde indeß zurückgeschlagen, und der Befehlshaber zog sich mit der ganzen Armee nach Ulm, wo er bald von allen Seiten eingeschlossen, am 20. October mit 40,000 Mann die Waffen strecken mußte.

Er wurde nachher vor ein Kriegsgericht gestellt und gab als wesentlichsten Vertheidigungspunkt an, er sei dadurch abgeschnitten worden, daß der General Bernadotte seinen Marsch durch das neutrale preußische Gebiet genommen habe. So verhielt es sich in der That. Bernadotte hatte von Napoleon den Befehl erhalten, mit seinem aus Hannover zu führenden Armeecorps auf Eichstedt zu marschiren, der Straße von Anspach folgend, und somit durch die Preußen gehörenden fränkischen Fürstenthümer. Es war dies allerdings eine Verletzung neutralen Gebiets, nur ist hier zu erwähnen, daß in den frühern Feldzügen die Grenzen dieser Fürstenthümer als offene galten, daß in dem gegenwärtigen Feldzug ein bairisches und ein östreichisches Corps gleichfalls ihren Rückzug durch dies Gebiet genommen hatten. Der französische Gesandte erhielt den Auftrag, das Geschehene zu entschuldigen, aber die Kriegspartei in Berlin nahm die Verletzung sehr übel auf und bestürmte den König, den Krieg gegen Frankreich aufzunehmen. Die preußische Politik wurde entschiedener, dem Kaiser von Rußland ging nun die Erklärung zu, man gestatte seinem Heere den Durchmarsch durch die preußischen Provinzen, desgleichen bot man den zur Wiedernahme von Hannover für England in Stralsund gesammelten schwedischen und russischen Truppen den Durchmarsch durch Preußen an. Hardenberg übergab dem noch in Berlin anwesenden Duroc eine in sehr starken Ausdrücken abgefaßte Note, die überdieß durch die öffentlichen Blätter publicirt wurde und wohl als Kriegserklärung gelten konnte. Es hieß darin: „Se. Majestät wisse nicht, ob sie sich mehr über die Gewaltthätigkeiten, welche sich die französischen Armeen in den preußischen Provinzen erlaubt haben, oder über die unbegreiflichen Gründe, mit denen man sie jetzt zu rechtfertigen versuche, wundern solle. Man stützt sich auf das Beispiel der letzten Kriege und auf die Aehnlichkeit

der Umstände, als wenn die Ausnahmen, welche man damals zu ließ, nicht auf bestimmte Verhandlungen gegründet gewesen wären, die seitdem längst durch den Frieden aufgehoben worden, als ob der Kaiser sich an jene Verhandlungen erinnert hätte, da er von Hannover Besitz nahm, welches durch dieselben Jahre hindurch unter den Schutz Preußens gestellt wurde. Man wendet Unbekanntschaft mit unsern Absichten ein, als wenn nicht die Absicht in der Natur der Sache lag, so lange das Gegentheil nicht festgestellt war, und als ob Hardenberg nicht selbst mit der Landkarte in der Hand dem Marschall Duroc und dem Herrn de Laforest längst vorher die Unzulässigkeit irgend eines Truppenmarsches durch die Markgrafthümer erklärt und ihnen die Verbindungsstraße gezeigt hätte, welche sich Baiern als die einzige ausbedungen, wo die Märsche ungehindert stattfinden können. Endlich schützt man Thatsachen vor, die nur in ungetreuen Berichten existirt haben, und indem man den Oestreichern Dinge Schuld giebt, die sie sich nie haben zu Schulden kommen lassen, zieht man das Nachdenken des Königs auf den Contrast ihres Betragens mit dem Betragen der französischen Armee. Der König hätte aus diesem Contrast wichtigere Schlüsse über die Absichten des Kaisers ziehen können. Er beschränkt sich aber darauf, zu denken, daß in den Augen desselben die positiven, zwischen ihm und Preußen bestehenden Verpflichtungen keinen Werth mehr haben, und er sieht sich daher auch seinerseits frei von diesen Verpflichtungen an. So wieder in den Zustand versetzt, in welchem man keine anderen Pflichten, als die eigene Sicherheit und die allgemeine Gerechtigkeit hat, wird der König nichts destoweniger dieselben Grundsätze beweisen, die ihn stets beseelen. Europa an dem Frieden theilnehmen zu sehen, den er seinem Volke zu erhalten trachtet, wird sein einziger Wunsch sein. Aber von allen Seiten in dieser edlen Absicht gehemmt, kann

der König sich selbst nur noch der Sorge überlassen, für die Sicherheit seiner Völker zu wachen. Fortan ohne Verpflichtungen, aber auch ohne Garantie, sieht er sich genöthigt, seine Armeen diejenige Stellung einnehmen zu lassen, die für die Vertheidigung des Staats nothwendig werden wird."

Die nächste Folge dieser Note war der Besuch des Kaisers Alexander in Berlin. Er traf, wie wir bereits erwähnten, am 25. October daselbst ein, einige Tage später folgte ihm der Bruder des Kaisers Franz, der Erzherzog Anton, und am 3. November wurde zwischen Preußen, Rußland und Oestreich eine Convention abgeschlossen, in welcher Friedrich Wilhelm es übernahm, als bewaffneter Vermittler zwischen die Kriegführenden Mächte zu treten. Die Napoleon vorzulegenden Bedingungen sollten sein: die Räumung Deutschlands, Hollands und der Schweiz von französischen Truppen, Entschädigung des Königs von Sardinien, Niederlegung der italienischen Krone. Würde Napoleon bis zum 15. December auf diese Bedingungen nicht eingehen, so sollte Preußen sich mit 150,000 Mann an dem Kriege gegen ihn betheiligen.

Napoleon erhielt diese gefahrdrohenden Nachrichten beinahe zugleich mit der Nachricht, daß die französische Flotte unter Villeneuve am 21. October von der englischen Flotte unter Nelson bei Trafalgar vernichtet worden sei. Um so mehr und um so schneller mußte er zu Lande siegen. Er that es, die französische Armee zog am 13. November in Wien ein. Der größere Theil der östreichischen Heeresmacht war vernichtet, aber die Reste standen mit einem sehr starken russischen Heere, welches noch nicht im Gefecht gewesen war, in Mähren vereinigt, dieses Heer war dem französischen an Zahl weit überlegen. Napoleon erkannte das Mißliche seiner Lage recht gut, er wußte, daß ein einziges verlornes Ge-

fecht ihm 150,000 neue Feinde gegenüber stellen würde. Das Zögern Preußens rettete ihn. „Preußen," so sagt der bereits angeführte französische Schriftsteller, ein großer Verehrer Napoleons, „hatte damals vollständig und ohne Zweifel die Entscheidung des Feldzugs, das Schicksal Europa's in der Hand. Napoleon befand sich in der größten und dringendsten Gefahr; erfocht er nicht einen großen, schnellen, entscheidenden Sieg, dann hatte er 150,000 Feinde mehr zu bekämpfen, dann war alles in Frage, die Armee, das Wohl Frankreichs, die eigene Krone."

Der König Friedrich Wilhelm schlug nicht los, sein Minister Haugwitz befand sich bereits mit der letzten Erklärung in Napoleons Hauptquartier und sollte Napoleons bestimmte Antwort darauf verlangen. Die wollte man noch abwarten. Hätte man doch einen klügeren Mann geschickt! Er erkannte die schlimme Situation Napoleons so wenig, daß er sich auf das Unbegreiflichste dupiren ließ; nach unserer Meinung liegt hier der größte Fehler, welchen die preußische Diplomatie jemals gemacht hat. Haugwitz war bei seiner ersten Meldung als Ueberbringer wichtiger Depeschen von Napoleon nicht angenommen worden und hatte die kostbarste Zeit verloren. Am Abend des 1. December ließ ihn der Kaiser zu sich rufen. Napoleon war zur Schlacht entschlossen, nachdem ein zweimaliger Versuch, mit Alexander zu unterhandeln, mißglückt war; er wollte in dem einen Schlachttage seiner so gefährdeten Lage ein Ende machen. In dieser Unterredung nun war Napoleon nicht mehr Feldherr, er war Diplomat. Er sagte Haugwitz, die Schlacht sei vor der Thür, vor derselben könne er mit Preußen nicht unterhandeln, die Zeit dazu sei nach der Schlacht, er möge einstweilen nach Wien zu Talleyrand gehen. Am andern Tage wurde die Schlacht von Austerlitz geschlagen, die russisch-östreichische Armee wurde vernichtet, der Kaiser von Oestreich be-

gab sich als bittender Besiegter in das Hauptquartier Napoleons, der Kaiser von Rußland zog sich in seine Staaten zurück.

Nach der Schlacht ließ der Sieger den Grafen Haugwitz zu sich rufen, welcher die mehrerwähnte Note des Vertrags, vom 3. November noch immer mit sich herum trug. Napoleon kannte den Inhalt des Vertrags, der ihm, um das noch einmal zu erwähnen, den 15. December als letzten Termin stellte, Deutschland, Italien u. s. w. zu räumen. Haugwitz trat am 7. December mit den schönsten Glückwünschen bei Napoleon ein, der sie indeß sehr kalt von der Hand wieß und mit zorniger Stimme ihm zurief: „Sie, Herr Graf, Sie haben den Vertrag von Potsdam unterzeichnet, Sie haben" —

Haugwitz ließ den Kaiser nicht ausreden, sondern unterbrach ihn mit den Worten: „Ja, Sire, ich habe ihn unterzeichnet und würde ihn, wenn er mir heute vorgelegt würde, gleichfalls unterzeichnen."

Der Kaiser wurde von dem schmeichelnden Staatsmann beruhigt, vielleicht war es ihm noch nicht an der Zeit, mit Preußen die zwar auf die Spitze getriebenen, doch noch nicht abgebrochenen Beziehungen weiter zu stören, vielleicht auch fürchtete Napoleon gerade jetzt eine entschiedene Coalition des unbesiegten, vollständig gerüsteten Gegners mit den zwei allerdings besiegten, doch aber immer noch nicht zu verachtenden Feinden. Napoleon empfing täglich den Besuch des Grafen Haugwitz, und das Resultat dieser Besuche war, daß von ihnen an demselben 15. December, an welchem Tage eine eventuelle Kriegserklärung Preußens erfolgen sollte, ein Bündniß zwischen Preußen und Frankreich unterzeichnet wurde.

Der Inhalt dieses „Angriffs- und Vertheidigungs-Bündnisses" war, daß Preußen das Fürstenthum Neufchatel und die Festung Wesel an Frankreich, das Fürstenthum Anspach an Baiern abtre-

ten und dafür Hannover in Besitz nehmen solle. Hätte Napoleon auch nur das geringste Recht gehabt, über Hannover zu disponiren, so wäre der Tausch kein schlechter gewesen, Preußen hätte für seine in Bezug auf den Kern des Staats schlecht gelegenen Provinzen, mit 400,000 Einwohnern ein ihm viel günstiger gelegenes Land mit mehr als einer Million Einwohner empfangen. Das einzig Unangenehme dabei war nur, daß Napoleon etwas anbot, was ihm weder gehörte, noch was er besaß; Preußen mußte sich dies Hannover erst selbst erobern. Haugwitz begriff nicht, daß Napoleon Preußen im höchsten Grade compromittiren, mit den französischen Interessen verwickeln, mit andern Mächten in Collission bringen wollte. Durch dieses „Bündniß" vom 15. December erreichte Napoleon das alles und noch mehr. Er schloß ein Bündniß mit dem einzigen Gegner, den er noch zu fürchten hatte, er benahm Oestreich damit den letzten momentanen Stützpunkt und zwang es zu dem schmählichen Preßburger Frieden vom 26. December, er drang endlich Preußen fremdes Gut auf, dessen Annahme auf blutigen Widerstand seitens des rechtlichen Besitzers stoßen mußte.

Haugwitz begriff das alles erst, als es zu spät war. Er scheute sich den Inhalt eines von ihm ohne Auftrag und Recht abgeschlossenen Bündnisses, wie üblich, per Courier an sein Cabinet gelangen zu lassen, er brachte dieses Weihnachtsgeschenk am 25. December in eigener Person zurück. Durch diese Zögerung war etwas geschehen, was Niemand glauben würde, stände es nicht historisch fest, das Folgende.

In Hannover waren englische Truppen eingetroffen, der englische Gesandte in Berlin, um deren Sicherheit besorgt, wandte sich mit einer entsprechenden Anfrage an das preußische Cabinet. Hardenberg, ohne Kenntniß jenes Haugwitzer Vertrags, antwor-

tete unterm 22. December: Unter den durch die unglückliche Schlacht von Austerlitz und durch den Rückzug der großen russischen Armee herbeigeführten Umständen ist die größte Vorsicht für Preußen nothwendig. Es liegt in Preußens, wie in dem Interesse des Ganzen, zu verhindern, daß erstens jetzt angegriffen werde, wo die ganze Last des Krieges auf Preußen allein fallen würde; wäre seine Armee unglücklich, so schwinde die letzte Hoffnung auf Erhaltung der Unabhängigkeit des Festlandes von Europa. Da nun Napoleon am 28. November sich gegen Haugwitz geneigt gezeigt, die Vermittelung Preußens zuzulassen, wenn während der Unterhandlung keine fremden Truppen vorrücken würden, um dort den Krieg zu beginnen, und wenn die von den Franzosen besetzte Festung Hameln verproviantirt würde, so habe der König diese vorher nicht annehmbaren Bedingungen bei jetzt völlig veränderten Umständen annehmbar, ja sogar, wenn Napoleon sich verpflichte, seinerseits keine Truppen in das nördliche Deutschland einrücken zu lassen, für vortheilhaft befunden, weil damit Zeit gewonnen werde, alles klarer zu durchschauen und sich auf jedes Ereigniß vorzubereiten, möge nun der Krieg ausbrechen oder möge dies Provisorium zu einem Definitivum führen. Der König habe deswegen den General von Phull in das französische Hauptquartier geschickt, um diese Uebereinkunft zu Stande zu bringen, auch den Grafen Haugwitz mit neuen dahin lautenden Instructionen versehen lassen, daß der König eine Wiederbesetzung Hannovers durch französische Truppen als eine feindliche Maßregel ansehen werde. Dagegen wolle der König für die Sicherheit jener fremden Truppen in Hannover einstehen und ihnen beliebige Freiheit ertheilen, sich, wenn nöthig, auf die preußische Armee, auf das preußische Gebiet zurückzuziehen, unter der Bedingung, ihre Stellung hinter den preußischen Truppen zu nehmen und während der Unterhandlungen sich

jedes feindlichen Schritts zu enthalten, für den Fall des Krieges aber die preußischen Truppen zu unterstützen.

Während also Hardenberg den in Hannover stehenden englischen und deren aliirten Truppen preußischen Schutz zusicherte, hatte Haugwitz bereits eine Woche vorher einen Vertrag unterzeichnet, worin sich Preußen verpflichtete, diese englischen Truppen mit Waffengewalt aus Hannover zu verjagen.

Welchen Eindruck mußte nun das Eintreffen des Grafen Haugwitz mit diesem Vertrage in Berlin machen! Der König weigerte sich entschieden, ihn zu ratificiren; Haugwitz, der mit seinem Einfluß auf Napoleon prahlte, erbot sich, nach Paris zu gehen und einen geänderten Entwurf dem Kaiser zur Annahme vorzulegen. Man glaubte an derartige Möglichkeiten, Haugwitz ging nach Paris und hatte außer den vorzuschlagenden Aenderungen auch noch einen Brief des Königs an Napoleon, den folgenden, bei sich: „Mein Herr Bruder! der Graf Haugwitz wird die Ehre haben, Ew. Majestät dieses Schreiben zu überreichen, und die Schuld des Vertrauens abtragen, welche unsere neuen Verhältnisse uns auflegen. Wer könnte besser, als er, die letzte Hand an sein Werk legen? Da er in Wien durch Ihre Güte geehrt wurde, so hoffe ich, daß ihm dieses Glück auch in Paris zu Theil werden wird. Er wird die letzten Wünsche überbringen, die ich noch habe, seit unsere Interessen dieselben sind. Er kennt meine Ansicht von allen Gegenständen, die unsere Verabredungen noch unerledigt gelassen haben. Ich bitte Ew. Majestät ihn mit Vertrauen anzuhören, und ich zweifle nicht, daß seine Sendung die Bande, die uns vereinigen, noch enger knüpfen wird."

Unter den Punkten, welche behufs eines neuen Vertrags vorgeschlagen wurden, befanden sich folgende: Preußen könne Hannover, dessen rechtlicher Besitzer auf diesen Besitz noch nicht Verzicht geleistet, nicht gegen ihm eigenthümlich gehörende Länder eintauschen,

es werde deßhalb Hannover nur in einstweiligen Besitz nehmen, bis Frankreich im Frieden mit England die Abtretung bewirke und dann erst sollten die bezeichneten preußischen Landestheile abgetreten werden. Ferner wurde zu Hannover noch der Besitz der Hansestädte Bremen, Hamburg und Lübeck, sowie für Braunschweig die Ertheilung der Kurwürde gewünscht, endlich wollte das preußische Cabinet nicht ein „Angriffs- und Vertheidigungs-Bündniß", sondern ein einfaches Bündniß schließen.

Haugwitz traf am 14. Januar (1806) in Paris ein und sagte in seinen Berichten nach Berlin immer für die friedlichen Gesinnungen des Kaisers gut, der ihn gar nicht einmal empfangen wollte. Endlich, am 2. Februar wurde er vorgelassen, mit Vorwürfen über die preußische Politik überhäuft, und am 15. Februar wurde er genöthigt, einen neuen Vertrag folgenden Inhalts zu unterzeichnen: Preußen tritt die mehrfach erwähnten Landestheile ab, nimmt dafür Hannover in Besitz und verschließt den Engländern alle Häfen des Landes. Der Vertrag vom 15. Februar 1806 war demnach noch ungünstiger als der vom 15. December 1805.

Der König genehmigte und unterzeichnete diesen Vertrag am 9. März; die Franzosen hatten aber darauf gar nicht weiter gewartet, schon am 21. Februar rückten sie in den abzutretenden preußischen Landestheilen ein und nahmen sie in Besitz.

Wie sollte nun die Besitzergreifung dessen stattfinden, was der Hohn Napoleons, seine Willkür, sein Verlangen, Preußen zu entkräften, diesem Lande an Stelle der abgetretenen Provinzen hingeworfen hatte! Der rechtliche Besitzer von Hannover war eine mit Preußen befreundete Macht, im Uebrigen die einzige und letzte in Europa, von welcher augenblicklich eine kräftige Unterstützung gegen die französische Willkür zu erwarten war, und die Besitznahme Hannovers mußte Preußen nothgedrungen mit dieser Macht in die

schlimmsten Collisionen bringen. Hardenberg versuchte bei dem englischen Cabinet die nothgedrungene Besitznahme Hannovers auf alle Weise zu entschuldigen, ja die preußische Diplomatie war in einer so schlimmen Lage, daß sie sich nicht scheute, die Versicherung zu geben, daß man Hannover nur zum Schein in Besitz nehme und es bald wieder herausgeben werde. Als aber am 28. März die Sperre der Nordseehäfen gegen Flagge und Handel Englands angeordnet wurde, als Preußen durch ein königliches Patent vom 1. April bekannt machte, Hannover sei in seinen rechtlichen Besitz übergegangen und werde dessen Verwaltung fortan in Preußens Namen und von Preußen allein ausgeübt, da ging das englische Cabinet mit Preußen nicht mehr in freundlicher Weise um, sondern am 11. Juni verkündete ein Waffenherold in den Straßen und Plätzen von London den Absagebrief König Georgs III. an den König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Der englische Gesandte wurde von Berlin abgerufen, die ganze preußische Küste wurde blokirt, alle Güter preußischer Unterthanen in englischen Häfen wurden mit Beschlag belegt, alle preußischen Schiffe wurden weggenommen. Auch Schweden erklärte Preußen den Krieg, binnen kurzer Zeit war der ganze preußische Handel ruinirt, mehr als tausend Schiffe weggenommen. Das englische Ministerium machte zugleich die Aktenstücke bekannt, welche zwischen ihm und dem preußischen Cabinet gewechselt waren, unter anderm die oben erwähnte Note Hardenbergs an Harrowby, die Folge davon war nicht nur, daß die preußische Politik immer mehr verhaßter wurde, sondern Napoleon benutzte auch diese Gelegenheit, um Hardenberg, einen der wenigen preußischen Staatsmänner, die noch Geschick und etwas Thatkraft bewiesen, aus seinem Posten zu entfernen. Hardenberg war Napoleons entschiedenster Gegner, welcher Triumph für die französische Politik, daß man ihn jetzt stürzen konnte! Hardenberg erhielt Urlaub auf unbestimmte

Zeit — Haugwitz übernahm die Leitung des Departements der auswärtigen Angelegenheiten.

Innerhalb kaum sechs Monaten hatte sich die Situation entsetzlich geändert. Preußen war der gesuchteste Bundesgenosse von allen gegen einander stehenden Mächten gewesen, jetzt war es selbst in Kriege verwickelt, die schwer auf dem Wohlbefinden seiner Unterthanen ruhten; die Mächte, deren Freundschaft es besaß, oder die, welche nach seiner Freundschaft strebten, waren scheu zurückgetreten und mochten sich bereits auf die Demüthigung freuen, deren Anzeichen Niemandem mehr verborgen waren; die Armee Friedrich's des Großen war geschlagen, ohne einen Mann verloren zu haben; der Erbfeind Europa's haßte mit Ausnahme Englands wohl kaum noch ein Land so sehr, als Preußen, und stand auf der Lauer zum erdrückenden Sprunge. Man hatte den rechten Zeitpunkt versäumt, es galt jetzt, den großen politischen Fehler so viel als möglich in seinen Folgen zu entkräften.

Es war kein Mangel an Männern, welche bittern Schmerz über die Lage des Vaterlandes empfanden, welche den Willen und die Befähigung hatten, der verfehlten Politik eine andere Richtung zu geben. Mehrere dieser Männer gaben ihren Gefühlen Worte; der bedeutendste von diesen, welche den Staat wenigstens nicht ungewarnt seinem Untergange zugehen lassen wollten, war der Freiherr von Stein, der, seit dem 27. October 1804 als Staatsminister nach Berlin berufen, dem Departement der Finanzen vorstand. Wir haben hier den Raum nicht dazu, uns in eine speciellere Schilderung dieses außerordentlich bedeutenden Mannes einzulassen, wir haben nur des von ihm gemachten Versuches zu erwähnen, seinerseits so viel als möglich zum Besten des Staats bei der drohenden Krisis beizutragen. Er schrieb eine Denkschrift unter dem

Titel: „Darstellung der fehlerhaften Organisation des geheimen Cabinets und der Nothwendigkeit der Bildung einer Ministerial-Conferenz" nieder, und übergab sie der Königin, um sie sicher in die Hände des Königs gelangen zu lassen. Der Inhalt dieser Denkschrift ist in ihrem Titel kurz angedeutet, wir begnügen uns mit dieser Erwähnung und fügen nur noch die Schlußworte derselben hinzu. Es heißt da: „Die neueren Ereignisse, wo wir feierlich sanktionirte Verträge im Augenblick der Erfüllung umgangen und bald darauf umgestoßen sahen, sind ein fürchterlich belehrendes Beispiel, wie nothwendig es ist, Personen zu ändern, wenn man Maßregeln ändern will. Die neue Staatsverwaltung kann auch nur durch die Entfernung der Mitglieder der alten Zutrauen erlangen, da diese in der öffentlichen Meinung sehr tief gesunken und zum Theil mit Verachtung gebrandmarkt sind.

Sollten Ew. Majestät sich nicht entschließen, die vorgeschlagenen Veränderungen anzunehmen, sollten Sie fortfahren, unter dem Einflusse des Cabinets zu handeln, so ist es zu erwarten, daß der preußische Staat sich entweder auflöst, oder seine Unabhängigkeit verliert, und daß die Achtung und Liebe der Unterthanen ganz verschwinde.

Die Ursachen und Menschen, die uns an den Rand des Abgrundes gebracht, werden uns ganz hinein stoßen; sie werden Lagen und Verhältnisse veranlassen, wo dem redlichen Staatsbeamten nichts übrig bleibt, als seine Stelle, mit unverdienter Schande bedeckt, zu verlassen, ohne helfen zu können oder an den sich alsdann ereignenden Verworfenheiten Theil zu nehmen.

Wer mit Aufmerksamkeit die Geschichte der Auflösung Venedigs, des Falls der französischen und sardinischen Monarchie liest, der wird in diesen Ereignissen Gründe finden zur Rechtfertigung der traurigsten Erwartungen."

Steins Bemühungen blieben ohne Erfolg, die Denkschrift wurde gar nicht beantwortet. Die politischen Ereignisse folgten sich schnell und schneller auf einander: am 12. Juli wurde die Conföderationsacte des Rheinbundes unterzeichnet, am 6. August legte der Kaiser Franz die deutsche Kaiserkrone nieder, um am 11. August eine ganz neue östreichische sich aufzusetzen. Mit Rücksicht auf seinen Todfeind England bot Napoleon Preußen an, sich an die Spitze eines norddeutschen Bundes zu stellen und seine Königskrone gleichfalls in eine Kaiserkrone zu verwandeln. Dabei unterhandelte er jedoch fortwährend mit England um den Frieden, und als England als erste Bedingung desselben die unbedingte Rückgabe Hannovers hinstellte, meinte er, das finde nicht die geringste Beanstandung, es seien noch so viele Stückchen Deutschland da, daß Preußen damit entschädigt werden könne.

Preußen ging auf die Bildung eines norddeutschen Bundes ein, weil es dem Rheinbund damit ein Gegengewicht zu schaffen hoffte; es unterhandelte mit den dahin gehörenden Regierungen, besonders mit Sachsen und Hessen, indeß kam nichts zu Stande. Beinahe der ganze Sommer des Jahres 1806 ging über diesen nutzlosen Verhandlungen hin. Unterdessen hatte Napoleon nicht nur mit England seine Friedensunterhandlungen fortgesetzt, sondern auch mit Rußland begonnen, sie führten indeß vorläufig zu keinem andern Resultate, als daß Preußen erfuhr, in diesen Verhandlungen sei von ihm gar nicht die Rede. Diese Mittheilung war richtig, sie war eben so beleidigend, wie Bedenken erregend; andere Mittheilungen hingegen, welche der preußische Gesandte in Paris an sein Cabinet berichtete, waren nicht so wahrheitsgetreu und wurden doch in ihren Folgen von großer Bedeutung.

So berichtete er zweierlei an das preußische Cabinet: einmal,

Napoleon habe England die unbedingteste Rückgabe Hannovers zugesichert, und dann, er habe dem Kaiser von Rußland das Anerbieten gemacht, das Königreich Polen wieder herzustellen unter Beifügung der früher polnischen Provinzen, welche jetzt Preußen besaß.

Diese Mittheilungen trafen am 7. August in Berlin ein, und brachten eine unbeschreibliche Aufregung hervor. Die Kriegspartei drang mehr und mehr in den König, den Krieg an Frankreich zu erklären: der erste Schritt dazu geschah durch den Befehl der Mobilmachung des Heeres vom 9. August. — —

Wir haben in dem Vorstehenden eine speciellere Darstellung der Situation Preußens von der unglücklichen Katastrophe des Jahres 1806 zu geben versucht; wir hielten sie für nöthig, da es durchaus keinen Ueberfluß an kurzen und klaren Auseinandersetzungen, der zumeist auf dieselbe hinwirkenden Gründe giebt. In unserer weiteren Erzählung werden wir zunächst berichten, wie weit die königliche Familie, der Hof und die höheren Kreise der Gesellschaft in Berlin selbst von den der Katastrophe vorausgehenden Ereignissen berührt wurden, dann werden wir die Tage des Unglücks selbst erzählen. In Bezug darauf wollen wir hier bereits eine Erklärung abgeben: wir werden uns begnügen, diese Tage des Unglücks nur zu erwähnen, nicht eine speziellere Darstellung von ihnen zu geben, und zwar aus einem persönlichen Grunde. Die Grenzen unseres Buches sind durch die Grenzen des Lebens der Königin bestimmt: wir haben dennoch wohl die Schlachten von Jena und Auerstädt zu erzählen, nicht aber ihre Fortsetzungen, die Schlachten von Leipzig und Waterloo. Hierin liegt unsere Berichtigung, die Jahre des Unglücks nur zu skizziren; wir dürfen sie nicht coloriren, wir dürfen nicht ausführlicher bei ihnen verweilen, denn es ist die Pflicht jedes Freundes des Vaterlandes, der Erzählung jener Er-

eignisse, sobald dieselbe eine detaillirtere ist, auch die Erzählung dessen folgen zu lassen, was ein ganzes Volk, ein ganzes Land als in der Geschichte einzig dastehende Consequenzen mit einer Kraft, mit einem Heldenmuthe sonder Gleichen gezogen hat.

Man wird uns dieser Ansicht wegen nicht tadeln können.

Neunter Abschnitt.

Die Katastrophe.

Mochte auch in ganz Deutschland bereits um jene Zeit ein lebendiger Haß gegen die französische Gewaltherrschaft, gegen eine schrankenlose Willkür des gefürchteten Feindes herrschen, so sind wir doch berechtigt, und wir sind stolz auf diese Berechtigung, zu sagen, daß dieser Haß nirgend concentrirter und kräftiger war, als eben in Preußen. Preußen war seit der Regierung seines großen Königs ein seiner Kraft, seiner Zukunft bewußtes Land — man empfand die französische Tyrannei, wie sie auf einem großen Theil von Europa, wie sie, Preußen ausgenommen, beinahe auf ganz Deutschland drückend lag, doppelt schwer. Die Historiker jener Zeit sind darüber einig, daß in Preußen allein sich noch der ernste Widerwille, die entschiedenste Opposition gegen die französische Herrschaft mit aller Kraft zeigte. Einer der freisinnigsten Historiker, der bekannte J. G. A. Wirth, schreibt unter anderm, als er die Hinrichtung des Buchhändlers Palm erzählt: „Die Uebermacht der fremden Bajo-

nette hatte in Braunau, sowie in der Umgebung die Aeußerung jeder Theilnahme erstickt, obwohl selbst ein französischer Officier, der Beisitzer des sogenannten Kriegsgerichts über Palm gewesen, nach der Rückkehr in sein Cantonnirungs-Quartier seinen Degen zerbrach und schwur, sich nie wieder zu einem Werkzeuge so niedriger Thaten herzugeben. In Preußen genoß dagegen die Aeußerung der öffentlichen Meinung wegen des eingetretenen Zerwürfnisses mit Frankreich größere Freiheit, und der Unwille über den feigen Justizmord trat daher mit Kraft offen empor. Um denselben feierlich auszusprechen, veranstaltete man sofort allenthalben Sammlungen zur Unterstützung der Familie des ermordeten Mannes, welche die günstigste Aufnahme fanden. — Doch seltsam! Die Aeußerungen des Unwillens beschränkten sich nur auf die preußischen Staaten und blieben den übrigen Gegenden Deutschlands fremd! Jetzt schon zeigten sich die Einflüsse des Rheinbundes und die Thatsache, daß die dazu gehörigen deutschen Länder eigentlich nur französische Provinzen seien; denn dort herrschte vorzüglich tiefes Schweigen über die verübte Gewaltthat. Gewiß bedauerten auch die Regierungen dieser Länder den begangenen Frevel aufrichtig; aber sie durften aus Furcht vor Napoleon es nicht wagen, irgend eine Mißbilligung laut werden zu lassen und sie erstickten daher ebenfalls jede freie Meinungs-Aeußerung über die blutige Gewaltthat. — Dieser Stand der Dinge gab Aufschluß über die eigentliche Volksstimmung in Deutschland und zeigte der preußischen Regierung, in wiefern sie bei einem Kriege gegen Frankreich auf die Unterstützung der öffentlichen Meinung rechnen könne. Der Gedanke einer einstigen Erhebung aller Deutschen gegen die französische Oberherrschaft war von weitem in der That schon aufgetaucht: in der preußischen Kriegserklärung vom 9. October 1806 war die künftige allgemeine Erhebung von ganz Deutschland gegen Frankreich ziemlich bestimmt in Aussicht gestellt."

Daß die preußische Presse jener Zeit selbst sehr entschieden gegen Frankreich in die Schranken trat, haben wir wohl kaum besonders zu erwähnen. Sie war nur der Ausdruck des lebendigsten Volkswillens, welcher sich bei jeder Gelegenheit klar genug zeigte.

In den höheren Regionen der Gesellschaft war insofern eine Aenderung eingetreten, daß es nicht mehr eine Partei gab, welche noch für ein ferneres Anschließen an Frankreich war: es gab nur noch Parteien, welche Frankreich mehr oder minder haßten, welche den mehr oder minder schnellen und entschiedenen Bruch mit Napoleon verlangten: daß der Bruch eintreten müsse, darüber war man allgemein einig. An der Spitze der Entschiedenen, welche bereits viel früher den Krieg gewollt hatten, stand der Prinz Louis Ferdinand, neben ihm seine Schwester, die Prinzessin Luise, Fürstin Radziwill. Louis Ferdinand wurde nicht nur von dem bei weitem größten Theil der Armee unterstützt, sondern auch von einer Anzahl bedeutender Schriftsteller, höheren Beamten und Andern mehr. Dieser Kriegspartei stand eine andere gegenüber, welche Napoleon nicht minder haßte, aber ihren Gefühlen eine andere Form gab. Man suchte die Königin für die Kriegspartei zu gewinnen, es mißlang jedoch, wie uns die Schriftsteller jener Zeit, welche treu berichten, übereinstimmend mittheilen, die Königin folgte mit ihrem ganzen für das Wohl des Vaterlandes hochschlagenden Herzen dem Gang der Ereignisse und ihre Seele wurde oft von Kummer getrübt, aber der feine Takt, welcher ihr in so hohem Grade eigen war, ließ sie sich nie in die Politik handelnd einmischen. In den Memoiren Woltmanns finden wir einige wenige Worte, welche die damalige Situation lebendig skizziren. Es heißt da: „Theils war die Seele der Königin überhaupt zu harmlos und zu wohlwollend, als daß sie gern laut einen Haß kundgab, theils mußte sie ihren Gemahl berücksichtigen, der still und in sich verschlossen keine Zeichen

von Erbitterung wider Frankreich blicken ließ, wiewohl er vor Allen zu solchem Grimme Ursache hatte. Der schweizerische Geschichtsschreiber Johannes von Müller — der im März 1804 von Wien aus dem Rufe als wirkliches Mitglied der Akademie und königlicher Historiograph mit dem Titel eines geheimen Kriegsraths nach Berlin gefolgt — war einer von den Boten, welche die königliche Frau für den Krieg stimmen sollten; in der glühendsten Mittagshitze strebte er nach Charlottenburg wiederholt hinaus, um wenigstens mittelst ihres Bruders den Haß wider den französischen Kaiser mehr zu entzünden. Allein der Erbprinz von Strelitz war von eben so gütigem, heiterem, über das Bittere des Lebens leicht hinweggehendem Temperament, wie seine königliche Schwester und so gelang nicht, sie zum eigentlichen Haupt der schönen Welt, die Napoleon haßte, zu machen. Sie ward es erst, als dieser sie dafür nahm und sich deßhalb mit Bitterkeit über sie ausließ. — Eigentlich konnte man, wie Prinz Louis Ferdinand der Anführer der Officiere und der genannten Litteratoren war, welche den Krieg wider den französischen Kaiser wollten, seine Schwester, die Prinzessin Luise als die Seele des weiblichen Hasses in Preußen wider Napoleon betrachten. Obgleich sie, wenn es auf Befriedigung der Triebe des Herzens und der Ansichten ihres Geistes ankam, sich über die Rücksichten des Stolzes hinwegsetzte, was ihre Vermählung mit dem Prinzen Radziwill beweist, hatte sie doch das tiefste Gefühl für Ruhm und Glanz ihres Hauses. Sie schien mir weniger wohlwollend und rascher empfindlich als die Königin, aber vielseitiger gebildet, durch sich selbst bestimmter und die Eindrücke stärker in sich verarbeitend. Eine so hochfahrende Natur wie der französische Kaiser, welche mit ihrem Genie alle Formen der Haltung zerbricht, mußte an sich einer so gehaltenen Prinzessin zuwider sein und verächtlich erscheinen, weil sie nach ihrem Standpunkte sein Benehmen

nur seiner dunkeln Herkunft, nicht einem unbezwungenen Drange des Genius beimessen konnte. Was sie empfand, blieb nicht harmlos in ihr, wie in der Königin, sondern ging sogleich in That über und gewiß war sie die thätigste von allen preußischen Damen, durch Intrigue zum Krieg wider Frankreich anzufeuern.

Schwerlich nahm die Prinzessin Wilhelm von Preußen, eine geborne hessen-homburgsche Fürstin an solcher Intrigue Theil, wiewohl sie den Haß wider die neuen französischen Machthaber, auch die Verachtung wider dieselben theilte. Ich habe keine andere gekannt, welche so sehr als deutsche Fürstin das französische Wesen gering nahm. Ihrer Seele ist im eigentlichsten Sinn das Franzosenthum zuwider und sie stand gegen dasselbe ungefähr so da, wie Velleda gegen das Römerthum.

Wo man Frauen und vorzüglich Fräulein der vornehmen Berliner Welt über den Hof von St. Cloud sich lebhaft äußern hörte, da konnte man gewöhnlich unterscheiden, ob ihr Ton aus dem Zirkel der Prinzessin Wilhelm oder der Prinzessin Radziwill angegeben war. Die jenen führten, sprachen mit einem gewissen innern Schauder von dem Kaiser Napoleon und nahmen ihn wie ein Wesen, vor welchem alles Heilige und Reine auf der Welt vergehen müsse; einen Spott über ihn, seine Umgebungen, seine Einrichtungen hörte man kaum von ihnen; sie wollten ihn nur im Namen der Tugend befehden. Diejenigen Damen dagegen, in welchen der Ton der Prinzessin Luise nachklang, wußten der Stachelreden, des verachtenden Witzes, der höhnischen Anektoden nicht genug über den barschen Emporkömmling in Frankreich, der sich Kaiser nannte, zusammenzutragen. Mehr oder weniger stimmte auch das weibliche Geschlecht der minder vornehmen Welt in eine von diesen Sprachen über Napoleon ein." —

Der Prinz Louis Ferdinand machte um jene Zeit einen sehr

entschiedenen Versuch, den noch zögernden König zu entschiedenen Maßregeln zu bringen. Er ließ von Johannes von Müller eine Denkschrift niederschreiben, worin die gefährliche Lage des Staates und die Nothwendigkeit, Frankreich den Krieg zu erklären, geschildert wurden, legte diese Denkschrift den Brüdern des Königs, den Prinzen Heinrich und Wilhelm, ferner dem Prinzen von Oranien, dem Minister Stein und den Generalen Rüchel und Phull vor, gewann ihre Unterschrift dafür und ließ sie am 2. September dem König übergeben. Der Ton dieser Denkschrift war ein sehr entschiedener. Nicht nur wurde der sofortige Krieg gegen Napoleon ebensowohl als eine Pflicht der Ehre, als der dringendsten Nothwendigkeit gefordert, sondern die Denkschrift ging auch mit sehr heftigen Worten gegen das königliche Cabinet vor und stellte sehr schwer wiegende Beschuldigungen gegen dessen Glieder auf. „Die ganze Armee", heißt es, „das ganze Publikum und auch die bestgesinnten auswärtigen Höfe betrachten mit äußerstem Mißtrauen das Cabinet Ew. Majestät, wie es gegenwärtig organisirt ist. Dies Cabinet, welches nach und nach zwischen Ew. Majestät und das Ministerium sich so eingedrängt hat, daß jedermann weiß, es geschehe alles durch die drei oder vier Männer, hat besonders in Staatssachen alles Zutrauen längst eingebüßt. All der freche Mißbrauch, welchen Bonaparte von der Friedensliebe Ew. Majestät gemacht hat, wird ihnen zugeschrieben. Die öffentliche Stimme redet von Bestechung. Dies wollen wir ununtersucht lassen, denn auch Vorurtheile und andere persönliche Neigungen und Verhältnisse können zu eben so schlechten Handlungen verleiten wie das Geld. Genug, die allgemeine und auf notorische Thatsachen gegründete Ueberzeugung ist, daß Eurer Majestät Cabinet mit Bonaparte colludirt und entweder den Frieden durch die schändlichste Nachgiebigkeit erkaufen oder im Kriege äußerst schwache Maßregeln er-

greifen, oder wenn Ew. Majestät kräftige vorschreiben und ehrenvolle Generale sie auch herzhaft ausführen wollen, dieselben lähmen wo nicht verrathen, und hierdurch über Ew. Majestät, dero ganzes Haus und getreue Unterthanen das größte Unglück bringen wird. In allem Diesen, wir gestehen es, ist unsere Besorgniß von der des Heeres und des Publikums nicht unterschieden. Wir wollen aber jetzt nicht hiervon sprechen, sondern von der äußersten Nothwendigkeit in der Zeit einer solchen fürchterlichen Krisis, wo es um Ew. Majestät Thron, das Glück Ihres Hauses und unserer Aller Existenz zu thun ist, alle Anlässe des Mißtrauens zu entfernen, auf daß ein Jeder muthvoll seine Pflicht erfüllen könne. Unsere Geburt, welche uns die allerheiligsten Pflichten auflegt, die Grade, zu welchen Ew. Majestät Gnade und Vertrauen andere von uns erhoben hat, und welche uns zu dem feuervollsten Diensteifer verbinden, haben uns nicht gestattet, zu verschweigen, was ganz Preußen, ganz Deutschland, ganz Europa weiß .... Ew. Majestät haben in dero Staate eine Menge der geschicktesten Männer, durch welche diese Wenigen, deren Entfernung nöthig ist, gar leicht ersetzt werden können. Es ist sogar leicht möglich, den ganzen Gang der Geschäfte zu erleichtern, zu vereinfachen. Aber die Hauptsache ist, daß nur durch die Entfernung des Cabinetsministers Grafen Haugwitz und die beiden Cabinetsräthe Beyme und Lombard Zutrauen, Festigkeit und Ruhe in die Gemüther und eine gegründete Hoffnung des guten Ausganges der Sachen zu erzielen möglich ist. Wenn Bonaparte Ew. Majestät von bessern Rathgebern umgeben sieht, so wird er soliderne Frieden machen und ihn halten, oder man wird Ew. Majestät Reich und Würde gegen ihn zu behaupten wissen. Die Welt ist voll der bereitwilligsten Aliirten, die Furcht nur, durch das Cabinet an Bonaparte verrathen zu werden, ist seit mehreren Jahren das einzige Hinderniß, welches viele abgehalten hat, Ew. Maje-

stät ihre Gesinnungen mit dem Vertrauen zu entdecken, wozu höchst-dero persönliche Biederkeit sonst so einladend gewesen wäre u. s. w., u. s. w."

Diese Denkschrift hatte keine andere Folge, als daß den Unterzeichnern die Unzufriedenheit des Königs darüber zu erkennen gegeben wurde.

Uebrigens galt der Inhalt dieser Denkschrift in ganz Preußen als Norm. Die entschiedenste Anhänglichkeit an den König, ein bitterer Haß gegen Napoleon, das allgemeine Verlangen nach Krieg und das größte Mißtrauen gegen des Königs Rathgeber, wie sie oben genannt wurden, erfüllten gleichzeitig und gleich stark alle Gemüther. Wo diese Gesinnungen sich aussprechen konnten, thaten sie es. Bereits bei der Mobilmachung im Jahr 1805 hatte sich die Volksstimmung sehr entschieden manifestirt, der damalige bereits erwähnte Cabinetsrath Beyme schrieb darüber in einem Privatbriefe: „Es liegt in dem Charakter unserer Regierung nicht, viel zu sprechen, sondern zu handeln. Aber die Unterthanen erkennen aus den Handlungen der Regierung ihre Absichten oder errathen solche vielmehr. Der König rüstet seine Armee und läßt solche zum Schutze seines Reiches ausrücken, während er rastlos daran arbeitet, den allgemeinen Frieden in Europa herzustellen und darin den Frieden für sein eignes Reich und zugleich Genugthuung, die schönste, die sich denken läßt, für widerfahrenes Unrecht zu suchen. — Wir haben noch keinen Krieg, noch keinen erklärten Feind, und die Schritte der Regierung sind so wenig mit Glanz umstrahlt, daß sie überall, außer in den preußischen Staaten, eher das Gegentheil als die Aeußerungen des Patriotismus zu wecken geeignet schienen. Dennoch haben die Stände in den Marken, in Pommern und in Magdeburg bei der ersten Nachricht von der Ausrüstung der Armee sogleich ohne alle Veranlassung beschlossen: das zur Verpflegung der Armee erforder-

liche Getreide und Mehl dem Könige unentgeltlich zu liefern. Bürger und Bauern, und alle Klassen von Unterthanen haben sich an die Stände eng angeschlossen und dadurch den übrigen Provinzen das Beispiel gegeben, so daß die Provinzen mit einander wetteiferten, die Lasten der Ausrüstung der Armee zu tragen. Die ganze Reinheit dieses edlen Wettstreites äußerte sich darin, daß keine ihr patriotisches Opfer zuerst darbringen, sondern alle gemeinschaftlich es dem Könige zu Füßen legen wollten. Jede aber ging in ihren Anstrengungen weiter, als es das Bedürfniß erforderte, und als ihre Kräfte es verstatteten. So hatte die Kurmark allein dem Könige ein Geschenk von 10,000 Wispeln Roggen notirt. Und dies Alles geschah in einem Jahre, wo man nur eben durch die größten Aufopferungen der Regierung einer Hungersnoth entgangen war, so daß der König in's Mittel treten, das Opfer sich verbitten und, damit keine Provinz über ihre Kräfte angestrengt würde, die Lieferungen für angemessene Mittelpreise verhältnißmäßig auf das ganze Land vertheilen mußte."

Wir können solchen der Wahrheit streng getreuen Berichten noch mancherlei kleine Charakterzüge hinzufügen, welche die damalige Stimmung beweisen. Kaum hatte sich die Nachricht verbreitet, das Cabinet werde eine entschiedene Politik verfolgen, da kamen die beurlaubten Soldaten freiwillig, ungerufen zu ihren Regimentern zurück, mit Freude im Herzen, daß sie nun endlich auch gegen den allgemeinen Feind in's Feld ziehen sollten. Ein Unterofficier, welcher einen dreimonatlichen Urlaub erhalten hatte, um am Rhein eine ihm zugefallene Erbschaft zu ordnen, ließ sie im Stich, nahm sich nur das nöthige Reisegeld, und machte sich vom Rhein nach Königsberg, wo sein Regiment stand, auf den Weg, ohne daß sein Urlaub abgelaufen oder seine Erbschaft geordnet war.

Der Sinn, von dem Alles beseelt war, zeigte sich unter an=

derm auch oft bei den Theater-Vorstellungen in Berlin. Jede Stelle, welche irgend eine politische Anspielung enthielt oder eine patriotische Deutung zuließ, wurde mit so lebhaftem und stürmischem Beifall aufgenommen, daß den Schauspielern mancherlei, insbesondere das Extemporiren untersagt werden mußte. „Wallensteins Lager" und der „politische Zinngießer" waren damals die Lieblingsstücke des Publikums: in dem letztern wußte besonders der berühmte Schauspieler Unzelmann die Zuhörer mit seinen politischen Extemporationen zu unterhalten. Man untersagte es ihm, er unterließ es indeß nicht, und dabei ereignete sich einmal folgende Scene. Unzelmann hatte eben wieder von den verbotenen Früchten dem Publikum geboten, das heißt eine politische Anspielung gemacht, die nicht in seiner Rolle stand, und der mit ihm auf der Bühne agirende Schauspieler, darüber ein wenig besorgt, flüsterte ihm zu: „Das kostet Strafe!" „Das kostet Strafe?" widerholte Unzelmann ganz laut, „meinetwegen! Welcher Patriot brächte heutzutage nicht gern sein Scherflein zum Altar des Vaterlandes!" Der Beifallsruf des Publikums lohnt ihn für diese Worte, während der andere Schauspieler ihm noch leise sagt: „Sie werden gewiß noch eingesteckt." Und abermals wiederholt Unzelmann: „Ich werde eingesteckt? Thut nichts, besser preußisch eingesteckt als französisch hohngeneckt!" Das ganze Publikum gab seine Freude an diesen Worten von neuem zu erkennen. —

Wir haben noch nachzuholen, wie sich Napoleon den preußischen Rüstungen gegenüber verhielt, welche in der Mobilmachung enthalten waren. Er hatte seinen Gesandten in Berlin beauftragt, nach dem Grunde dieser Maßregel zu fragen; Haugwitz antwortete, die Uebergriffe der französischen Politik in Deutschland, der Inhalt der geheimen Unterhandlungen, welche Napoleon mit England geführt, seien Veranlassung genug für Preußen, sich in Vertheidigungszustand zu setzen. Auf diese Nachricht hin benutzte Napoleon einen

seiner diplomatischen Kunstgriffe, er hüllte sich in Schweigen, richtete indeß bereits die Spitzen seiner Corps gegen Preußen. Er hatte übrigens wenig Lust zu einem Kriege. Das preußische Cabinet hatte den bisherigen Gesandten von Paris abberufen, und an seiner Statt einen Herrn von Knobelsdorf dahin gesandt, der ebensosehr als Franzosenfreund wie als Anhänger des Friedenssystems für Preußen bekannt war. Man wollte Napoleon dadurch täuschen, es gelang indeß nicht. Er empfing den neuen Gesandten am 7. Sept., beklagte sich sehr über die Rüstungen Preußens und fügte dann, mochte er es nun ehrlich mit diesen Worten meinen oder nicht, hinzu, er sei durchaus gegen eine Störung der freundschaftlichen Beziehungen zu Preußen; am 11. September wiederholte er dem Gesandten, der befohlene Marsch der französischen Truppen gegen den Rhein solle sistirt werden, sobald Preußen seine Rüstungen einstelle, und noch am 9. September hatte er seinen die französischen Truppen in Deutschland commandirenden Generalen die bestimmte Weisung zugehen lassen, all' und jeden Zusammenstoß mit den preußischen Truppen zu vermeiden. Unter dem 12. September schrieb Talleyrand im Auftrag Napoleons an den französischen Gesandten in Berlin: „Wenn Preußen entwaffnet, wird der Kaiser keinen Groll wegen des Vorgefallenen hegen und die bisherigen politischen Verbindungen, dieselben Gefühle, welche bisher zwischen ihm und Preußen bestanden, wieder aufnehmen. Unterlassen Sie indeß nicht zu erklären, daß wir eine sofortige Entwaffnung verlangen, und daß ein jeder verlorene Tag ein Jahrhundert ist."

Inzwischen hatte Napoleon alles für den Fall eines Krieges vorbereitet, nicht so Preußen. Hatte es auch seine eigene Macht gerüstet, so hatte es doch unterlassen, diese durch Bundesgenossen zu stärken. Erst am 18. September hatte sich das preußische Cabinet an Rußland gewandt: Der Kaiser Alexander gab die Versicherung, in

Person mit einem Heere von 70,000 Mann zu rechter Zeit auf dem Schlachtfelde zu erscheinen, sei es am Rhein oder auch jenseits desselben. Die Entscheidung kam, die russischen Heere blieben aus.

Mit Oestreich stand die Sache schlimmer. Das östreichische Cabinet mochte eingedenk früherer Ereignisse es nicht ungern sehen, daß Preußen sein Theil an den Demüthigungen erhalte, welche der östreichische Staat in so zahlreichen Niederlagen und schlimmen Friedensschlüssen empfangen hatte. Also verweigerte Oestreich seine Hülfe, und das preußische Cabinet legte doch auf dieselbe ein so großes Gewicht, daß es sich nicht dazu verstand, den wahren Sachverhalt der Dinge in Bezug auf Oestreich bekannt werden zu lassen. Am 22. September bat der Fürst von Hohenlohe den König um Erlaubniß, zur Vereinigung mit den Oestreichern operiren zu dürfen; unterm 4. October noch frug derselbe commandirende General abermals wegen der Beihülfe Oestreichs an. Als Seitenstück zu diesen Täuschungen können wir hier noch einschalten, daß der Gesandte von Knobelsdorf, als Napoleon zur Armee abging, die gegen Preußen marschirte, in Berlin anfrug, ob er Napoleon nicht auf seiner Reise begleiten sollte.

Mit England befand sich Preußen noch im Kriege, auch hier zu spät suchte man sich zu einigen, ohne daß das Resultat einer entschiedenen Beihülfe daraus hervorging.

So hatte Preußen außer den entfernt in Aussicht stehenden russischen Truppen keine andern Alliirten, als den Churfürsten von Hessen und den Churfürsten von Sachsen. Der erstere fiel noch vor der Katastrophe von dem Bündniß ab, der andere ließ seine Truppen zu den preußischen Corps stoßen.

Die Entscheidung war nahe, die Verhältnisse hatten sich so verwirrt, daß eine friedliche Ausgleichung nicht mehr möglich war. Der preußische Gesandte wurde aus seinem Irrthume ge-

rissen, er erhielt den Auftrag, eine Note zu überreichen, in welcher dem Kaiser ein Ultimatum folgenden Inhaltes gestellt wurde: Die französischen Truppen räumen ungesäumt, spätestens bis zum 8. Oct. Deutschland. — Frankreich legt der Bildung eines norddeutschen Bundes kein Hinderniß mehr in den Weg; dieser Bund darf alle die deutschen Länder umfassen, welche nicht in der Gründungs-Akte des Rheinbundes als dessen Mitglieder genannt sind. — Es wird unverzüglich eine Unterhandlung über alle noch streitigen Punkte eröffnet, wobei für Preußen die Zurückgabe der Abteien Essen, Werden und Elten und die Trennung der Stadt Wesel von dem französischen Reiche die Präliminar-Artikel sein müssen.

Napoleon verwarf das Ultimatum, der Krieg war erklärt. —

Wir haben erzählt, daß die Königin Luise von Pyrmont nach Charlottenburg zurückgekehrt war. Die Jahre des Krieges, welche über Deutschland hereingebrochen waren, hatten ihr Herz oft mit Kummer erfüllt: war auch das eigene Land noch davon verschont geblieben, so nahm sie doch den lebhaftesten Antheil an den traurigen Folgen, wie sie befreundete Fürstenhäuser und die umliegenden Länder von dem Uebermuth der Franzosen zu erfahren hatten. Ein Herz voll wahrer, echter Menschenliebe, wie das ihrige, konnte für das Beileid, für die Theilnahme keine Grenzen anerkennen: in die stille Freude ihres so glücklichen Familienkreises wie in die selten entfaltete Pracht ihrer königlichen Würde drängten sich die Klagetöne des Unglücks, nach dessen Vaterland sie ja nirgend fragte, konnte sie es nur durch die That oder wenigstens durch Trost lindern. Jetzt nun war der böse Geist des Krieges dem eigenen geliebten Lande nahe, mit ihm sein Gefolge, der Tod, das Unglück, die Armuth, die Treulosigkeit. Sie schauderte im tiefsten Herzen vor der Nothwendigkeit des Krieges zurück, und doch blieb ihr nichts übrig als diese Nothwendigkeit anzuerkennen. Das war

es, was ihr so vielen Kummer bereitete — eine Waffe, die der Gegner so schmählig, so erbärmlich gegen sie selbst anwendete, die Angriffe nämlich, welche französische Schriftsteller gegen die Person der Königin als der Trägerin der feindlichen Gesinnungen Preußens gegen Frankreich richteten, diese Waffe traf sie nicht. An dem strahlenden, undurchbrechlichen Schilde der reinsten Seele, des liebevollsten und edelsten Gemüths mußten so stumpfe Pfeile resultatlos abprallen, und wenn es auch der Uebermacht der feindlichen Kriegführung gelang, Preußens König für nicht lange Zeit auf dem Schlachtfelde zn überwinden — der König und seine Gemahlin waren als Menschen stets die Sieger Napoleons, und als dieser auf der Spitze seines Schlachtenruhms stand, als ihm von dem unerklärlich waltenden Geschick die Gewalt über ganz Preußen in die Hände gegeben war, da sind Friedrich Wilhelm und Luise ihm an wahrer Seelengröße so überlegen gewesen, daß er nicht gewagt hat, Preußens Monarchen persönlich zu beleidigen und zu kränken, wie er das oft genug andern Fürsten entgegen gethan hat. —

Der König verließ Berlin am 21. September in Begleitung der Königin, um sich nach Naumburg zu begeben, dort sollten die letzten Zurüstungen des bevorstehenden Kriegs vollendet werden. Ein Unglück verkündendes Vorzeichen ereignete sich an diesem Tage: auf dem Giebel des Zeughauses, dem Palais des Königs gegenüber, stand eine Statue der Bellona, sie stürzte herab und brach den rechten Arm. —

Der Feldzugsplan des Königs war anfangs, mit der Hauptarmee den Thüringer Wald zu übersteigen, nach dem Main zu vorzudringen und dort dem Feinde eine Hauptschlacht zu liefern, später wurde dieser Plan geändert und beschlossen, den Thüringer Wald nicht zu übersteigen. Ueber die Stellung der preußischen und

mit ihnen verbundenen sächsischen Truppen werden wir weiter unten so weit als nöthig berichten. Hier wollen wir etwas einschalten, was dem eigentlichen Inhalt unseres Buches näher liegt, eine Unterredung, welche die Königin am 9. October einem Berichterstatter jener Tage, dem früher in preußischen, damals in östreichischen Diensten stehenden Hofrath Gentz gestattete. Gentz war einer Einladung des Ministers Haugwitz gefolgt, und war am 3. October in Naumburg eingetroffen, am folgenden Tage ging er über Weimar nach Erfurt, am 9. erhielt er die erbetene Audienz. Er berichtet darüber Folgendes:

„Ich verließ Naumburg um 7 Uhr Morgens, der Weg nach Auerstädt bot eines der feierlichsten Schauspiele, die ich in meinem Leben gesehen. Der König und die Königin saßen in einem verschlossenen Wagen, von zwanzig andern gefolgt, und waren von allen Seiten von Truppen, Kanonen und Geschützwagen umringt. Großartig war der Anblick. In dem Augenblick passirte der Wagenzug die Brücke zu Kösen und die Höhen, welche dies Städtchen umgeben; der Gedanke aber, daß die Herrscher einer Schlacht zueilten, deren glücklicher Erfolg eine europäische Umänderung hervorbringen mußte, während andererseits ein entgegengesetzter Ausgang die letzte Friedenshoffnung für so viele Länder zerstören würde, machte diesen Marsch zugleich Ehrfurcht gebietend und Trauer erregend.

Donnerstag, den 9. October, um 9 Uhr Morgens erhielt ich Zutritt bei Ihrer Majestät der Königin. Mit den Gefühlen, die sich meiner nun bereits bemeistert, und nach Allem, was ich gesehen und gehört — mit noch matteren Hoffnungen, als die waren, die ich bei meiner Ankunft im Hauptquartier gehegt hatte, und mit der innern Angst, die mit jedem Augenblick an Stärke gewann, vermuthete ich (ich muß es frei bekennen) keine große Be-

friedigung von dieser Audienz. Meine Ahnung trügte; denn anstatt mich bekümmerter zu machen, tröstete und erleichterte mich diese Audienz; und wäre das Vertrauen nicht schon in zu weite Ferne entschwunden gewesen, es hätte bei dieser Veranlassung zurückkehren müssen.

Schon seit einem Jahre hörte ich beständige Lobpreisungen dieser Fürstin; ich war daher ganz darauf vorbereitet, sie anders zu finden; als ich sie mir früher gedacht. Die feinen erhabenen Eigenschaften aber, die sie während einer dreiviertelstündigen Unterhaltung jeden Augenblick entwickelte, hatte ich nicht erwartet. Sie berathschlagte mit Präcision, Selbstständigkeit und Energie, zu gleicher Zeit eine Klugheit offenbarend, die ich selbst bei einem Manne bewunderungswürdig gefunden hätte; und doch zeigte sie sich bei Allem, was sie sagte, so voll tiefen Gefühls, daß man keinen Augenblick vergessen konnte, es sei ein weibliches Gemüth, dem man hier Bewunderung zolle. Nicht ein Wort, das nicht zum Zwecke gehörte — keine Reflexion, keine Gefühlsäußerung, die nicht in vollkommenster Harmonie gestanden mit dem allgemeinen Gegenstande der Besprechung, so daß eine Kombination von Würde, Wohlwollen und Eleganz, wie ich mich etwas Aehnlichen nie zuvor entsinne, das Resultat war.

Ihre erste Frage war, was ich von diesem Kriege denke, und welche Ansichten ich hege, unmittelbar hinzufügend:

„Ich frage nicht, um Muth zu schöpfen — das habe ich Gott sei Dank nicht erst nöthig! Zudem weiß ich ja, daß, wenn Sie auch eine ungünstige Meinung von der Sache hegten, Sie mir dieselbe sicher nicht kund thun würden. Allein wissen möchte ich doch gern, worauf die Männer, die in der Lage sind, den Stand der Dinge zu beurtheilen, ihre Hoffnungen gründen, um dann zu sehen, ob deren Beweggründe mit den meinen übereinstimmen."

Ich suchte Alles hervor, was sich mir selbst bei dieser Frage von der schönen Seite bot. Besonderen Nachdruck legte ich auf den Zustand der öffentlichen Meinung, auf die günstige Neigung von Seiten der Zeitgenossen, und auf die eifrigen Wünsche, die von allen Parteien Deutschlands dahin getheilt würden, daß ein günstiger Erfolg Preußens Unternehmung krönen möge.

Die Königin bemerkte, sie habe schon seit langer Zeit Befürchtungen darüber gehegt, in welchem Lichte die öffentliche Meinung (und vor Allem die der andern Länder) diesen Feldzug betrachten möchte, da sie wohl wisse, daß die Gesinnungen gegen Preußen nicht die günstigsten seien; jedoch habe sie seit einigen Wochen in dieser Beziehung Erfahrungen gemacht, die ihr wieder großes Vertrauen eingeflößt hätten. Sie fuhr fort:

„Sie kennen die Vergangenheit besser als ich; aber ist jetzt nicht der Augenblick, wo sie vergessen werden sollte?"

Freimüthig sprach sie hierauf über den Krieg von 1805; und obgleich sie hierbei in dem, was sie sagte, geheimen Verdacht und düstere Ahnung kundgab, so war doch auch dies keineswegs der mindest interessante Theil unserer Unterhaltung. Ich erstaunte über die Genauigkeit, mit der sie jedes Ereigniß kannte, jedes Datum citirte und selbst auf die unbedeutendsten Umstände aufmerksam machte. Tiefen, unerlöschlichen Eindruck machten aber auf mich die liebenswürdigen, tiefen Gefühle, die sie offenbarte, als sie auf das Mißgeschick des Hauses Oestreich anspielte. Mehr als einmal sah ich dabei ihre Augen voll Thränen.

Mit großer Zartheit und vieler Theilnahme erkundigte sie sich hierauf nach verschiedenen, mich persönlich angehenden Verhältnissen, die ich so gut, als ich konnte, darzulegen versuchte; und in Beziehung auf den Kaiser und die Kaiserin äußerte sie sich in Worten,

wie ich sie unter ähnlichen Umständen gewünscht haben würde auf den König und sie selbst angewendet zu sehen.

Ich fühle, daß diese und noch andere Stellen in diesem Tagebuche, wegen ihres merkwürdigen Zusammentreffens mit nachfolgenden Ereignissen, wohl den Verdacht erregen können, als seien sie in späterer, als der hier angegebenen Zeit geschrieben. Allein hiergegen verwahre ich mich feierlichst und versichere, daß, abgesehen von einer sorgfältigern Durchsicht, Alles hier steht, wie ich es in meinem Tagebuche aufgezeichnet habe, und buchstäblich Wort für Wort von den Bemerkungen kopirt ist, die ich noch an dem Tage des Gesprächs, und höchstens drei Stunden nachher niedergeschrieben habe.

Am meisten machte auf mich die gewiß nicht zufällige Thatsache Eindruck, daß trotz aller Einzelheiten, auf welche sie in Beziehung auf den Feldzug einging, des Feldmarschall-Lieutenants Mack auch nicht ein einzes Mal Erwähnung geschah. Auch schien sie ausdrücklich zu wünschen, daß Alles vermieden werde, was berechnet sei, seinen Namen, ob in günstiger und ungünstiger Weise, anzuregen, so wie auch den des Oberanführers der (preußischen) Armee, auf welchen anzuspielen sie gleiche Abneigung zeigte; und wenn sie von verschiedenen Generälen dieser Armee sprach, wie vom Fürsten Hohenlohe, Prinzen Louis, Schmettau, Rüchel, Blücher und Tauentzien — so bemerkte ich, daß sie nie den Namen des Herzogs von Braunschweig nannte. Hierauf fragte sie mich, ob ich einen Artikel im Publicisten gelesen, in welchem man höchst unwürdige Auslegungen ihres politischen Benehmens gegeben habe. Ich hatte ihn nicht gesehen. Nachdem sie einige Redensarten daraus angeführt, rief sie aus:

„Gott weiß es, daß ich nie über öffentliche Angelegenheiten zu Rathe gezogen worden bin und auch nie danach gestrebt habe.

Wäre ich je darum befragt worden, so hätte ich — ich bekenne es offen — für den Krieg gestimmt, da ich glaube, daß er nothwendig war. Unsre Lage war so kritisch geworden, daß wir auf alle Gefahr hin verpflichtet waren, uns herauszuwickeln; es war dringend nothwendig, den Vorwürfen und dem Verdacht, welchen man gegen uns hegte, ein Ende zu machen. Aus einem Prinzip der Ehre und folglich der Pflicht, weit entfernt von aller selbstsüchtigen Berechnung, waren wir, so weit ich es verstehe, berufen, jenen Weg einzuschlagen."

In Beziehung auf die ihr angedichtete Parteilichkeit gegen die Russen sagte sie, es sei dies von allen die ungerechteste und widersinnigste Beschuldigung. Was den Eifer, die Hingebung und persönlichen Tugenden des Kaisers Alexander beträfe, so habe sie diesen stets alle Gerechtigkeit angedeihen lassen und werde dies auch immer thun; allein weit entfernt, Rußland als das Hauptwerkzeug zur Befreiung Europas zu betrachten, habe sie dessen Beihülfe nur immer als letzte Hülfsquelle angesehen, und sie sei fest überzeugt, daß die großen Rettungsmittel nur allein in der engsten Vereinigung aller Derer zu finden wären, die sich des deutschen Namens rühmten.

Man hatte sich seit einigen Tagen viel mit der Abneigung beschäftigt, welche die Königin offenbart hatte, das Hauptquartier zu verlassen. Die Meinungen waren sehr getheilt über diese Maßregel; indessen war doch die Mehrzahl gegen ihren längeren Aufenthalt hier. Sehr schätzenswerthe Männer theilten diese Ansicht, und es fehlte nicht an solchen, die diese Absicht ohne Rückhalt verdammten. So äußerte sich z. B. Lombard den Tag zuvor in den härtesten Ausdrücken hierüber. Allein auch die andere Meinung zählte tüchtige Männer als Vertheidiger, und unter diesen den General Kalkreuth, der mich in Auerstädt gebeten hatte, daß ich,

wenn sich mir dazu irgendwie Gelegenheit böte, gegen den Plan der Abreise der Königin sprechen solle. — „Ich weiß, was ich bitte — ihre Gegenwart ist von größtem Gewicht."

Es geziemte mir nicht, zwischen diesen beiden entgegengesetzten Ansichten zu entscheiden; Alles was ich zu sagen vermochte war, daß der Königin Benehmen während ihres Aufenthalts hierselbst auch vom leisesten Vorwurf frei blieb, offen, wie es immer gewesen war, und dabei eine Würde, Bescheidenheit und Klugheit, wie sie jede Fürstin ihres Ranges auszeichnen sollte, und wie man sie gewiß selten unter Umständen findet, wie die waren, in welche sie sich versetzt sah. Ich für meinen Theil glaube aber, daß ich, nachdem ich die Frage nach allen Seiten hin geprüft, und abgesehen von den Gefahren, denen sie sich aussetzte, die in ihren Augen aber kein Beweggrund waren, für ihr Dableiben gestimmt haben würde. Niemand vermochte dem König ihren Verlust zu ersetzen, und da sie nicht öffentlich erschien, auch keine Ansprüche darauf machte, so überwogen die Vortheile ihrer Gegenwart alle Einwürfe. Da ich nun so viele Reden über diesen Gegenstand mit angehört hatte, war ich begierig, Erkundigungen über deren Ursprung einzuziehen, und die günstige Gelegenheit ergreifend, zu der Königin zu sagen:

„Ich habe bemerkt, daß man sich in Dresden sehr mit der Aussicht beschäftigt, Ihre Majestät zu bewegen, einige Tage länger daselbst zu verweilen."

Darauf antwortete sie: „Ich bekenne, daß unter anderen Verhältnissen ein längerer Aufenthalt in Dresden mir großes Vergnügen gewährt hätte; allein jetzt könnte ich mich desselben nicht erfreuen — mein Gemüth ist zu voll ernster Betrachtungen, und zudem weiß ich nicht, wie meine Stellung werden könnte. Uebrigens unterwerfe ich mich bei dieser, wie bei allen andern Gelegen-

heiten ganz des Königs Willen. Ich fürchte mich auch vor den beunruhigenden Gerüchten, denen man in größerer Entfernung von der eigentlichen Scene stets ausgesetzt ist. Auch wissen Sie ja, wie thätig gerade in diesem Augenblicke der böse Wille ist."

Den Tag zuvor hatte sie zu Herrn von Goetzen gesagt:

„Wie ist es möglich, daß man mich nach Berlin verbannt? Ist es denn so wünschenswerth, daß ich Kunde von den Vorgängen des Kriegs durch des Herrn von Bray Hände erhalte?"

Dann sagte sie freimüthig, daß, sofern es von ihr abhänge, sie bleiben werde.

„Der König hat mir zum Glück erlaubt, ihn morgen zu begleiten, und ich werde ihn nicht eher verlassen, als bis er es wünscht."

Sie sagte durchaus Nichts, was auf mich persönlich Bezug hatte, weder im Anfang, noch während des Verlaufs dieser Audienz; ein der vollkommensten Würde durchaus angemessener Umstand. Nur erst, als ich mich empfahl, beehrte sie mich mit einigen gütigen Worten; aber es geschah mit so vollendeter Anmuth, daß ich diese Worte nie vergessen werde. Die Herzogin von Hildburghausen, der Königin Schwester, war während der ganzen Audienz gegenwärtig." —

Der König glaubte dem Lande, der Armee, dem ganzen Deutschland und Europa eine Darlegung der Beweggründe schuldig zu sein, welche ihn zu dem Kriege veranlaßten, und erließ am 9. October ein Manifest, welches er zugleich begleitet von den oben erwähnten nochmals wiederholten Forderungen an Napoleon sandte. Dieser war am 24. September von Paris abgereist, am 2. October in Aschaffenburg eingetroffen und begab sich von da nach Bamberg, wo er diesen Brief Friedrich Wilhelms erhielt. Am 8. October erhielt man im preußischen Hauptquartier sichere Kunde, daß die Hauptmacht der Franzosen bei Bamberg stehe, daß

ein unter Tauentzien bei Schleitz stehendes Corps den ersten Angriff zu bestehen haben werde; am andern Tage wurde es angegriffen und geschlagen.

Es war dies die Einleitung zu dem großen Trauerspiel, dem noch ein anderes Vorspiel am nächstfolgenden Tage, dem 10. October, 'bei Saalfeld vorausgehen sollte. Es stand eine 8000 Mann starke preußisch-sächsische Vorhut unter dem Befehl des Prinzen Louis Ferdinand bei Rudolstadt. Der Prinz hielt es auf die Nachricht von dem verlornen Gefecht bei Schleitz hin für nöthig, den Paß von Saalfeld zu besetzen und zu vertheidigen.

Prinz Louis Ferdinand, der Neffe Friedrichs des Großen, war eine der ausgezeichnetsten Gestalten am Hofe wie in dem Officier-Corps der ganzen Armee. Er vereinigte reiche geistige Begabung mit einer seltenen Anmuth und Schönheit des Aeußern, von seinem persönlichen Muthe hatte er bereits in den früheren Feldzügen glänzende Proben abgelegt. Erzählen wir hier nur eine derselben.

Es war am 14. Juli 1793, als dieser Prinz, der in jenem Feldzuge nur nach dem Kampfe frug, mochte derselbe von den preußischen oder östreichischen Truppen geführt werden, mit dem Regiment Pellegrini einen kurzen Angriff auf die Franzosen machte. Das Regiment wurde zurückgeworfen, im Rückzuge ruft ein verwundeter östreichischer Soldat seine weichenden Kameraden an, ihn mitzunehmen, ihn nicht in die Hände der Feinde fallen zu lassen. Sein Rufen ist vergebens, ein Jeder denkt nur an seine eigene Rettung, der Prinz fordert umsonst auf, daß man dem Verwundeten zu Hülfe komme, er bietet eine Belohnung, doch Niemand will sie verdienen, Niemand will sich dem heftigen Feuer des Feindes aussetzen. Da ruft der Prinz: „Nun denn, wenn Niemand von Euch sich des armen Kameraden erbarmen will, so will ich Euch zeigen, was Soldatenpflicht ist!" und mit diesen

Worten durcheilt er unter den ihn rings umpfeifenden Kugeln einen weiten Raum, hebt in nächster Nähe des nach dem durch seine Uniform besonders kenntlichen Officier heftig feuernden Feindes den Verwundeten auf und bringt ihn glücklich zu seinem Regiment zurück.

Dieser Prinz also war es, der sich bei Saalfeld den Franzosen entgegenstellte und hier seinen Tod finden sollte. Er hatte seinem Vorgesetzten, dem Fürsten Hohenlohe, sowie dem Herzog von Braunschweig Meldung von seiner Absicht gemacht und hatte für den Fall, daß der Feind eine zu große Uebermacht entwickele, um Unterstützung gebeten. Die große Verwirrung, in welcher sich die ganze Armee befand, trug die Schuld, daß diese Meldungen verloren gingen. Am 10. October, Vormittags um 10 Uhr, begann das Gefecht. Dem Prinzen gegenüber kommandirte der General Lannes eine sehr starke Uebermacht, die beinahe fünf Mal stärker war, als des Prinzen Corps. Nach einem fünfstündigen Gefecht waren die Franzosen Sieger, das ganze preußisch-sächsische Corps zerstreut und in die Flucht geschlagen, des Prinzen Leichnam, von dreizehn Wunden zerfetzt, blieb auf dem Schlachtfelde liegen. Er hatte wohl den Tod gesucht, treu einem Entschluß, den er vier Wochen früher in einem Briefe an seine Freundin Rahel ausgesprochen hatte. Er schrieb am 11. September an sie: „Heute hatten wir hier ein Rendezvous der drei verschiedenen Avantgarde-Chefs, der General Blücher und Rüchel und ich; morgen geht Jeder an seine Bestimmung. Ein Wort gaben wir uns Alle, ein feierliches, männliches Wort — und gewiß soll es gehalten werden — bestimmt das Leben daran zu setzen und diesen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet, oder politische Freiheit und liberale Idee auf lange erstickt und vernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben."

Er hat ihn nicht überlebt! — ein anschauliches Bild von diesem Prinzen findet sich in der Lebensgeschichte Stein's. Es heißt darin: Von großer schlanker Gestalt, schön gebaut, hatte der Prinz Louis Ferdinand von Preußen seine edle Züge, hohe Stirn, wenig gebogene Nase, blaue Augen von dreistem Blick, lebhafte Farbe, blond gelocktes Haar; eine vornehme Haltung, festen Gang und eine Art Brust und Kopf zu tragen, worin von Stolz und Selbstgefühl gerade so viel war, als dem Prinzen und dem Soldaten geziemte. In hohem Grade geistreich, voll feiner Lebensbildung, voll Witz, Beredtsamkeit und Talent mancher Art, konnte er unter anderen auf dem Klavier für einen Virtuosen gelten. Gleichsam als wäre er der erstgeborene Sohn des Kriegsgottes, besaß er einen unermeßlichen Reichthum von Herzhaftigkeit und kühner Entschlossenheit; sein Muth war das Gefühl des Helden, ein wahres Bedürfniß der Größe. —

Die Nachricht von dem unglücklichen Gefecht bei Saalfeld und dem Tode Louis Ferdinands vermehrte die trübe Stimmung, welche sich beinahe der ganzen preußischen Armee bemächtigt hatte. In der Wahl des Obercommando's war ein Mißgriff geschehen, der die fürchterlichsten Folgen nach sich zog. Ein detaillirter Kriegs- und Schlachtplan war nicht zu Stande gekommen, die Truppen, durch nutzlose Hin- und Hermärsche auf's Höchste ermüdet, wurden vermöge der allgemein herrschenden Unordnung sehr schlecht verpflegt, die höheren Officiere erkannten nur zu sehr die geringe Befähigung des Höchstcommandirenden, und diese Erkenntniß brachte einen Geist der Unentschlossenheit und Spaltung hervor, welcher jederzeit höchst gefährlich ist, noch mehr freilich am Tage vor der Schlacht.

Der Herzog von Braunschweig hatte, ganz ohne specielle Kenntniß von der Stellung des Feindes, die Absicht, bei Weimar

ein Lager zu beziehen. Der bereits erwähnte Berichterstatter führt über den Eindruck, den diese Absicht auf die Armee machte, sehr interessante Data an, die wir hier mittheilen wollen. Gentz befand sich am 11. October in Weimar, und machte dem General Kalkreuth einen Besuch, während dessen eine Deputation von Officieren eintrat. „Es waren Männer ausgezeichnet durch Verdienst, Rang und Talent. Einer von ihnen nahm das Wort. „Wir kommen," sagte er, „im Namen aller ehrenvollen Männer in der Armee, um Ew. Excellenz zu bitten, sich unserer Lage anzunehmen. Schon hat man dem König die Hälfte seiner Krone entrissen — „Halt, meine Herren! wie so das?" unterbrach sie der General. „Ja! Excellenz, die Hälfte seiner Krone. Wir wissen, was wir sagen, und auch die andere Hälfte wird er binnen kurzem verlieren, wenn der Herzog von Braunschweig das Kommando noch länger behält. Die Unzufriedenheit ist auf das Höchste gestiegen; wir können für nichts stehen, wenn nicht Mittel aufgefunden werden, den König von dieser Lage der Dinge in Kenntniß zu setzen. Auf Ew. Excellenz nun haben wir voll Vertrauen unsere Blicke gerichtet und hoffen, daß Sie diesen Auftrag übernehmen und die Sache leiten werden. Nicht eher können wir uns beruhigen, als bis wir erlangt haben, um was wir hier bitten." Einzelne der Officiere suchten die Motive zu erläutern, welche sie zu diesem Schritt bewogen hätten. Sie tadelten die Idee, bei Weimar ein Lager aufzuschlagen, und sprachen sich über die Gründe, welche den Herzog dazu veranlaßt haben möchten, mit Verachtung aus. Auch versicherten sie, um die Verwirrung vollständig zu machen, der Herzog habe sich sogar mit seinem Günstling, dem Oberstlieutenant Scharnhorst, wegen dieser Maßregel entzweit. Sie fügten hinzu: der Oberbefehlshaber wisse weder, was er thue, noch was er thun wolle, noch wo er sei, noch wo er hingehen werde; von einem

Ende der Armee zum andern seien die außerordentlichsten Gerüchte im Umlauf.“

Der General strengte sich an, diese Deputation zu beruhigen, ihr die Unmöglichkeit auseinanderzusetzen, dem König ein solches Verlangen zu hinterbringen. Als sie weggegangen, sprach er sich indeß ganz entschieden über die Lage der Dinge gegen Gentz aus. Dieser erzählt darüber: „Diese mich tief ergreifende Scene gab Veranlassung zu einem längeren Gespräch, in welchem der General Kalkreuth mir meinen letzten Hoffnungsschimmer benahm. Ich erfuhr, daß der Herzog von Braunschweig nicht nur gar keinen festgestellten Plan in Hinsicht der allgemeinen Direction der Operationen habe, sondern daß er auch von der Leitung der Details nichts verstehe. Er ermüde die Truppen mit seinen verwirrten, widersprechenden Befehlen durch nutzlose Märsche und Gegenmärsche, durch schlechte Arrangements hinsichtlich der Kantonirungen, der Verpflegung u. s. w. Er äußerte gegen mich, er sei, obgleich es Niemand ahne, überzeugt, daß die Franzosen mit bedeutenden Streitkräften auf Leipzig marschiren würden, „und,“ fügte er hinzu, „wenn man es zuläßt, daß sie die Kösener Brücke besetzen, so ist ganz Sachsen verloren, und was sich dann ereignet, werden wir bald genug sehen.“ Ferner erklärte er, daß er des Herzogs von Braunschweig Entschluß, die Armee bei Weimar zu concentriren, für eine noch größere militairische Unwissenheit halte, als die des Generals Mack bei Ulm, denn alle preußischen Magazine lägen jenseits der Saale in Naumburg, Weißenfels, Merseburg, Halle u. s. w., und er verdamme sich so freiwillig zum Hungertode binnen wenigen Tagen. Kurz, offen verkündigte er mir, daß er, wenn am nächsten Tage nicht irgend eine Veränderung stattfinde, sehr fürchte, ein großer Theil der Truppen werde am gewiß nicht mehr fernen Tage der Schlacht, der Beschwerden und des

Elends müde, nur indifferent seine Schuldigkeit thun. Es war das erste Mal, daß ich bei dieser Gelegenheit ein Wort von so furchtbarer Bedeutung aussprechen hörte."

So und mit noch viel inhaltsschwereren Worten schildert ein kluger und aufmerksamer Berichterstatter die Lage der Dinge in jenen Tagen des nahenden Unglücks.

Ein Zwischenfall hätte sie noch aufhalten können. Napoleon schrieb nämlich am 12. October von Gera aus einen Brief an Friedrich Wilhelm, worin er ihm, allerdings in wenig prägnanten Ausdrücken, nochmals die Möglichkeit des Friedens anbot, dieser Brief gelangte indeß zu spät in die Hände des Königs.

Napoleon kannte die Unentschlossenheit der preußischen commandirenden Generale nicht in ihrer ganzen Größe, er erwartete einen Angriff. Statt dessen traf der Herzog von Braunschweig andere Dispositionen. Der Fürst von Hohenlohe, welcher ein sehr starkes bei Jena stehendes Corps commandirte, bemerkte um Mittag des 13. October in der Stellung des Feindes einen günstigen Angriffspunkt, er befahl den Angriff, als in demselben Augenblick der Obrist Massenbach bei ihm erschien und eine Disposition des Oberbefehlshabers brachte. Sie lautete: „Die Hauptarmee marschirt am 13. in einer Kolonne divisionsweise mit Intervallen von zwei zu zwei Stunden links ab nach der Gegend von Auerstädt; am 14. schiebt sie eine Division gegen den Paß von Kösen vor und marschirt hinter derselben wiederum links ab nach der Brücke von Freiburg, passirt daselbst die Unstrut und bezieht auf den dortigen Höhen eine Stellung mit dem rechten Flügel an der Unstrut, mit der Front längs der Saale. Der General Rüchel rückt von Erfurt nach Weimar und bezieht mit seinem Corps die von der Hauptarmee verlassene Stellung. Der Herzog von Weimar erhält den Befehl, sich an ihn anzuschließen und die Verbindung zwischen dem Rüchel'schen und Hohen-

lohe'schen Corps zu machen. Der Fürst Hohenlohe bleibt vor der Hand in seiner Stellung bei Jena, detaschirt aber noch am 13. ein hinlängliches Corps nach Dornburg und Kamburg, um die Hauptarmee während des Marsches gegen jeden unvermutheten Anfall in der rechten Flanke sicher zu stellen."

Es war dies also ein Zurückgehen über die Unstrut und Saale nach der Elbe, der Feind bedrohte bereits den Rücken der Armee, man wollte sich den Rücken frei machen, Napoleon gewährte indeß die Zeit nicht mehr dazu.

Außer obiger geschriebenen Disposition erhielt der Fürst Hohenlohe noch die mündliche Weisung, durchaus nicht anzugreifen, und so ging denn der Vortheil verloren, welcher sich ihm am Nachmittag des 13. October geboten hatte.

Am Abend dieses Tages fand in Auerstädt ein Kriegsrath statt, der König, der Herzog von Braunschweig, der Feldmarschall Möllendorf, die Generale Kalkreuth, Phull, Schmettau, Wartensleben und die Obersten Kleist und Scharnhorst waren zugegen. Niemand glaubte an eine Schlacht für den folgenden Tag, der Kanonendonner des kommenden Morgens traf die Oberbefehlshaber ohne irgend welche Disposition.

Früh um 6 Uhr begann diese Doppelschlacht, welche trotz aller Tapferkeit eines großen Theils der preußischen Truppen, trotz des Heldenmuthes, welchen mehrere preußische Generale entwickelten, an der Unfähigkeit der commandirenden Generale dem Genie des feindlichen Befehlshabers gegenüber so entschieden verloren ging.

Es liegt nicht innerhalb der Grenzen unseres Buches, eine Geschichte der Schlachten bei Jena und Auerstädt zu schreiben. Wir müßten denn die einzelnen Unglücksfälle, von denen die preußische Armee betroffen wurde, wie die tödtliche Verwundung des Oberbefehlshabers und andere mehr, eben so aber auch die zahl-

reichen Züge preußischen Heldenmuthes und großer Tapferkeit schildern, an denen der vierzehnte October durchaus nicht arm war. Wir begnügen uns, das Unglück des Tages zu berichten. Die preußische Armee, vollständig auf beiden Schlachtfeldern geschlagen, nahm ihren Rückzug nach Weimar; der König wurde genöthigt, den Degen zu seiner Vertheidigung zu ziehen, am andern Morgen sagte er zu Blücher: „Wir können uns gegenseitig Glück wünschen, daß wir so durchgekommen sind.“

Auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt fiel das alte Preußen, ein neues trat an seine Stelle. Auf die Schlachten bei Jena und Auerstädt folgte sieben Jahre später in beinahe denselben Tagen des October die Schlacht bei Leipzig, in welcher die Sieger in jenen Schlachten insbesondere durch die Tapferkeit ihrer damaligen Gegner überwunden wurden.

Preußen hat die Niederlage jener Doppelschlacht durch eine Reihe glänzender Siege aus den Büchern der Geschichte beinahe herausgerissen — es war nöthig, bei Jena geschlagen zu werden, wollte man den Sieg von Leipzig erringen.

Zehnter Abschnitt.

Bis zum Frieden von Tilsit.

Die Königin hatte am Morgen des 14. October das Hauptquartier verlassen. Der Tod des Prinzen Louis Ferdinand hatte sie sehr erschüttert, die allgemeine Befürchtung eines weiteren schlimmen Verlaufs der Dinge hatte zwar ihre edle Seele nicht so umfangen, indeß litt sie in diesen Tagen unendlich im tiefsten Innern — sie war nicht allein Königin, sie war auch Gattin, Gemahlin eines von ihr mit so unbegrenzter Liebe verehrten Mannes, den sie jetzt verlassen, den persönlichen wie den allgemeinen Wechselfällen des Krieges anheimgegeben wissen sollte, ohne daß ihr der Schmerz der Entfernung von ihm und alle Qualen der daraus hervorgehenden Besorgniß zu ersparen waren.

Sie trat also am Morgen des Unglückstages ihre Rückreise nach Berlin an. Der General Rüchel schreibt über diese Abreise: „Bei der wachsenden Gefahr bat ich die Königin Majestät inständigst, nur abzureisen und sich nicht in eine, bei der größten Vorsichts-

maßregel dennoch nicht zu berechnende Verlegenheit zu versetzen. Ihre Majestät nahmen meinen Vorschlag gnädigst an, und ich entwarf nach der bei mir habenden Karte Allerhöchstdero Reiseroute und Quartier, über Mühlhausen, die Chausee von Seesen, Braunschweig und Magdeburg nach Berlin; auf dem Weimarschen Schlosse, in den Zimmern Ihrer Majestät. Welches die sonderbare Veranlassung gegeben hat zu der Aeußerung des Kaisers Napoleon: ich hätte mit der Königin von Preußen, dieser so bescheidenen als edlen Prinzeß, die stets mit Würde handelnd nie aus ihrem Geleise getreten ist, die Plane zu den Kriegsoperationen regulirt. — Ich warf mich angezogen nebst einem Adjutanten auf das Lager. Gegen Anbruch des Tages fehlten noch die nöthigen Pferde für die Königin Majestät, weil die Armee alles zu dem Marsche gebraucht hatte; ich ließ Haussuchung nach Pferden halten und ersetzte die fehlenden durch meine eigenen Pferde; ließ die ersten Stationen die Königin durch ein Cavallerie-Commando zur eigenen Sicherheit begleiten und verfügte mich nach dem Bivouac." —

Die Nachricht des über die Monarchie hereingebrochenen Unglücks ereilte die Königin noch vor Berlin. Wer wollte sich unterfangen, den Schmerz der königlichen Frau zu schildern! Sie, die seit Jahren ihre Theilnahme an dem unglücklichen Geschick der Nachbarländer in eben so edler wie umfassender Weise ausgesprochen, die ein Jahr vorher, zur Zeit, als die östreichischen Heere von Napoleon geschlagen wurden, zu ihrem ältesten Sohne, dem Kronprinzen, als er zum ersten Male vor ihr in Uniform erschienen, die denkwürdigen Worte gesprochen hatte: „Ich hoffe, daß an dem Tage, wo Du Gebrauch machst von diesem Rock, Dein einziger Gedanke der sein wird, Deine unglücklichen Brüder zu rächen." — Diese Königin, welche den Frieden und seine Segnungen für ihr Land über alles hochschätzte, diese Frau, welche ihrem Gemahl mit

einer in Königspalästen so seltenen Liebe zugethan war — sie sah jetzt auf einmal ein unbeschreibliches, unermeßliches plötzliches Unglück inmitten der Trümmer ihres Glückes stehn. Diese dunkle Hand sollte für sie die Hand des Todes werden!' . . .

Unter den Einflüssen der Nachricht von der unglücklichen Schlacht, der von Tag zu Tag die Kunde neuer Unglücksfälle folgte, setzte die Königin ihren Weg nach Stettin fort, da Berlin sehr bald von den feindlichen Truppen bedroht wurde. Da machte sich das Herz der königlichen Mutter gegen ihre älteren Söhne Luft: sie sprach die denkwürdigen Worte zu ihnen: „Ihr seht mich in Thränen; ich beweine den Untergang meines Hauses und den Verlust des Ruhmes, mit dem Eure Ahnen und ihre Generale den Stamm Hohenzollern gekrönt haben, und dessen Glanz sich über alle Völker verbreitete, die ihrem Scepter gehorchten. Ach, wie verdunkelt ist jetzt dieser Glanz! Das Schicksal zerstörte in einem Tage ein Gebäude, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet hatten. Es giebt keinen preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen National-Ruhm mehr: er ist verschwunden wie jener Nebel, welcher uns auf den Feldern von Jena und Auerstädt die Gefahren und Schrecken dieser unglücklichsten Schlacht verbarg. — Ach, meine Söhne, Ihr seid in dem Alter, wo Euer Verstand die großen Ereignisse, welche uns jetzt heimsuchen, fassen und fühlen kann: ruft künftig, wenn Eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in Euer Gedächtniß zurück; weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt in diesem schrecklichen Augenblicke dem Umsturze meines Vaterlandes weine! Aber begnügt Euch nicht mit den Thränen allein; handelt — entwickelt Eure Kräfte; vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf Euch nieder, befreiet dann Euer Volk von der Schande, dem Vorwurfe und der Erniedrigung, worin es schmachtet; suchet den jetzt verdunkel-

ten Ruhm Eurer Vorfahren von Frankreich zurückzuerobern, wie Euer Urgroßvater, der große Churfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden rächte. Lasset Euch, meine Prinzen, nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen; werdet Männer und geizet nach dem Ruhme großer Feldherren und Helden. Wenn Euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet Ihr des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrich unwürdig sein. Könnt Ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat." —

In Cüstrin traf die Königin mit ihrem Gemahl wieder zusammen, es war am zwanzigsten October in später Abendstunde, als das königliche Paar seit dem unglücklichen vierzehnten sich wiedersah.

Auf dem Wege von Stettin nach Cüstrin hatte die Königin zuerst eine jener Kränkungen erfahren, wie sie gemeine Seelen so gern der in ihren blöden Augen gefallenen Größe zufügen. In Bärwalde verlangte sie von dem Amtmann frische Pferde für ihren Wagen, welche auch herbeigeschafft werden sollten. Man wartete eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, ohne daß die Pferde kommen, endlich frägt der Kammerdiener einen am Hause stehenden Knecht, wo die Pferde blieben, und der Knecht antwortet: „Ja, die werden wohl gar nicht kommen, der Amtmann hat sie durch das hintere Thor auf das Feld hinausgejagt!" —

Der König und die Königin verweilten mehrere Tage in Cüstrin. In einem um jene Zeit geschriebenen Briefe heißt es unter anderm in Bezug auf diesen Aufenthalt: „Den 21. Oktober Vormittags, besahen der König und die Königin, vom Kommandanten Oberst von Ingersleben, geführt, die Wälle der Festung. Dies merk' ich besonders an, weil der Kommandant bei dieser Gelegen-

heit einen Beweis gab, wie vortrefflich er die Festung kenne. Als nämlich der König ihn nach dem Namen der Bastion, auf welcher sie sich gerade befanden, fragte, mußte er erst den Ingénieur de Place, Lieutenant Thinkel, herbeirufen, um von ihm den Namen derselben zu erfahren. Man muß hierbei in der That die Mäßigung und Güte des Königs bewundern, daß er einen solchen Festungs-Kommandanten, der nicht die geringste Kenntniß vom Platze hatte und sich auch nie darum bekümmerte, wie es in der Festung aussähe, nicht sogleich davonjagte. — Es war ein herzzerreißender Anblick, wie unsere theure Königin, in einen einfachen Reisemantel gehüllt, mit gesenktem Haupte neben dem König in tiefem Gespräche auf dem Walle daherschritt und die Gegenstände um sich herum nicht zu bemerken schien. Auch der Kommandant, der etwa hundert Schritte hinter ihnen herging, mußte dies sehen, und doch war dieser ehrlose Mensch im Stande, das schon so sehr gebeugte und bekümmerte königliche Paar zu verrathen! — Den 26. October Morgens, etwa um neun oder zehn Uhr, reisten der König und die Königin von hier ab. Traurig grüßten sie die umherstehenden Menschen; traurig blickten wir ihnen nach, denn mit ihnen schwand uns der beste Trost."

Mit ihnen war auch die Ehrenhaftigkeit des Kommandanten verschwunden, und eine namenlose Schurkerei trat an ihre Stelle. Dieser pflichtvergessene Officier hatte noch am Morgen des 26. October seinem Monarchen Wort und Hand gegeben, die Festung nach Kräften zu vertheidigen und am 1. November bereits übergab er sie, ohne daß ein Schuß gefallen, an den viel schwächern Feind. Der bereits erwähnte Brief berichtet über dieses Verbrechen: „Am 26. Abends sieben Uhr wurde Lärm geschlagen. Die Garnison mußte die Wälle besetzen; doch war es nur ein blinder Lärm, um die Garnison wachsam zu erhalten. Der König hatte noch vor

seiner Abreise dem Kommandanten gemessene Befehle gegeben, die Festung bis auf's Aeußerste zu vertheidigen, da man bei der Entfernung der russischen Armee Alles thun müsse, um den Feind aufzuhalten, damit jene erst sich sammeln und weiter vorrücken könne. Während die Garnison noch unterm Gewehr stand, erschien ein französischer Officier mit einem Trompeter vor der Festung. Er wurde eingelassen und zum Kommandanten geführt. Was seine Sendung eigentlich betraf, kann ich nicht angeben. Auffallend war es, daß er drei oder vier Dragoner vom Regiment Königin mitbrachte. Diese waren früher von den Franzosen gefangen genommen und wurden nun beritten und völlig bewaffnet in die Festung gebracht und dem Kommandanten übergeben. Was das für eine Bewandtniß, Ursache und Absicht hatte, weiß ich nicht, auch habe ich nachher nichts wieder von diesen Reitern gehört. Der französische Officier blieb ohngefähr eine Stunde beim Kommandanten und zog sich dann wieder zurück. — Den 31. October Nachmittags lief plötzlich das Geschrei durch die Stadt: die Franzosen sind da! — Und schon den nächsten Vormittag, den 1. November, fuhr der ehrlose Kommandant in Begleitung des Ingénieur de Place und eines Trompeters auf einem Kahn nach dem jenseitigen Ufer. Man sah in der Festung, wie der Kommandeur des kleinen französischen Belagerungs-Corps, ein Lieutenant oder Kapitain, ihm entgegenkam und das Gewehr vor ihm präsentiren ließ. Sie begaben sich sodann zusammen in ein in der Vorstadt gelegenes Haus und nach einiger Zeit kehrte der Kommandant, von einigen Franzosen begleitet, wieder zurück. — Ich glaube, es ist ohne Beispiel, daß der Kommandant einer Festung dieselbe verläßt, und mit dem Feinde außerhalb derselben unterhandelt! Kaum war er wieder in der Festung, so erhielt die Garnison den Befehl, sich auf dem Markte aufzustellen und vor dem Feinde das Gewehr zu strecken. Das

kleine Streifcorps, dem wider alles Vermuthen die Festung angetragen worden, ließ der Kommandant, da die Brücke zur Hälfte abgebrannt war, auf Kähnen übersetzen: eine leichte Mühe, da das ganze Corps aus höchstens 250 Mann bestand. Diese zogen in keinem brillanten Aufzuge auf den Markt, wo die 3500 — 4000 Preußen vor ihnen das Gewehr streckten. Der Anblick war herzzerreißend, empörend. Auf dem Markte wimmelte es von Menschen; der Platz war mit Gewehren, Patronen, Trommeln wie besäet. Viele der Soldaten schlugen von den Flinten die Kolben ab, um sie nur nicht ganz in des Feindes Hände zu liefern; viele Trommelschläger durchstachen ihre Trommeln, um sie unbrauchbar zu machen. In den Gesichtern Aller malte sich Verzweiflung, herber Schmerz und Erbitterung. Ein Theil der Officiere umringte den Kommandanten und überhäufte ihn mit Vorwürfen und Schmähreden, der wie ein Stock dastand, kein Wort erwiederte und an den Lippen kauete. Ein anderer Theil hing dem Schmerze nach und weinte bittere Thränen."

Das ist eine der Episoden aus jener unglücklichen Zeit, welche mit den Tagen von Jena und Auerstädt über Preußen heraufgezogen war. Wir wollen die übrigen mit wenigen Worten hier anführen, so schmerzlich es auch ist, fast nur Resultate der Ungeschicktheit, Unentschlossenheit, der Feigheit und des Verraths berichten zu müssen.

Die geschlagene Armee hatte ihren Rückzug auf Erfurt genommen. Erfurt wurde am 16. October dem Feinde übergeben, der nur mit einer Abtheilung Cavallerie vor der Festung erschienen war. Mehr als 10,000 Mann mit einer großen Anzahl Geschütz lieferten sich hier dem weitaus schwächeren Feinde in die Hände. Die Franzosen hatten nicht einmal Leute genug, um die Gefangenen zu bewachen, so wurden 10,000 Gefangene von kaum fünfhundert Franzosen escortirt. Ein tapferer Husaren-Lieutenant,

der später als Führer eines Freicorps bekannt gewordene v. Hellwig, überfiel diese Escorte mit 50 Husaren in der Nähe bei Eisenach, zerstreute sie und befreite die Gefangenen.

Der Fürst Hohenlohe hatte mit den gesammelten Truppen die Absicht, sich nach Stettin zu ziehen, am 28. October mußte er sich bei Prenzlau mit 10,000 Mann und 64 Geschützen dem Feinde ergeben. Hier war es wieder ein Prinz, August, der Bruder des bei Saalfeld gefallenen Louis Ferdinand, welcher die Ehre der preußischen Waffen rettete. Er führte ein wenig mehr als noch 200 Mann zählendes Grenadier-Bataillon, und versuchte, sich mit diesen wenigen Soldaten durch den weitüberlegenen Feind durchzuschlagen. Er schlägt den dreimaligen Angriff einer 2000 Mann starken Reitermasse zurück und setzt seinen Weg fort — erst als die Hälfte seiner Leute in den Morästen stecken geblieben, erst als die Munition ganz ausgegangen war, ergab sich die kleine muthige Schaar dem sie umringenden Feinde.

Die Kapitulation von Prenzlau war das Signal für die einzelnen versprengten preußischen Corps, sich ebenfalls zu ergeben. So kapitulirte der Oberst von Hagen am 29. October bei Pasewalk mit 4000 Mann; der Major von Höpfner übergab am 30. October 25 Stück Geschütze, welche von 600 Mann gedeckt waren, bei Boldekow an einen einzelnen französischen Officier, den er besonders für dieses Geschäft erst hatte herbeiholen lassen. Die Generale von Bila I. und II. ergaben sich am 1. November in Anclam mit mehr als 2000 Mann; der Major von Langwerth ergab sich am 3. November durch die Kapitulation von Wolgast, welche 500 Wagen und 3000 Pferde in die Hände des Feindes brachte.

Nur ein preußisches Corps war noch übrig, das des Generals Blücher. Blücher war in Verbindung mit dem Corps des Fürsten Hohenlohe marschirt, auf die Nachricht von dessen Kapitulation nahm

er seinen Weg in der Richtung nach Lauenburg an der Elbe, wo er sich festsetzen wollte. Am 3 November in Schwerin angekommen, fand er diesen Weg von Uebermacht verlegt, unter fortwährenden Gefechten wandte er sich nach Lübeck, wo er, verfolgt von 80,000 Feinden, mit 12—15,000 Mann ankam. Er verwarf nochmals die ihm mehrfach angebotene Kapitulation, am 6. November griff der Feind an, nach einem mörderischen Kampfe wurden die Preußen aus der Stadt geworfen. Blücher hatte die Hälfte seiner Truppen verloren, er mußte am andern Tage die Kapitulation annehmen, da an eine Fortsetzung des Kampfes nicht zu denken war. unterzeichnete am 7. November zu Ratkau unter denselben Bedingungen wie der Fürst Hohenlohe, fügte aber seiner Unterschrift die Worte hinzu: „Ich kapitulire, weil ich kein Brod und keine Munition habe."

Das war das letzte Corps der preußischen Armee, welches noch im Felde gestanden hatte. Die einzelnen Abtheilungen hatten sich wenigstens zum Theil noch geschlagen, alle hatten unter Entbehrungen aller Art, den angestrengtesten Märschen u. s. w. gelitten und wurden zumeist von Uebermacht bedroht — darum wiegen diese Kapitulationen wenigstens nicht so schwer in den Annalen der Geschichte, wie die Kapitulationen der Festungen, welche Schlag auf Schlag sich folgten. Diese Festungen waren theils noch gar nicht, theils nur schwach angegriffen, ihre Vertheidigung war indeß noch schwächer, und die einzelnen Kommandanten überstürzten sich förmlich mit der verrätherischen Uebergabe der ihnen anvertrauten festen Plätze an den Feind.

Daß Erfurt bereits am 16. October kapitulirte, haben wir schon angeführt; ihm folgte am 25. die kleine Festung Spandau. Der schmachvollste Tag sollte indeß der 29. October durch die Uebergabe Stettin's werden. Hier war eine Besatzung von mehr als 5000 Mann mit bei-

nahe 300 Geschützen, einer großen Menge Munition, Proviant u. s. w., welche im Stande war, sich lange Zeit gegen eine ganze Belagerungsarmee zu wehren. Eine solche wurde indeß unnöthig. Am genannten Tage erschien ein Häuflein feindlicher Husaren, welche zwei ganze Kanonen mit sich führten — diese ansehnliche Macht hatte die Frechheit, den Gouverneur der Festung, Generallieutenant von Romberg, zur Uebergabe aufzufordern. Die Feder sträubt sich förmlich gegen das Niederschreiben des Faktums, daß dieser pflicht- und ehrvergessene General mit seinen 5000 Mann und 300 Geschützen sich den 300 Husaren und 2 Kanönchen auf jene Aufforderung hin ergab! Der Feind hatte natürlich mit seinen geringen Kräften kaum ein Thor der Festung hinreichend besetzen können, alle übrigen boten freien Abzug nach mehreren Seiten hin. — Der Gouverneur führte die Besatzung indeß zu dem Thore hinaus, wo die handvoll Feinde standen, und überlieferte sich und die ihm anvertraute Festung. Auf solche Nachricht hin schrieb Napoleon voll Hohn an Murat: „Da Ihre Husaren Festungen einnehmen, so habe ich nichts mehr zu thun, als mein Geniecorps abzudanken und meine Geschütze einschmelzen zu lassen."

Die nicht minder schmachvolle Uebergabe von Cüstrin haben wir bereits erzählt; der Zeit nach folgte nun die Kapitulation von Magdeburg. Man hatte vor Ausbruch des Krieges bereits diese Festung zu einem Hauptwaffenplatz bestimmt und eingerichtet; sie war mit allem Vertheidigungsmaterial reichlich versehen. Und doch kapitulirte der Gouverneur, Generallieutenant Graf v. Kleist am 8. November, ohne daß eine Belagerung irgendwie begonnen hatte, insbesondere aus dem einfachen Grunde nicht hatte beginnen können, weil noch gar keine Belagerungsarmee da war. Napoleon verkündete diesen leichten Sieg am 12. November von Berlin aus mit folgenden Worten: „Am 11. des Morgens 9 Uhr defilirte die Gar-

nison von Magdeburg vor dem Armeecorps des Marschalls Ney. Wir haben 20 Generale, 800 Officiere, 22,000 Mann an Gefangenen, worunter 2000 Artilleristen. Ueberdies 53 Fahnen, 5 Standarten, 802 Kanonen, eine Million Pfund Pulver u. s. w. erbeutet."

Um derlei Berichterstattung schnell zu beenden, führen wir endlich an, daß die beiden hannöverschen Festungen Hameln und Nienburg, welche von preußischen Truppen besetzt waren, in gleicher Weise am 22. und 25. November kapitulirten. So befanden sich fast alle Festungen, sowie der größte Theil des Landes in der Gewalt des Feindes, eine preußische Armee existirte nicht mehr. —

Wir haben oben berichtet, daß der König und die Königin am 26. October von Cüstrin abreisten, sie gingen nach Graudenz, und hier war es, wo sie zumeist die entsetzlichen Nachrichten aller der von uns angedeuteten Unglücksfälle empfingen. Jene Tage waren dunkle Tage, das Unglück lagerte rund um das Königspaar auf dem ganzen Lande, es war eine fortlaufende Kette von Verrath, Feigheit, Erbärmlichkeit, welche sich durch jene Tage zog und welche das Herz des Königs und der Königin tief erschüttern und ihr Gemüth beugen mußten. In diese Zeit fallen ein paar Lichtblicke, scheinbar klein ihrem Umfange nach, aber groß in ihrem Inhalt und in dem damit gelieferten Beweise. Wir wollen einen jener Lichtblicke erzählen, dabei zugleich aus anderer Zeit und andern Verhältnissen ein paar ähnliche Fakta als Parallelen mit anführen.

Als der zweite Stuart nach dem Verlust einer Krone flüchtig nach der Insel Wight kam, bot ein junges Mädchen dem Fremdling eine Blume an — ein Vergißmeinnicht. Diese kleine Blume war der Rest seines Reichthums, war alles, was ihm von einem Königreich geblieben war.

Als Karl X. das Land seiner Väter verließ, in dem er einen verlornen Thron zurückgelassen, brachten ihm die Einwohner der letzten

Ortschaft, welche er vor seiner Einschiffung nach England berührte, Lilienzweige entgegen.

Nicht so poetisch ist eine Huldigung, welche Friedrich Wilhelm und seiner Gemahlin dargebracht wurde und die wir jetzt erzählen wollen, aber inhaltsvoller, gedankenschwerer ist sie jedenfalls.

Als der König und die Königin, verlassen von so Vielen, welche in den Tagen des Glanzes und Glückes sie umgaben, ohne Armee, ohne Land, beinahe ohne alle Hoffnung in Graudenz verweilten, da kam eines Tages ein Mann aus dem Volke, ein Bauer, mit Namen Abraham Nickel, ein Mennonit, in Begleitung seiner Frau und verlangte, den König zu sprechen. Das königliche Paar empfing die beiden Bauersleute. „Der ehrliche Mann, treuherzig und bieder, brachte ein Geschenk von 3000 Stück Friedrichsd'or, und die Frau trug einen Korb mit frischer Butter. Er sprach schlicht und einfach, wie ihr kirchliches System vorschreibt, mit bedecktem Haupte und der Anrede Du also: „Gnädiger Herr! Deine getreuen mennonitischen Unterthanen in Preußen haben mit Schmerz erfahren, wie groß die Noth ist, die Gott über Dich, Dein Haus und Land verhängt hat. Das thut uns Allen leid und darum sind unsere Gemeinden zusammengetreten und haben gern und willig diese Kleinigkeit zusammengebracht. Von ihnen geschickt, komme ich in ihrem Namen, unsern lieben König und Herrn zu bitten, diese Gabe aus treuem Herzen wohlwollend anzunehmen, und werden wir nicht aufhören, für Dich zu beten." Die Mennonitin aber überreichte mit offenem, freundlichem Angesicht ihren Korb voll frischer Butter der Königin mit den Worten: „Man hat mir gesagt, daß unsere gnädige Frau Königin gute frische Butter sehr liebt und auch die jungen Prinzchen und Prinzessinnen gern ein gutes Butterbrod essen. Diese Butter hier ist rein und gut aus meiner eigenen Wirthschaft und da sie jetzt rar ist, so habe ich gedacht, sie würde wohl angenehm

sein. Die gnädige Königin wird auch meine kleine Gabe nicht verachten; Du siehst ja so freundlich und gut aus, wie freue ich mich, Dich einmal in der Nähe so sehen zu können!“ Solche Sprache verstand die Königin. Mit Thränen der Rührung im Auge drückte sie der Bauernfrau die Hand, nahm das Umschlagetuch, das sie eben trug, ab, und hing es der gutmüthigen Geberin um mit den Worten: „Zum Andenken an diesen Augenblick.“ Auch der König nahm die Gabe treuer Liebe gern an und quittirte über den Empfang.“

Sind Blumen in allen Fällen auch poetischere Gaben, als die, welche der Bauer und seine Frau dem geliebten Königspaar brachten, so sind sie doch auch in den angewendeten Fällen nur Zeichen der Wehmuth, des Schmerzes — jener Beutel mit Gold aber erzählt uns mehr. In diesem einen Zuge ist die Kraft angedeutet, die in dem Volke ruhte — die Stuarts und die Bourbons haben ihr Land nicht wieder gewonnen, Blumen sind gar zu schlechte Waffen — aber Friedrich Wilhelm fand in der ursprünglichen Kraft seines Volkes die Mittel, das geraubte Land dem Feinde wieder zu nehmen, den Thron zurückzugewinnen, stärker als vordem. Wir fügen unserer kleinen Erzählung hinzu, daß der König den treuen Mennoniten nicht vergessen hat — im Jahre 1816 ließ er sich nach ihm erkundigen, und auf die Nachricht hin, daß der Krieg ihn zum armen Manne gemacht, unterstützte er ihn reichlich und stellte seine frühere Wohlhabenheit wieder her. —

Die Umgebung des Königs in Graudenz war um jene Zeit tiefer gebeugt, als es das Gemüth des Monarchen selbst war. Alle riethen, sich dem Sieger unter jeder Bedingung zu unterwerfen. Nur die Königin machte hier eine Ausnahme. Einer der Männer, welche damals um das Königspaar waren, der frühere preußische Gesandte in München, Freiherr von Schladen, berichtet hierüber, indem er theils in der ersten, theils in der dritten Person redet:

„Leider habe ich Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß alle die Personen, welche in diesem Augenblick auf die Entscheidung unseres Herrn Einfluß haben können, sich sehr wenig vom Erfolge eines längern Widerstandes versprachen, und daß ohne irgend eine Ausnahme Alle geneigt sind, dem König zu rathen, sich allen, selbst den härtesten Bedingungen Frankreichs zu unterwerfen!! Eben so wenig scheint man hier auf die baldige Ankunft russischer Hülfstruppen zu rechnen und es ist nur zu augenscheinlich, daß die höchste Muthlosigkeit allenthalben in den Umgebungen Seiner Majestät herrscht! Welch eine Zukunft steht uns bei solcher Stimmung bevor, die es selbst für eine Pflichterfüllung gelten lassen will, nicht die letzten Hülfsmittel aufzubieten, damit dadurch die größere Gefahr eines längeren Widerstandes nicht veranlaßt werde, und die Partei, welche unter jeder Bedingung den Frieden will, sucht dies vorzüglich durch die Behauptung beim Könige zu veranlassen, alle unsere Kräfte wären erschöpft!! — Bei einem Spaziergange, den ich heute (den 9. November) in der Nähe der Stadt machte, begegnete ich Ihrer Majestät der Königin zu Fuß, welche in Begleitung ihrer Hofdame, der Gräfin von Truchseß, und des Freiherrn von Schladen von dem alten Thurme und den Ruinen des Tempelherrenbaues zurückkamen, die nicht fern von der Stadt auf einer Höhe liegen. Mir schien der Ausdruck des Gesichts unserer unglücklichen Monarchin sehr leidend, und so viel ich beim Vorübergehen bemerken konnte, war sie in einem höchst lebhaften Gespräche mit ihrem Begleiter begriffen. Später erfuhr ich durch Geständnisse, die dieser einem Freunde gemacht hat, daß diese erhabene Fürstin sich mit der liebenswürdigsten Freimüthigkeit über das Unglück unseres Vaterlandes und über die Menschen geäußert haben soll, die dazu beigetragen haben, und dies mit einer Größe der Seele, die über jedes Ereigniß erhaben ist: sie soll die Meinung geäußert haben, nur feste Ausdauer im Widerstande

könne uns retten! Zugleich erfuhr ich, daß Ihre Majestät die Königin mit dem tiefsten Schmerze der schrecklichen Verleumdungen erwähnt habe, welche Napoleon gegen sie verbreitet, und die Gottlob! nur derjenige glauben kann, der diese erhabene, tugendhafte Frau nicht kennt. Als später der König und sein Adjutant, der Major von Ingow, die Königin abholten und durch die Stadt begleiteten, versammelte sich in allen Straßen das Volk haufenweise um Ihre Majestäten und bewies ihnen die höchste Ehrfurcht."

Ueber die hier erwähnten Verleumdungen schreibt derselbe Augenzeuge noch weiter, indem er berichtet, welchen Eindruck sie auf die Königin machten: „Ich erfuhr leider heute wieder, daß Ihre Majestät die Königin sich in der höchsten Aufregung befindet, da man so unbesonnen war, ihr schonungslos alle die schmutzigen Verleumdungen mitzutheilen, welche Napoleon allenthalben gegen sie verbreiten läßt, und die auf seinen Befehl öffentlich in Berlin gedruckt worden sind. Mit strömenden Augen wiederholte die erhabene Frau jene Ausdrücke dieser Schmähschriften. „Nein", ruft sie häufig aus, „ist es diesem boshaften Menschen nicht genug, dem Könige seine Staaten zu rauben, soll auch noch die Ehre seiner Gemahlin geopfert werden, indem er niedrig genug denkt, über mich die schändlichsten Lügen zu verbreiten!" — Vergebens wenden die Umgebungen Ihrer Majestät alle Mittel der Ueberredung an, um das Gemüth dieser vortrefflichen Frau zu beruhigen; nur das Bewußtsein ihrer Unschuld und die Zeit können nach und nach diese Wunden heilen. — Nach Allem, was ich höre, scheint auch die Monarchin die Ueberzeugung zu hegen, man müsse die Bestätigung des Waffenstillstandes verweigern."

Ehe wir dieses Waffenstillstandes specieller gedenken, liegt uns noch die unangenehme Verpflichtung ob, der Verleumdungen zu erwähnen, welche Napoleon sich nicht entblödete, gegen die Königin

in Umlauf setzen zu lassen. Er hat die ruhmloseste aller Kriegführungen, die gegen Frauen, geliebt — in den Blättern seines Lebens finden wir nicht wenig dahingehörende Fälle verzeichnet, doch sein Verfahren gegen die Königin Luise entehrt ihn von allen am meisten. Bereits vor den Schlachten von Jena und Auerstädt hatte Napoleon sich darin gefallen, in dem Briefwechsel mit seinen Generalen der Königin auf eine unziemliche Weise zu erwähnen, dann ging er so weit, in den Bulletins unwahre, absurde Nachrichten über sie zu verbreiten, und jetzt hatte das in Berlin eingerichtete französische Gouvernement sogar in der Person eines sein Vaterland verrathenden Schurken ein Werkzeug angestellt, welches systematisch den geliebten König und die Königin mit erbärmlichen, sich selbst in den Augen jedes ehrlichen und guten Menschen richtenden Schmähungen verfolgte. Daß es Napoleon nicht gelang, mit diesen elenden Hülfsmitteln auch nur einen einzigen Vernünftigen der Sache des Vaterlandes wie der Liebe zu dem unglücklichen Königspaar abwendig zu machen, haben wir zu erwähnen kaum nöthig. Abgesehen davon, daß er allerdings momentan die persönliche Niedergeschlagenheit der Königin mit solchen Hülfsmitteln noch vermehrte, hat er selbst doch die eigentlichen Resultate für sich davon getragen, und zwar nicht die, welche er wünschte und erwartete. Während dem Königspaar treu ergebene Herzen ihm in um so größerer Liebe anhingen, je mehr der Gegner dasselbe zu kränken versuchte, berichtigte sich das Urtheil über Napoleons Verfahren damals wie später immer mehr, und selbst sein großer Verehrer, Thiers, hat nicht umhin gekonnt, ihn hier zu tadeln: „er hätte nicht noch die Beleidigung zum Unglück fügen sollen, es leuchtet hier mit wenig Rückhalt der Uebermuth des siegreichen Soldaten hervor.“ —

Gleich nach den Tagen des October hatte Friedrich Wilhelm mit dem siegreichen Feinde Unterhandlungen eröffnet, die indeß auf

so schwere Opfer basirt werden sollten, daß der König sie verwerfen mußte. Er beschloß den Kampf fortzusetzen, suchte in dem kleinen Theil des Landes, der ihm noch geblieben war, so viel Truppen als möglich zu sammeln, und wartete auf die endlich nahenden russischen Truppen. Um dem Schauplatz der erwarteten neuen Kämpfe näher zu sein, sowie um Besprechungen mit den russischen Generalen zu treffen, begab sich der König nach Pultusk, später nach Königsberg. Hierher folgte ihm die Königin; von einem heftigen Schneesturm überfallen, hatte sie in einem Bauernhause Zuflucht suchen müssen, hier war es, wo sie am 5. December, überwältigt von ihrem Schmerz, die Worte des Dichters in ihr Tagebuch schrieb:

Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Und laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden!

Zu solchen Schmerzen ihrer schönen Seele kam das Unglück in jeder Form — die Anstrengungen und Kümmernisse der letztvergangenen Zeit hatten ihre Gesundheit so erschüttert, daß sie, kaum in Königsberg angelangt, von einem heftigen Nervenfieber ergriffen und dem Tode nahegebracht wurde. Unterdessen wurde die Schlacht bei Pultusk geschlagen, man hielt Königsberg von der feindlichen Armee bedroht, und die kaum in der Genesung begriffene Königin mußte die Stadt verlassen. An einem trüben Wintertage des December wurde die hohe Kranke unter allen Vorsichtsmaßregeln, welche möglich waren, nach Memel gebracht — die hohe herrliche

Frau war immer noch ein Engel, wenn auch ein leidender. Die ganze königliche Familie folgte ihr nach Memel, und hatte die Freude, die Gesundheit der königlichen Frau wieder kommen zu sehen. Hier in Memel, der letzten Zuflucht auf vaterländischem Boden, keimte dem hohen Paar doch manche Freude. — Bald erschien ein tapferer Officier, der sich mit tausend Anstrengungen den Weg durch die Feinde gebahnt hatte, um dem bedrängten König die weiteren Dienste seines Armes anzubieten, bald war es ein Beamter, der seinen Eid nicht brechen, dem Feinde nicht dienen wollte, bald war es wieder ein Mann aus dem Volke, welcher seine Huldigung darbrachte. Und die Bewohner der kleinen Stadt, sie waren alle, alle stolz auf den König und die Königin in ihren Mauern — wo sie sich zeigten, fanden sie die Liebe, die Verehrung aller.

Unterdeß war der Kaiser Alexander in Person bei dem Heere eingetroffen, der Muth der Verbündeten wurde durch die Schlacht bei Eylau gehoben, die Napoleon als einen Sieg ausposaunte, dessen nächste Folge allerdings das Anerbieten eines Friedens an Friedrich Wilhelm war, eine nicht eben gewöhnliche Folge feindlicher Siege. Der König wies das Anerbieten eines Friedens mit Ausschluß seines Bundesgenossen, des Kaisers Alexander, mit der ihm in so hohem Grade eigenthümlichen Rechtlichkeit zurück, der Krieg begann von neuem. Die Situation hatte sich ein wenig gebessert, die Königin ging nach Königsberg zurück und wurde hier der Mittelpunkt aller derer, welche für das Vaterland noch hofften und kämpften. Hier lernte sie unter Andern Borowski und Scheffner kennen, zwei Männer, von denen wir specieller berichten müssen, denn sie hatten das Glück und das Verdienst, dem königlichen Paare zur Zeit des Kummers und Unglücks die treueste Anhänglichkeit und Freundschaft zu erweisen. Wie Borowski des Königs Berather in manchen wichtigen Dingen war, so ging Scheffner der Königin in vielen

Stücken gut zu Rathe. Er war ein geborner Königsberger, war unter Friedrich dem Großen als Kriegs- und Steuerrath angestellt gewesen, hatte indeß als solcher seinen Abschied genommen. Immer, selbst noch in seinen spätesten Lebensjahren, zeichnete er sich als echter Patriot aus; durch besonders freundschaftliche Beziehungen, welche er zu dem General von Lestocq hatte, wurde er zuerst mit der Prinzessin Solms, der Schwester der Königin bekannt und durch sie mit der Königin selbst. Scheffner ist ein zu wahrheitsgetreuer und origineller Berichterstatter, als daß wir nicht mit seinen eigenen Worten erzählen sollten. Er berichtet:

„Mein Freund Wilhelm von Lestocq (nach dem Tilsiter Frieden Gouverneur von Berlin und 1809, als Schill mit dem Leibhusaren-Regiment aus Berlin ausgerückt war, in die Untersuchung gegen diesen verwickelt, aber frei gesprochen) mein Freund Lestocq war zur Anführung der preußischen Armeebrocken aus Neu-Ostpreußen abgerufen, und seine Gattin kam mit ihren beiden Töchtern, nebst einem Theil ihres in der Eile zusammengepackten beweglichen Vermögens in mein Haus, wo wir mit Fügung die wahrlich böse Zeit einmüthig bei einander lebten. Auch in meine neue Wohnung zog die Generalin mit, bis sie wenige Tage vor dem Einmarsch der Franzosen der königlichen Familie, mit Zurücklassung ihres größeren Gepäckes, nach Memel nachzufolgen sich für genöthigt hielt.

Ein Besuch, den die Prinzessin Solms, eine Schwester der Königin, eines Tages der Generalin machte, und bei dem ich zu erscheinen berufen wurde, schaffte mir die Bekanntschaft der ersteren.

Nach der ersten Erscheinung bei einer ihrer Theegesellschaften ließ ich mich vom Thee-da-Capo dispensiren, behielt mir auch das Neinsagen bei Mittags-Einladungen vor, war aber zum Vorlesen deutscher Schriftsteller, von denen Ihrer Königlichen Hoheit noch

Manche unbekannt waren, jederzeit bereit. Da ich weder Oberhofmeister noch Beichtvater der Prinzessin war, so waren unsere Unterhaltungen über Hof- und Stadt-Cedern und Ysop ohne Zwang. Ihr Wohlgefallen an Hebels allemannischen Gedichten veranlaßte mich, neunzehn aus der Sammlung umzudeutschen. Verzicht auf alle Prinzeßlichkeit stellte ihren guten Kopf in vortheilhaftes Licht; auch kam jenem eine gewisse nicht uncultivirt gebliebene Natur-Koketterie und der Ton ihrer sehr musikalischen Stimme zu Hülfe.

Wie würd' es mich freuen, wenn Manches, was ich hier vorgelesen, im Vorbeigehen gesagt habe oder worüber in kleinen Gesprächen nähere Untersuchungen angestellt wurden, ihren guten Geistesboden fähiger gemacht hätte: in der Folge, je früher je besser, nützliche Früchte für ihre eigene Person und auch für Andere zu tragen.

Bei ihrer am 5. Juni 1807 erfolgten Abreise nach dem Töplitzer Bade hatte sie mir zum Beweise ihres freundschaftlichen Zutrauens ein Paar Bändchen eigenhändig geschriebener Collectaneen aus Büchern und eigenen Herzensergießungen zurückgelassen, die mich in der guten Idee von der Natur ihres Verstandes und Herzens bestärkten; mir aber auch bei der Zurücksendung Gelegenheit gaben, ihr das Sprüchlein anzuführen: Da Ihr Solches wisset, selig seid Ihr, so Ihr es thuet.

Ihr vermuthlich gutes Zeugniß von mir verschaffte mir im April 1807 Gelegenheit, der Königin, die aus Liebe zu dieser Schwester nicht auf das Schloß, sondern in die eben nicht geräumige Wohnung der Letztern zog, persönlich bekannt zu werden. Eine höchst freundliche Aufnahme machte mich bei der zweiten Aufwartung so dreist, Ihrer Majestät zu gestehen: daß ich ohne solche trauliche Begegnung mich wohl kaum zur dritten Erscheinung vor ihr würde entschlossen haben; worauf sie erwiederte:

„Und ich hätt' es Ihnen auch nicht verdacht!"

Viele Stunden hab' ich mit dieser gemüthlich noch mehr, als leiblich liebenswürdigen Frau recht behaglich zugebracht. Sie machte beim Lesen und bei den mehrentheils weit länger dauernden Gesprächen manche sehr treffende Bemerkung, sprach über Hof-, Zeit- und Lebensumstände so richtig, daß ich ihr manchmal sehr rücksichtslos mein Verwundern über manches Zeit-Benehmen nicht verbergen konnte, zu dessen Aufschluß sie mir die vieljährige Gewohnheit, den dadurch vom Angebornen verschieden gewordenen Charakter, auch wohl die Pflicht einer Ehefrau, sich ganz dem Geschmack ihres Mannes zu fügen und selbst die Dinge, die ihr viel und wahres Vergnügen machten, dem aufzuopfern, was sie ihm zur Beruhigung oder Zeitverkürzung nützlich oder nöthig hält, angab.

Augen von einem freiern, reinern Blick, eine frohere, fast die Kindlichkeit erreichende Unbefangenheit hab' ich in keinem weiblichen Gesicht gesehen. Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich noch der Gespräche mit ihr, in denen ich ihr nie etwas Unwahres über Sachen oder Personen gesagt, sie mochten betreffen das Hof- oder das ewige Leben; die fürstliche, von der bürgerlichen sehr verschiedene Erziehung, die schwere Wahl eines Oberhofmeisters, die Wirthschaftlichkeit bei Wohlthaten als Mutter echter Freigebigkeit, den Schaden vorschneller Gemüthigkeits-Aeußerungen, die Nothwendigkeit der Hofetikette, die höfische Zeitverschwendung u. s. w. Von politischen Gegenständen brach sie jedesmal gleich ab. Sie verstand Einen Alles, und alles Wahre, Gute und Schöne machte viel Eindruck auf sie.

Den 2. Juni 1807 folgte die Königin ihrem schon vorausgegangenen Gemahl nach Memel. Im Januar 1808 kam der Hof von dort zurück, wohnte den Winter über auf dem Schloß und zog im Mai auf das Hufengut des Regierungsraths Busolt, das einst

Hippel besessen, und wo er einen englischen Garten angelegt hatte. Während dieses Aufenthaltes im Busolt'schen Garten ließ mich, der ich zu den hohen Herrschaften nicht anders als auf Spezial-Befehl ging, die Königin rufen, und ich hatte mit ihr manche Unterredung über die historischen Vorlesungen des jetzigen Staatsraths Süvern, von denen ich ihr eine Abschrift hatte besorgen müssen; über die gehörig einzurichtende Erziehung eines Kronprinzen, in der selbst Friedrich II. fehl gegriffen hatte, und die um so mehr Sorgfalt verdiente, als der Kronprinz gewiß viele Fähigkeiten und eigene Fertigkeiten besitzt, von welchen letztern ich ein Paar anführen will: seine Gabe, nach angehörten Erzählungen oder selbst gelesenen Stellen sehr charakteristisch-richtige Zeichnungen zu entwerfen — ich erinnere mich des Gemäldes von Varus nach der verlorenen Schlacht von Karl dem Großen, der seinen Hofleuten den Müller vorstellt und über ihre Erbärmlichkeit spricht; vieler Situationen aus Ossians Gedichten; ferner seine Neigung und sein Glück, Wasserquellen zu suchen und zu finden. Sucht der Kronprinz einst so emsig nach den Lebensquellen des Staates und findet er sie so oft und glücklich — was kann er dem Lande werden!!"

Die Briefe der Königin an Scheffner sind eben so sehr Zeugnisse ihrer hohen persönlichen Liebenswürdigkeit, wie ihres lebendigen Wissensdranges. In einen dieser Briefe, datirt vom 20. Juni 1808, schreibt die Königin an Scheffner:

„Schon wieder einen Brief mit lauter Bitten, von denen Sie mir aber die erste absolut nicht abschlagen dürfen. Wenn Sie zu mir kommen, so kommen Sie in Stiefeln heraus, und nicht in zarten Strümpfen; ich bitte! — Sie gefährden das Alter; ich aber liebe es, deshalb will ich zu Ihrer Erhaltung beitragen, so viel ich kann.

Nun kommt das andere Gequäle! Haben Sie doch die Güte

und schlagen Sie mir zu Liebe nochmals die Hefte von Süvern auf, und setzen Sie die Jahreszahlen beim Anfang jedes Zeitalters daneben. Das Zeitalter der Griechen, seine Dauer — wo der Verfall anfängt und Alles aufhört. So auch der Römer und des vielgeliebten Germaniens! — Unbeschreiblich gütig wären Sie, wenn Sie noch die Namen hinzusetzen wollten, unter denen jedes blühte und welkte.

Ich schicke Ihnen zugleich die sechste Vorlesung. Lieber wäre es mir, wenn Süvern sie eigens dem Minister Stein zuschickte; denn diese ist mit Strichen und Anmerkungen, als wenn ein Schulknabe seinem Lehrer antwortet. Alles, was ich daraus geschlossen, was ich gedacht habe, lege ich bei. Können Sie sich daraus zurecht finden und es anordnen, so ist es mir lieb — und noch lieber, wenn sie als gütiger Lehrer den Schulknaben mal wieder berichtigen wollten und mir aus Güte sagen: wo ich ganz fehlte, wo ich Recht hatte. Dazu gehört aber, daß Sie das Heft wieder mitbringen."

Scheffners Antwort lautet:

„Wie wenig Recht haben Ew. Majestät doch, zu klagen, daß Sie nicht immer Alles verständen. In den Kunstwörtern und Namen steckt ja wahrlich nicht die hohe nützliche Weisheit der Geschichte, aber wohl in der Erkenntniß des Geistes der Personen und Handlungen, die Einfluß auf die Schicksale des Menschengeschlechts gehabt haben, und die Ew. Majestät Sinn und Gefühl so sicher eigen ist, daß Sie vermittelst derselben Ihren herrlichen Hang zur innern Harmonie mit möglichstem Bewußtsein ausbilden würden, wenn Sie es nur anhaltend wollten und fest darauf beständen, daß Alles, was Sie umgiebt, durchaus die Augen nach innen wenden müßte, bei Strafe, Ihr unaussprechlich leicht die Herzen gewinnendes Angesicht nicht mehr schauen zu dürfen.

Bei vielen, selbst wichtigen Entbehrungen ist es leichter mög-

lich, recht glücklich zu werden, als beim reichsten Zuströmen aller Genüsse, wenn der Geist entfremdet ist von der seligen Kindschaft des Gemüthes, die Ew. Majestät besitzen. —

Schade ist es freilich um die Griechen- und Römerwelt; da Ew. Majestät aber so gut geurtheilt haben, daß durch zu fein gewordene Gefühle und ungeregelte Phantasie-Forderungen das glücklichste Zeitalter der Germanen aufgelöst sei, so dürfte die jetzige Zeit es nur darauf anlegen, nicht also zu thun, um sich zur Einfachheit der Griechen und zur Stärke der Römer wieder zu erheben. O, allergnädigste Königin, wie ungerecht ist Ihr Mißtrauen zu Ihrem Geiste!"

Am 17. August, dem Todestage des großen Königs von Preußen, hielt Scheffner in Gegenwart der Königin dem Kronprinzen eine Vorlesung, die, wie er selbst es nannte, mancherlei zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung enthielt.

Als der König und die Königin später nach Berlin zurückkehrten, war Scheffner von einer gefährlichen Krankheit befallen und nicht im Stande, dem königlichen Paare ein persönliches Lebewohl zu sagen. Daß er nicht vergessen war, erfuhr er bald durch den Minister von Schrötter aus Berlin. Dieser schrieb dem Greis zu seiner hohen Freude: „Ich soll Sie grüßen von einer der schönsten Frauen unter den Frauen, und von welcher? die nicht mehr und nicht weniger als eine Königin der Frauen, ja die Königin selbst ist.

„Haben Sie denn keine Nachricht vom guten Scheffner?" fragte sie.

„Er ist in der vollkommensten Besserung, Ew. Majestät, und er hat es mir selbst geschrieben."

„Nun, das freut mich," war die lebhafte Antwort. „Grüßen Sie ihn doch vielmal und sagen Sie ihm, daß es mir nahe gegangen, daß ich nicht habe Abschied von ihm nehmen können." —

Ueber den Professor Süvern, welchen wir in dem Briefe der Königin erwähnt finden, können wir noch kurz berichten, daß er damals an der Universität Königsberg Vorlesungen über Geschichte, namentlich über deutsche Geschichte hielt und sie auch der Königin privatim vortrug. Nach dem Frieden wurde er Mitglied des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten, war besonders in Bearbeitung der gelehrten Schulsachen angestellt, und hat eine lange Reihe von Jahren seinem Vaterlande treu gedient.

Die bedeutendste von allen Persönlichkeiten, welche der König und die Königin in dem fernen Osten ihres Landes gefunden hatten, war nun aber der damalige Ober-Canzleirath Borowski, ein Mann, dessen reiche Geistesgaben nur von der Ueberzahl seiner Tugenden, von der Reinheit seines ganzen Lebens übertroffen wurden. Borowski ist dem unter schwerem Kummer und drückenden Sorgen gebeugten Monarchen ein wahrer, treuer Diener und Freund gewesen; wo der Monarch des stärkenden Trostes bedurfte, da wußte Borowski ihn zu spenden, wo Friedrich Wilhelm guten, ehrlichen Rath verlangte, da konnte er ihn geben. Wie hoch der Monarch diesen Mann schätzte, hat er seiner Mit- und Nachwelt nicht vorenthalten — nach Jahren, inmitten der wiedergekehrten Stärke des Reichs, inmitten des zurückgekämpften Ruhmes der preußischen Waffen, inmitten einer friedlichen, glücklichen, hochgeachteten Situation des ganzen Landes hat Friedrich Wilhelm in Worten, die ihn wie den, von dem sie handeln, in gleicher Weise ehren, jenem treuen Freunde ein Denkmal gesetzt, welches wir hier nicht unerwähnt lassen dürfen. Wir geben des Königs hohe Worte, wie sie von dem vortrefflichen, fleißigen und zuverlässigsten Berichterstatter aufgezeichnet sind:

„Den Borowski müssen Sie sich denken als einen Propheten des alten, als einen Apostel des neuen Testaments, und wenn dies

zu viel gesagt sein möchte, so siehet man in ihm doch das Abbild dieses Urbildes. Alles an ihm trägt den Charakter seines Standes, prägnant und fest, milde und heiter, kunstlos und einfach, wahr und aufrichtig. Man siehet und hört in ihm nur den christlichen Geistlichen ohne alle widerliche Affectation und Pedanterie. Und so soll und muß es sein, und so ist es auch, wenn der liebgewonnene Beruf den Inhaber durchdrungen hat und zur angeeigneten Natur geworden ist. Gerade dies vermisse ich schmerzlich bei den meisten Geistlichen unserer Zeit. Jeder Stand giebt dem, der darin lebt und webt, eine eigenthümliche, gleich kenntliche Signatur. Der Jurist wurzelt und ruhet in seinem positiven Rechte. Der Philosoph in dem Scharfsinne, der Alles vor ihr Forum ziehenden speculativen Vernunft. Der Physiker in der Erforschung der Gesetze und Kräfte der Natur. Dem Soldaten ist das gegebene Commando-Wort Form und Norm. Jeder dieser Stände hat eine abgeschlossene, anzubauende Sphäre und ihre Begrenzung ist es, die ihr Consistenz, Festigkeit und Ruhe, und in dem festen Mittelpunkt die Peripherie giebt. Dagegen finde ich in der evangelischen Geistlichkeit unserer Zeit eine sicht- und fühlbare Zerflossenheit und Divergenz, ein Schwanken, Rathen, Wähnen, Meinen, bei dem Einen so, bei dem Andern anders, in der Färbung und Mischung wechselnder Zeit-Ideen.

Ich weiß, Stagnation im Reiche religiöser Wahrheit ist Fäulniß und Tod; aber Mutabilität erzeugt Unsicherheit und verliert in der Schwebe zuletzt allen festen Grund und Boden. Perfectibilität ist der nie ruhende, herrliche Grundtrieb der menschlichen Natur; aber ohne ein tiefes festes Fundament giebt es kein sicheres Fortschreiten zum Besseren, und was im Reize der Neuheit eine Zeitlang so aussiehet, ist ein vages Herumirren und Abspringen, in welchem die Erfahrung sich verliert und ein gewagtes Experimentiren wird.

Von einem christlichen Geistlichen verlange ich wenigstens das in Wort und That ausgeprägte Bewußtsein eines Dieners der Kirche. Diesen siehet man aber bei Vielen nur in der Amtskleidung, vermißt ihn aber, wenn er im farbigen, modernen Rocke in vermischter Gesellschaft sich in der Welt gleichstellt. Ich bin zwar nicht der Meinung, daß der Lehrbegriff unserer Kirche nach ihren symbolischen Büchern für immer abgeschlossen sein und bleiben müsse, bin vielmehr überzeugt, daß er, befruchtet von der unerschöpflichen Fülle der heiligen Schrift, und limitirt von ihrer entscheidenden Autorität, mit der fortschreitenden Zeit, ihre Resultate benutzend, sich stets verjüngen und so in der evangelischen Kirche ein immer frisches, thatkräftiges Leben entwickeln und erhalten müsse. Aber ein festes System, worin sie das ist, was sie ist und sein will und sein soll, und wodurch sie sich von andern unterscheidet, muß sie doch haben und als ihr Heiligthum bewahren, weil eben in dem Gemeinschaftlichen die Gemeinschaft, und in dieser allein die bindende, zusammenhaltende Kraft liegt. Verliert oder zersplittert sich das Object der Kirche in zahllos verschiedene subjective Ansichten, in welchen Jeder sich seine eigene Religion selbst macht, statt die in der göttlichen Offenbarung gegebene gläubig anzunehmen, und versteht man unter der Freiheit, dieß thun zu können und zu dürfen, Protestantismus, so wird man so lange protestiren, bis von dem positiven Gehalte und Inhalte des biblischen Christenthums nicht mehr übrig sein wird.

Eine solche Richtung und Stimmung des Zeitgeistes führt offenbar einen anarchischen Zustand in der evangelischen Kirche herbei. Wenn die höheren gebildeten Stände sich mit Philosophie, Aesthetik und Tages-Lecture zu helfen suchen, und es fast nicht mehr fühlen, wie sie das Bewußtsein ihres Zusammenhanges mit der Kirche verloren haben, so wird der gemeine Mann, die mitt-

lere und untere Volksklasse, dem sie wenigstens an Sonn- und Festtagen Bedürfniß ist, irre und weiß nicht mehr, wie sie daran ist und woran sie sich halten soll. Der Glaube der Väter in den Grund-Dogmen unserer heiligen Religion ist, bei dem Wechsel der Systeme und der Gemeinde-Pfarrer, die sie verkündigen, nicht mehr der Glaube der Kinder. Der Sinn für häusliche Privatandachten, die sonst in christlichen Familien an der Tages-Ordnung waren, ist dadurch verdrängt; wo diese nicht mehr geehrt und geübt wird, erlischt auch die Neigung für die öffentliche gemeinsame kirchliche Andacht; der geistliche Stand verliert sein früheres Ansehen und Vertrauen, wenn er aufhört, in der bindenden Autorität der Kirche zu fungiren, und dagegen seine eigene, persönliche nicht aufrecht erhalten kann.

Willkühr und Schwanken in wichtigen Dingen ist mir in der Seele zuwider; aber unerträglich bei den Dienern der Kirche, die den heiligen Beruf der Befestigung, der Auferbauung haben, und doch selbst noch nicht fest geworden sind. Wie mögen sie in übersinnlichen Dingen fest und ihres Glaubens gewiß werden, wenn sie das vorübergehende Farben- und Schattenspiel menschlicher Autorität gegen die unwandelbare und ewige des göttlichen Wortes vertauschen, und dann dieses — da es sich nicht umwerfen läßt — ohne alle Analogie mit dem Lehrbegriff unserer Kirche auslegen, modeln, und mit der Wasserfarbe der modernen Zeit anstreichen.

Ich habe in dieser Beziehung die unangenehmsten Erfahrungen gemacht. Gern besuche ich auch auf Reisen die Kirchen und freue mich, wenn ich es so einrichten kann, dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen. Aber selten bin ich befriedigt und erbauet. Die meisten geistlichen Herren, die ich hörte, brauchten den biblischen Text, statt ihn praktisch zu erklären und ihn in seiner Lebenskraft in's Herz zu drücken, nur als vorgesetztes Motto und

echauffirten sich dann in leeren Redensarten, die in ihrem oratorisch gesuchten Putze mich oft bis zum Unerträglichen ennuyirten. Noch schlimmer ging es mir mit ihnen bei mündlichen Unterredungen. Die Wenigsten standen fest und ruhig vor mir, die Meisten bequemten sich nach meinen Aeußerungen und wollten mir nur Angenehmes sagen; fast Keiner widersprach. Flexibel schmiegten sie sich an jede Meinung an, auch da, wo ich um sie zu probiren, meine wahre cachirte, und wie mir Schmeichelei von Jedem zuwider ist, so besonders von dem Geistlichen, der, auch vor seinem Landesherrn stehend, nicht vergessen darf, daß er in seiner hohen Würde, als ein Diener Jesu Christi, überall ein freimüthiger Zeuge der Wahrheit sein soll.

Ein solcher war und ist mir mein lieber Borowski, und eben darum habe ich ihn so lieb gewonnen. Er stand mir und ich ihm nahe, in einer schweren drangsalvollen Zeit, wo ich, des Trostes bedürftig, auch für denselben empfänglich war. Aber nie brauchte er calmirende Palliative, immer radicale Mittel, auch wenn sie herbe waren und wehe thaten. Das Unglück der Zeit, welches mich, mein Haus und Land getroffen, übertünchte er nicht mit einschläfernden Entschuldigungen; er deckte es vielmehr in seinen wahren Grundursachen freimüthig auf, legte diese mir klar vor Augen und schonte mich nicht. Alles, was er mir sagte, war kein sogenanntes unmaßgebliches Gutachten, kein wohlgemeinter Rath, wo die Befolgung oder Nichtbefolgung von meiner Willkühr abgehangen hätte, — Alles, in biblischen Sentenzen abgefaßt, war Wille und Befehl Gottes, und galt mir als solcher. Er machte mich namentlich bekannt mit der prophetischen Theologie, von der ich nie ein Wort gehört hatte. Er bewies mir aus der Geschichte der Welt und ihren historischen Thatsachen, gestellt in die Beleuchtung biblischer Weissagungen, sonnenklar, daß die göttliche

Weltregierung gebesserte Völker noch immer wieder erhöhet, und noch immer die hochmüthigen, verderbten gedemüthiget hätte. Mit heiterer, ruhiger Zuversicht kündigte er mir eine bessere, glücklichere Zeit an, fest überzeugt, daß die über uns gekommene schwere Prüfung, gut benutzt und treu ausgehalten, ganz gewiß das Mittel und der Weg zu einer größeren Wohlfahrt werden würde.

Wenn ich umnachtet von der dunkeln, verhängnißvollen Zeit, zweifelte und nach dem Wie, Wo und Wann? fragte, ward er auf die liebenswürdigste Weise unwillig, faßte mich bei den Rockknöpfen, klopfte mir auf die Schulter, schüttelte mir die Hand, und sprach mit dem Ernst und der Würde eines Nathan, vor mir stehend: „Sie müssen glauben lernen. Dem Menschen geschieht, wie er glaubt.“ Alles das war mir sachlich und persönlich neu; so hatte noch nie Jemand zu mir gesprochen. Die ernste, oft schneidende Freimüthigkeit entfernte mich nicht; zog mich vielmehr, da sie sichtbar der Ausfluß der reinsten Theilnahme, ich muß sagen einer gewissen frommen, zärtlichen Besorgniß war, um so inniger zu dem originellen, herrlichen Mann hin und sein Umgang wurde mir unentbehrlich. Auch die Königin, die in ihrem edlen und reinen Gemüthe eine so rege Empfänglichkeit für alles Wahre und Erhebende hatte, fand Wohlgefallen an ihm und bat mit mir, daß er uns täglich Abends zum Thee, auch uneingeladen, besuchen möchte. Er kam aber nie anders, als wenn er jedesmal besonders dazu aufgefordert war; häufiger noch deprecirte er, mit der Anzeige: er habe keine Zeit.

Als nach längerer Abwesenheit ihn die Königin darüber freundliche Vorwürfe machte, antwortete er: ich befolge darin den Rath der heiligen Schrift, welche spricht: „Dränge dich nicht in der Könige Häuser!“ aber er sagte das in einem so treuherzigen Tone und in einer so heitern Gutmüthigkeit, daß in seinem Munde auch

die unangenehme Wahrheit nie verletzte, sondern immer wohl that. In Allem, was und wie er war und sprach, lag ein Stachel, der nicht verwundete, aber weckte und zum Nachsinnen anzog. Er ist dabei ein angenehmer, unterhaltender, oft witziger Gesellschafter, mit einem unbefangenen kindlichen Gemüthe, und, bei der frugalsten Lebensweise nie von seinem Körper gedrückt, stets froh. Nie hat er mich um so etwas gebeten, nie für seine Person irgend einen Wunsch geäußert; das uneigennützigste, reinste Wohlwollen fesselte ihn an mich.

So ist mir der seltene Mann in jeder Lage, und auch in der trübsten Stimmung, wo ich am liebsten sonst allein bin, stets neu geblieben. In christlich-religiöser Kräftigung und Stärkung verdanke ich Keinem so viel, als ihm. Er hat mich zu einer gewissen, bestimmten und positiven Festigkeit gebracht, ohne mir den Sinn der Achtung und Schonung für allgemeine, liberale und freie Ansichten zu nehmen. Wissend, woran ich für meine Person bin, und was ich zu glauben, zu bewahren und zu vervollkommnen habe, bin ich ruhiger und toleranter geworden bei der unendlich sich wechselseitig anfeindenden Verschiedenheit menschlicher Urtheile. Besonders hat Borowski, durch stete Hinweisung auf das Höchste, mir auch vorzüglich geholfen, die Bitterkeit, die in dem zerschmetternden Jahre 1806 in meinem Gemüthe sich festsetzen wollte, zu mildern, und dadurch mich geneigt und fähig gemacht, auch meinen persönlichen Gegnern und Feinden verzeihen und Gutes thun zu können." —

Außer den bereits erwähnten Männern stand noch eine Frau der Königin während jenes Aufenthaltes besonders nahe, die Gräfin Dohna von Finkenstein, eine Mutter von vier Söhnen, welche alle vom höchsten Patriotismus erfüllt waren und mit Ehren die Waffen für das Vaterland trugen. —

In diese und die nächstfolgende Zeit fallen mehrere Briefe der Königin Luise an ihren Vater, welche dem tiefsten Herzen der Königin entnommen, besser als alle anderen Worte ihre Gemüthsstimmung nach allen Richtungen hin charakterisiren. Der erste derselben, vom 15. Mai (1807) datirt, zeigt uns die Königin noch von Hoffnung auf eine baldige Wendung des Geschicks erfüllt, diese Hoffnung ist wiederum wie ein jeder ihrer Gedanken von dem echtesten und festesten Vertrauen auf Gottes Güte und Gerechtigkeit umgeben. Der Brief lautet:

„Geliebter Vater!

Die Abreise des Generals Blücher giebt mir Gottlob einmal eine sichere Gelegenheit, offenherzig mit Ihnen zu reden. Gott, wie lange entbehrte ich dieses Glück, und wieviel habe ich Ihnen zu sagen! Bis zur dritten Woche meines Krankenlagers war jeder Tag durch neues Unglück bezeichnet. — — — —

Die Sendung des vortrefflichen Blücher nach Pommern; der Patriotismus, der jetzt in jeder Brust sich regt, und von welchem die Reserve-Bataillons, die erst seit Monaten organisirt sind und theils schon vorgehen, theils schon gut gefochten haben, ein neuer Beweis sind — alles dies belebt mit neuen Hoffnungen. Ja, bester Vater, ich bin es überzeugt, es wird noch einmal Alles gut gehen, und wir werden uns noch einmal glücklich wiedersehen. Die Belagerung von Danzig geht gut, die Einwohner benehmen sich außerordentlich; sie erleichtern den Soldaten die großen Lasten, indem sie ihnen Wein und Fleisch in Ueberfluß reichen, sie wollen von keiner Uebergabe sprechen hören; sie wollen lieber unter Schutt begraben werden, als untreu an dem König handeln; ebenso halten sich Colberg und Graudenz. Wäre es mit allen Festungen so gewesen! — — — — — Doch genug von den vergangenen Uebeln; wenden wir unsere Blicke zu Gott, zu ihm, der unsere

Schicksale lenkt, der uns nie verläßt, wenn wir ihn nicht verlassen!

Der König ist mit dem Kaiser Alexander bei der Armee. Er bleibt bei derselben, so lange der Kaiser bleibt. Diese herrliche Einigkeit, durch unerschütterliche Standhaftigkeit im Unglück begründet, giebt die schönste Hoffnung zur Ausdauer; nur durch Beharrlichkeit wird man siegen, früh oder spät davon bin ich überzeugt. Luise."

Die Königin sollte noch nicht am Ende ihrer Leiden sein. Zwei wichtige Festungen, Danzig und Neisse, welche sich bis dahin mit vieler Tapferkeit vertheidigt hatten, fielen in die Hand des Feindes, die Königin sah sich veranlaßt, Königsberg von neuem zu verlassen und wieder nach Memel zu gehen. Obschon nun die vereinigte preußisch-russische Armee dem Feinde einige vortheilhafte Gefechte lieferte, vernichtete doch der Sieg Napoleons bei Friedland am 14. Juni alle Hoffnungen von neuem. Jetzt war die Situation des Königs und der Königin wie des ganzen Landes schlimmer als vorher, Königsberg wurde von den Franzosen besetzt, das ganze Land bis auf ein Gebiet von wenigen Quadratmeilen war in ihrer Hand. Am 17. Juni, also wenige Tage nach der Schlacht, schrieb die Königin wiederum an ihren Vater, diesen Brief mit seiner Nachschrift, so wie einen andern aus darauf folgender späterer Zeit theilen wir unsern Lesern hier ebenfalls mit. Diese Briefe lauten:

Memel, den 17. Juni 1807.

„Mit der innigsten Rührung und unter Thränen der dankbarsten Zärtlichkeit habe ich Ihren Brief vom Monat April gelesen. Wie soll ich Ihnen danken, bester, zärtlichster Vater, für die vielen Beweise Ihrer Liebe, Ihrer Huld, Ihrer unbeschreiblichen Vatergüte! Welcher Trost ist dieses nicht für mich in meinen Leiden,

und welche Stärkung! Wenn man so geliebt wird, kann man nicht ganz unglücklich sein. Es ist wieder auf's Neue ein ungeheures Ungemach über uns gekommen, und wir stehen auf dem Punkt, das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Haupt beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns — der zweite, wir gehen mit Ehren unter. Der König hat bewiesen, der Welt hat er es bewiesen, daß er nicht Schande, sondern Ehre will. Preußen wollte nicht freiwillig Sklavenketten tragen. Auch nicht einen Schritt hat der König anders handeln können, ohne seinem Charakter ungetreu und an seinem Volke Verräther zu werden. Wie dieses stärkt, kann nur der fühlen, den wahres Ehrgefühl durchströmt. — Doch zur Sache. — —

Durch die unglückliche Schlacht von Friedland kam Königsberg in französische Hände. Wir sind vom Feinde gedrängt, und wenn die Gefahr nur etwas näher rückt, so bin ich in die Nothwendigkeit versetzt, mit meinen Kindern Memel zu verlassen. Der König wird sich wieder mit dem Kaiser vereinigen. Ich gehe, sobald dringende Gefahr eintritt, nach Riga; Gott wird mir helfen, den Augenblick zu bestehen, wo ich über die Grenzen des Reichs muß. Da wird es Kraft erfordern; aber ich richte meinen Blick gen Himmel, von wo alles Gute und Böse kömmt, und mein fester Glaube ist, er schickt nicht mehr, als wir tragen können. Noch einmal, bester Vater, wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben, weil wir sie verdienen. Wie beruhigend dieser Gedanke ist, läßt sich nicht sagen. Ich ertrage Alles mit einer solchen Ruhe und Gelassenheit, die nur

Ruhe des Gewissens und reine Zuversicht geben kann. Deswegen sein Sie überzeugt, bester Vater, daß wir nie ganz unglücklich sein können, und daß Mancher, mit Kronen und Glück bedrückt, nicht so froh ist, als wir es sind. Gott schenke jedem Guten den Frieden in seiner Brust, und er wird noch immer Ursach zur Freude haben. Noch Eins zu Ihrem Trost, daß nie Etwas von unserer Seite geschehen wird, das nicht mit der strengsten Ehre verträglich ist, und was nicht mit dem Ganzen gehet. Denken Sie nicht an einzelne Erbärmlichkeiten. Auch Sie wird das trösten, das weiß ich, so wie Alle, die mir angehören. Ich bin auf ewig Ihre treue, gehorsame, Sie innig liebende Tochter, und Gottlob, daß ich es sagen kann, da Ihre Gnade mich dazu berechtigt — Ihre Freundin Luise."

Den 24. Juni.

„Noch immer sind meine Briefe hier, weil nicht nur Wind, sondern Stürme alles Auslaufen der Schiffe unmöglich machten. Nun schicke ich Ihnen einen sichern Menschen und fahre deshalb fort, Ihnen Nachricht von hier mitzutheilen. Die Armee ist genöthigt gewesen, sich immer mehr und mehr zurückzuziehen, und es ist von russischer Seite ein Waffenstillstand auf 4 Wochen abgeschlossen worden. Oftmals klärt sich der Himmel auf, wenn man trübes Wetter vermuthet; es kann auch hier sein; Niemand wünscht es so wie ich; doch Wünsche sind nur Wünsche und noch keine feste Basen. Also Alles von Dir dort oben, Du Vater der Güte! — Mein Glaube soll nicht wanken, aber hoffen kann ich nicht mehr. Ich berufe mich demnach auf meinen Brief, er ist aus der Tiefe meiner Seele geschrieben. Sie kennen mich ganz, wenn Sie ihn gelesen haben, bester Vater. Auf dem Wege des Rechts leben, sterben und, wenn es sein muß, Brod und Salz essen; nie werde ich ganz unglücklich sein; nur hoffen kann ich nicht

mehr. Wer so von seinem Himmel heruntergestürzt ist, kann nicht mehr hoffen. Kommt das Gute — o! kein Mensch kann es dankbarer empfinden, als ich es empfinden werde — aber erwarten thue ich es nicht mehr. Kommt das Unglück, so wird es mich auf Augenblicke in Verwunderung setzen, aber beugen kann es mich nie, sobald es nicht verdient ist. Nur Unrecht unserer Seits würde mich zu Grabe bringen, da komme ich nicht hin, denn wir stehen hoch. Sehen Sie, bester Vater, so kann der Feind der Menschen nichts über mich. Der König ist seit dem 19. mit dem Kaiser vereint; seit gestern sind sie in Taurogen, nur ein paar Meilen von Tilsit, wo der französische Kaiser ist. Ich bin zu Ihren Füßen ganz die Ihrige. Luise."

Im Frühjahr 1808 schrieb sie:

„Bester Vater!

Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Ergebung, in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig.

Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen ist. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbeern Friedrichs des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelte sie uns. — Das siehet Niemand klarer ein, als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: das muß auch bei uns anders werden. Auch das Beste und Ueber-

legteste mißlingt, und der französische Kaiser ist wenigstens schlauer und listiger. Wenn die Russen und die Preußen tapfer wie die Löwen gefochten hatten, mußten wir, wenn auch nicht besiegt, doch das Feld räumen, und der Feind blieb im Vortheil. Von ihm können wir Vieles lernen, und es wird nicht verloren sein, was er gethan und ausgerichtet hat. Es wäre Lästerung, zu sagen, Gott sei mit ihm; aber offenbar ist er ein Werkzeug in des Allmächtigen Hand, um das Alte, welches kein Leben mehr hat, das aber mit den Außendingen fest verwachsen ist, zu begraben.

Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Buonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Thron ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, und er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Er und sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern, als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maaß halten kann, verliert das Gleichgewicht und fällt. Ich glaube fest an Gott, also auch an eine sittliche Weltordnung. Diese sehe ich in der Herrschaft der Gewalt nicht; deshalb bin ich der Hoffnung, daß auf die jetzige böse Zeit eine bessere folgen wird. Diese hoffen, wünschen und erwarten alle bessere Menschen, und durch die Lobredner der jetzigen und ihres großen Helden darf man sich nicht irre machen lassen. Ganz unverkennbar ist Alles, was geschehen ist und ge-

schieht, nicht das Letzte und Gute, wie es werden und bleiben soll, sondern nur die Bahnung des Weges zu einem bessern Ziele hin. Dieses Ziel scheint aber in weiter Entfernung zu liegen, wir werden es wahrscheinlich nicht erreicht sehen und darüber hinsterben. Wie Gott will; Alles, wie er will. Aber ich finde Trost, Kraft und Muth und Heiterkeit in dieser Hoffnung, die tief in meiner Seele liegt. Ist doch Alles in der Welt nur Uebergang! Wir müssen durch. Sorgen wir nur dafür, daß wir mit jedem Tage reifer und besser werden.

Hier, lieber Vater! haben Sie mein politisches Glaubensbekenntniß, so gut ich, als eine Frau, es formen und zusammensetzen kann. Mag es seine Lücken haben, ich befinde mich wohl dabei; entschuldigen Sie aber, daß ich Sie damit behellige. Sie sehen wenigstens daraus, daß Sie auch im Unglück eine fromme, ergebene Tochter haben, und daß die Grundsätze christlicher Gottesfurcht, die ich Ihren Belehrungen und Ihrem frommen Beispiele verdanke, ihre Früchte getragen haben und tragen werden, so lange Odem in mir ist.

Gern werden Sie, lieber Vater, hören, daß das Unglück, welches uns getroffen, in unser eheliches und häusliches Leben nicht eingedrungen ist; vielmehr dasselbe befestigt und uns noch werther gemacht hat. Der König, der beste Mensch, ist gütiger und liebevoller, als je. Oft glaube ich in ihm den Liebhaber, den Bräutigam zu sehen. Mehr in Handlungen, wie er ist, als in Worten, ersehe ich die Aufmerksamkeit, die er in allen Stücken für mich hat, und noch gestern sagte er schlicht und einfach, mit seinen treuen Augen mich ansehend, zu mir: „Du, liebe Luise! bist mir im Unglück noch werther und lieber geworden. Nun weiß ich aus Erfahrung, was ich an Dir habe. Mag es draußen stürmen — wenn es in unserer Ehe nur gut Wetter ist und bleibt. Weil ich

Dich so lieb habe, habe ich unser jüngst geborenes Töchterchen Luise genannt. Möge es eine Luise werden." — Bis zu Thränen rührte mich diese Güte. Es ist mein Stolz, meine Freude und mein Glück, die Liebe und Zufriedenheit des besten Mannes zu besitzen, und weil ich ihn von Herzen wieder liebe, und wir so miteinander Eins sind, daß der Wille des Einen auch der Wille des Andern ist, wird es mir leicht, dies glückliche Einverständniß, welches mit den Jahren inniger geworden ist, zu erhalten. Mit einem Worte, er gefällt mir in allen Stücken, und ich gefalle ihm, und uns ist am wohlsten, wenn wir zusammen sind. Verzeihen Sie, lieber Vater! daß ich dies mit einer gewissen Ruhmredigkeit sage; es liegt darin der kunstlose Ausdruck meines Glückes, welches Keinem auf der Welt wärmer am Herzen liegt, als Ihnen, bester, zärtlicher Vater! Gegen andere Menschen, auch das habe ich von dem Könige gelernt, mag ich davon nicht sprechen; es ist genug, daß wir es wissen.

Unsere Kinder sind unsere Schätze, und unsere Augen ruhen voll Zufriedenheit und Hoffnung auf ihnen. Der Kronprinz ist voller Leben und Geist. Er hat vorzügliche Talente, die glücklich entwickelt und gebildet werden. Er ist wahr in allen seinen Empfindungen und Worten, und seine Lebhaftigkeit macht Verstellung unmöglich. Er lernt mit vorzüglichem Erfolge Geschichte, und das Große und Gute zieht seinen idealischen Sinn an sich. Für das Witzige hat er viel Empfänglichkeit, und seine komischen, überraschenden Einfälle unterhalten uns sehr angenehm. Er hängt vorzüglich an der Mutter, und er kann nicht reiner sein als er ist. Ich habe ihn sehr lieb und spreche oft mit ihm davon, wie es sein wird, wenn er einmal König ist.

Unser Sohn Wilhelm (erlauben Sie, ehrwürdiger Großvater, daß ich Ihre Enkel nach der Reihe Ihnen vorstelle) wird, wenn

mich nicht Alles trügt, wie sein Vater, einfach, bieder und verständig. Auch in seinem Aeußern hat er die meiste Aehnlichkeit mit ihm; nur wird er, glaube ich, nicht so schön. Sie sehen, lieber Vater, ich bin noch in meinen Mann verliebt. Unsere Tochter Charlotte macht mir immer mehr Freude; sie ist zwar verschlossen und in sich gekehrt, verbirgt aber, wie ihr Vater, hinter einer scheinbar kalten Hülle ein warmes, theilnehmendes Herz. Scheinbar gleichgültig geht sie einher: hat aber viel Liebe und Theilnahme. Daher kommt es, daß sie etwas Vornehmes in ihrem Wesen hat. Erhält sie Gott am Leben, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft. Carl ist gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll; körperlich entwickelt er sich eben so gut, als geistig. Er hat oft naive Einfälle, die uns zum Lachen reizen. Er ist heiter und witzig. Sein unaufhörliches Fragen setzt mich oft in Verlegenheit, weil ich es nicht beantworten kann und darf; doch zeigt es Wißbegierde — zuweilen, wenn er schlau lächelt, auch von Neugierde. Er wird, ohne die Theilnahme an dem Wohl und Wehe Anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durch's Leben gehen. — Unsere Tochter Alexandrine ist, wie Mädchen ihres Alters und Naturells sind, anschmiegend und kindlich. Sie zeigt eine richtige Auffassungsgabe, eine lebhafte Einbildungskraft und kann oft herzlich lachen. Für das Komische hat sie viel Sinn und Empfänglichkeit. Sie hat Anlage zum Satyrischen und siehet dabei ernsthaft aus, doch schadet das ihrer Gemüthlichkeit nicht. Von der kleinen Luise läßt sich noch nichts sagen. Sie hat das Profil ihres redlichen Vaters und die Augen des Königs, nur etwas heller. Sie heißt Luise; möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des großen Kurfürsten, ähnlich werden.

Da habe ich Ihnen, geliebter Vater, meine ganze Gallerie

vorgeführt. Sie werden sagen: das ist ja eine in ihre Kinder verliebte Mutter, die an ihnen nur Gutes siehet und für ihre Mängel und Fehler keine Augen hat. Und in Wahrheit, böse Anlagen, die für die Zukunft besorgt machen, finde ich an Allen nicht. Sie haben, wie andere Menschenkinder, auch ihre Unarten; aber diese verlieren sich mit der Zeit, so wie sie verständiger werden. Umstände und Verhältnisse erziehen den Menschen, und für unsere Kinder mag es gut sein, daß sie die ernste Seite des Lebens schon in ihrer Jugend kennen lernen. Wären sie im Schooße des Ueberflusses und der Bequemlichkeit groß geworden, so würden sie meinen, das müsse so sein. Daß es aber anders kommen kann, sehen sie an dem ernsten Angesicht ihres Vaters und an der Wehmuth und den öftern Thränen der Mutter. Besonders wohlthätig ist es dem Kronprinzen, daß er das Unglück schon als Kronprinz kennen lernt; er wird das Glück, wenn, wie ich hoffe, künftig für ihn eine bessere Zeit kommen wird, um so höher schätzen und um so sorgfältiger bewahren. Meine Sorgfalt ist meinen Kindern gewidmet für und für, und ich bitte Gott täglich in meinem sie einschließenden Gebete, daß er sie segne und seinen guten Geist nicht von ihnen nehmen möge. Mit dem trefflichen Hufeland sympathisire ich auch in diesen Stücken. Er sorgt nicht blos für das physische Wohl meiner Kinder, auch für das geistige derselben ist er bedacht; und der biedere, freimüthige Borowski, den der König gern sieht und lieb hat, stärkt darin. Erhält Gott sie uns, so erhält er meine besten Schätze, die Niemand mir entreißen kann. Es mag kommen was da will, mit und in der Vereinigung mit unsern guten Kindern werden wir glückselig sein.

Ich schreibe Ihnen dies, geliebter Vater, damit Sie mit Beruhigung an uns denken. Ihrem freundlichen Andenken empfehle ich meinen Mann, auch unsere Kinder alle, die dem ehrwürdigen

Großvater die Hände küssen; und ich bin und bleibe, bester Vater, Ihre dankbare Tochter Luise."

Solchen Worten dürfen wir nichts von den unsern hinzufügen. — Den Unfällen der preußisch-russischen Armee folgte ein Waffenstillstand, am 25. Juni 1807 eine Zusammenkunft des Kaisers Alexander mit Napoleon, am folgenden Tage fand auch zwischen Friedrich Wilhelm und dem Letztern eine Unterredung statt. Die drei Monarchen nahmen in Tilsit ihr Hauptquartier, um den Frieden mit einander zu beschließen. Für Friedrich Wilhelm war die Situation eine höchst ungünstige. Wir erwähnten bereits, daß Napoleon nach der Schlacht von Eylau ihm einen wahrscheinlich nicht ganz unvortheilhaften Separatfrieden anbot, daß der über Alles erhabene rechtliche Sinn des Königs das Anerbieten indeß verwarf; er wollte nur gleichzeitig mit seinem Verbündeten, dem Kaiser Alexander, Frieden schließen. Zu unserm Bedauern können wir im Allgemeinen nicht von dergleichen Rücksichtnahme Alexanders auf Friedrich Wilhelm berichten. Dem Kaiser Napoleon schien eine Art persönlicher Freundschaft mit dem russischen Kaiser sowohl zur Sicherung seiner Herrschaft wie zur Befriedigung seiner Ruhmgier nothwendig und zweckmäßig, er unterließ daher nichts, was den Kaiser Alexander in diese Situation zwängen konnte, demnach auch nicht eine Reihenfolge von Schmeicheleien. Alexander unterlag ihnen, den Nachtheil derselben mußte der treue Bundesgenosse übernehmen, der König von Preußen. Hierzu kam noch etwas Anderes. Napoleon hatte sich längst daran gewöhnt, die deutschen Fürsten eben so sehr als Vasallen, wie ihre Länder als Spielzeug in seiner Hand anzusehen: die Herren Regenten von Sachsen und Baden, Baiern und Würtemberg küßten ihm die Hand; ein deutscher Herzog, den Napoleon befrug, wie groß sein

Herzogthum sei, hatte sich nicht entblödet, die blöde Antwort zu geben: „So groß als Ew. Kaiserliche Majestät befehlen!“

Mit dem König von Preußen stand die Sache anders. Der reiche Inhalt dieses in jeder Beziehung ausgezeichneten, beinahe in allen Beziehungen über jedes Lob erhabenen Monarchen hatte ihm trotz alles erfahrenen Unglücks wenigstens die Genugthuung gegeben, der einzige von allen im Felde besiegten Königen zu sein, welcher den Sieger der Mann dem Manne gegenüber sich unterwarf. Napoleon sah mit scheuem Auge an dem unglücklichen, aber edlen Monarchen empor, und fand sich ihm gegenüber ganz und gar nicht in die Rolle des übermüthigen Siegers, die er sonst so gut zu spielen wußte. Das reizte ihn zu innerem Zorn, und dieser Zorn durchströmte die Friedensunterhandlungen mit Preußen, deutsche wie französische Schriftsteller berichten übereinstimmend, was wir andeuteten; Hippel schreibt: „Es war dem König nie möglich zu heucheln, daher er auch seinen persönlichen Unmuth gegen Napoleon nicht verbarg und den Frieden, durch Alexander vermittelt, mit einer dem Uebermuthe des Siegers fast trotzenden Kälte annahm.“ Und Thiers giebt mehr als einmal zu, „daß der König sich keineswegs vor dem Sieger erniedrigt habe.“

In des Königs Umgebung wurden Stimmen laut, welche die Anwesenheit der Königin Luise zur Zeit der Friedensunterhandlungen in Tilsit für eine Art politischer Zweckmäßigkeit hielten. Die Königin erfuhr davon, und immer bereit, auch mit ihren Kräften dem Vaterlande zu dienen, entschloß sie sich zu der Reise und zu einer persönlichen Zusammenkunft mit Napoleon. Was sie dabei empfunden, erfahren wir aus folgenden Worten ihres Tagebuchs: „Welche Ueberwindung es mich kostet, das weiß mein Gott; denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht.

Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. Höflich und artig gegen ihn zu sein, wird mir schwer werden. Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert. Opfer zu bringen bin ich gewohnt."

Die Königin traf am 4. Juli Abends in dem jenseits Tilsit gelegenen Dorfe Puctupöhmen ein, wo der König wohnte. Ehe wir in die speciellere Schilderung ihrer Anwesenheit in Tilsit eingehen, wollen wir anführen, was der bereits erwähnte Freiherr von Schladen darüber schreibt. Folgende Stellen aus seinem Tagebuche gehören hierher:

— „Den 2. Juli 1807. Es ist beschlossen worden, daß die Königin sich hierher begeben soll, weil man die Hoffnung hegt, ihre Gegenwart werde vortheilhaft für Preußen bei Napoleon wirken, und insbesondere werde sie ihrem Gemahle die so nöthige Kraft zur Ertragung des Unvermeidlichen geben. Der Graf von Kalkreuth begehrt, daß Ihre Majestät sich sogleich nach Tilsit verfüge. Der Minister Hardenberg und wir Uebrigen alle suchen diese Demüthigung zu hindern. — Die Königin wünscht, daß der Minister Hardenberg ihr Verhaltungsregeln gebe, und dieser beschäftigt sich mit diesem ehrenvollen Geschäft.

— Den 7. Juli 1807. Heute kehrte die Königin, mit den süßesten Hoffnungen erfüllt, von Tilsit zurück. Nach der königlichen Tafel ward bald jene Hoffnung von Vielen getheilt, daß, durch die schreckliche Demüthigung der unglücklichen Monarchin gerührt, dieser stolze Eroberer seine Forderungen mäßigen werde. Schon träumten Knobelsdorf, Kalkreuth und ihr Anhang von den Erfolgen und verkündeten, wie wichtig es sei, jetzt ja Nichts durch Mißtrauen und feindselige Abneigung zu verderben. — Da erschien Graf Golz, um dem Könige von einer Audienz Bericht zu erstatten,

die er beim Kaiser Napoleon hatte, und wo derselbe ihm mit dürren Worten erklärte: Alles, was er der Königin gesagt, wären nur höfliche Phrasen gewesen, die ihn zu Nichts verpflichteten; denn er sei entschlossen, dem Könige die Elbe als Grenze zu geben; es sei nicht die Rede davon, noch zu unterhandeln, indem er bereits Alles mit dem Kaiser verabredet habe, auf dessen Freundschaft er Werth lege: der König danke seine Stellung nur der ritterlichen Anhänglichkeit dieses Monarchen, da ohne diesen sein, Napoleons, Bruder Hieronymus König von Preußen geworden und die jetzige königliche Dynastie verjagt wäre! — Gegen Abend ist hier der französische Kriegsminister erschienen, um Ihre Majestät die Königin zur Abendtafel bei Napoleon einzuladen, wohin sich die unglückliche Monarchin mit dem höchsten Widerwillen begeben hat. Wenige Augenblicke vorher erhielten Ihre Majestät einen Besuch des Großherzogs von Berg.

— Den 8. Juli 1807. Es ist beschlossen worden, die Königin solle Napoleon nicht mehr sehen. Sie nahm bereits gestern Abschied von demselben und soll bei dieser Veranlassung lebhafte Erklärungen mit ihm gehabt haben. Auch der König scheint seine Gefühle gegen Napoleon ausgesprochen zu haben. Heute erschien hier Duroc, um Ihrer Majestät eine glückliche Reise zu wünschen und zugleich war er der Ueberbringer einer goldenen Dose mit des Kaisers Bildniß für den Kammerherrn der Königin, Freiherrn von Buch. Diese Aufmerksamkeit ist durch die Sendung des Herrn von Buch erwiedert worden.“ —

Sobald die Königin in Tilsit angekommen, empfing sie den Besuch des französischen Kaisers. Trotz der tiefen Wunde, welche dem Herzen der Königin geschlagen war, wußte sie doch auch hier ihre hohe Würde als Königin wie als Frau zu behaupten. „Die Stärke des Charakters und des Geistes dieser Fürstin“, schreibt Thiers,

machte sich in der Unterhaltung bald fühlbar, so daß selbst Napoleon dadurch in Verlegenheit gesetzt wurde, der es sich angelegen sein ließ, sich, während er sich in Beweisen der Achtung und Artigkeit gegen sie erschöpfte, kein einziges Wort entschlüpfen zu lassen, welches ihn hätte binden können."

Die Königin bewahrte also streng das Gemessene ihrer Stellung dem Feinde ihres Hauses gegenüber; es war dies doppelt schwer für sie, da es Napoleon an Herausforderungen nicht fehlen ließ. Ueber den Inhalt jener Unterredung können wir zu unserm Bedauern nur wenig berichten, nur Einzelnheiten derselben haben sich erhalten, aber sie genügen, um nachzuweisen, daß die Königin eben so sehr ihre Würde festhielt, wie die Ueberlegenheit ihres Geistes da heraustreten ließ, wo es die Ehre des königlichen Hauses, wie die Ehre des Landes verlangte. Als Napoleon die tactlose Frage that: „Aber wie konnten Sie den Krieg mit mir anfangen?" wieß ihn die Königin mit den schönen Worten zurück: „Sire, dem Ruhm Friedrichs war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben."

Wie sehr muß das menschliche Herz bedauern, daß es dieser edlen Frau nicht vergönnt war, die Hoffnungen so glänzend in Erfüllung gehen zu sehen, welche sie in diesen letzten Worten ausdrückte!

Hatte Napoleon bei dem Beginn der Unterredung zu Friedrich Wilhelm gesagt: „Sire, ich bewundere die Größe und Stärke Ihrer Seele bei so vielem und großem Unglück" — so mußte er nach derselben in Bezug auf die Königin eingestehen: „Ich wußte, daß ich eine schöne Königin sehen würde, und ich habe die schönste Königin und zugleich die interessanteste Frau gefunden." Welcher Gewinn für die von ihm so oft geschmähte Königin, welche Anerkennung der Ueberlegenheit ihres Geistes liegt in diesen Worten!

Bei Tische ereignete sich eine weitere bedeutungsvolle Scene. Napoleon wollte den König über die verlangte Aufopferung alter, seit lange dem Regentenhause angehörender Provinzen trösten, der König antwortete ihm, er, Napoleon, könne sich wohl leicht über solche Verluste hinwegsetzen, denn er wisse nicht, was es heiße, angestammte Länder zu verlieren, in denen die theuersten Erinnerungen der Jugend Wurzel gefaßt hätten, und die man so wenig vergessen könne, als seine Wiege.

„Was Wiege!" rief da Napoleon spöttisch. „Wenn das Kind ein Mann ist, hat es keine Zeit mehr, an die Wiege zu denken."

Da antwortete ihm der König ernst und offen: „Doch, doch! Seine Jugend kann man eben so wenig vergessen wie verleugnen, und ein Mann von Herz erinnert sich dankbar der Wiege, in der er als Kind lag." —

Die Grundlage des schmachvollsten Friedens war für den König der Verlust des halben Königreiches. „Der Kaiser Alexander hat ein Mittel, Sie zu entschädigen," sagte Napoleon zu Friedrich Wilhelm. „Er kann Ihnen ja seine Verwandten, die Fürsten von Mecklenburg und Oldenburg opfern, deren Länder für Preußen eine schöne Entschädigung im Norden und an der Ostsee sein werden. Auch kann er Ihnen den König von Schweden überlassen, dem Sie Stralsund und den Theil Pommerns, wovon er so schlechten Gebrauch macht, nehmen können. Der Kaiser Alexander willige in diese Erwerbungen für Sie, die zwar den Provinzen, die man Ihnen nimmt, nicht gleich sind, aber besser gelegen — ich für meine Person werde nichts dagegen haben."

Friedrich Wilhelm hatte kein Gelüste nach fremdem Gut, er wieß alle solche Aufforderungen zurück. Am 9. Juli um Mitternacht wurde der Friede unterzeichnet, welcher den König um die Hälfte seines Landes brachte.

„Der Friede ist geschlossen", schrieb die Königin in jenen Tagen, aber um einen schmerzlichen Preis: unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer als sein Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vortheilhaften Frieden machen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Princip unterhandeln und sich mit ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einst Segen bringen. Auch hätte er noch Eylau, einen treuen Alliirten verlassen müssen, das wollte er nicht. Noch einmal, diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube."

Im Uebrigen empfand die Königin einen tiefen Schmerz über diesen so nachtheiligen Friedensschluß und das darauf folgende Verfahren der Franzosen, welche das Land noch immer occupirt hielten und es auf eine füchterliche Weise aussogen. Der Verlust von Magdeburg ging ihr besonders nahe, sie liebte die Stadt sehr und war untröstlich über den Verlust derselben. Da pflegte sie wohl der Königin Maria von England, der Tochter Heinrichs VIII. Worte auf Magdeburg anzuwenden, welche jene von dem unter ihrer Regierung für England verlornen Calais geäußert: „Könnte man mir das Herz öffnen, man würde in blutigen Zügen den Namen Calais darin lesen!" —

In der Geschichte der Friedensverhandlungen zu Tilsit giebt es noch ein Factum von großem Interesse, eine kostbare Randzeichnung zu dem Texte jener Tage, welches besser als viele Worte die Situation Friedrich Wilhelms zeichnet. Man kann unglücklich sein, hat aber nicht nöthig, die Ehre zu verlieren. Ein Monarch kann die Stärke seiner Waffen zerstört auf die Schlachtfelder zerstreut, Stadt und Land in die Hand des Feindes gegeben, sich selbst auf das kleinste Stück seines Landes zurückgedrängt sehen, und seine

Ehre und die Achtung vor seiner Person kann noch immer dieselbe sein, wie in den Tagen des Glanzes und Glücks. Friedrich Wilhelm hat dies am 13. Juli 1807 in Tilsit erfahren. Am Vormittag dieses Tages fand da vor den Kaisern Alexander und Napoleon eine glänzende Parade russischer und französischer Truppen statt. Es wurde aller militärische Glanz aufgeboten, die gewaltigen Herrscher schieden von einander, erfreut von dem gesehenen Gepränge. Während die französischen Garden am Vormittag zur Schau gestellt worden waren, rückten am Nachmittag französische Feldtruppen durch die Stadt.

„Es mochte ohngefähr 3 Uhr Nachmittags sein, als die angesagten französischen Feldtruppen bei dem Quartier ihres Kaisers vorüber in die Stadt einzogen — kleines bewegliches Volk und nicht zu wohl accostumirt. Die ganze Breite der Straße war von ihnen eingenommen, und sowie sie das Haus des Kaisers hinter sich hatten, liefen sie, Gewehr über, pêle-mêle durcheinander wie die Ameisen. In diesem Augenblicke erschien plötzlich eine hohe edle Gestalt zu Pferde, angethan mit einem ganz einfachen grauen Oberrock mit hoch aufstehendem rothen Kragen, gefolgt von einem Reitknecht fast in so weiter Entfernung, als wenn er nicht zu dem reitenden Herrn gehörte. Es war unser König; er war mitten unter die französischen Truppen gerathen, und sah sich genöthigt, sein Pferd ganz langsam vorschreiten zu lassen. Wie gewöhnlich sah er sehr ernst, doch ruhig und wohlwollend aus. Seine Gesichtszüge hatten etwas, was Sympathie einflößte und seine ganze Haltung und Gestalt etwas Königliches. Er besaß eine stille Gewalt über die Gemüther der Menschen. Dieß fühlte Jeder, wer ihn ansah, und hat sich bei jeder Gelegenheit geltend gemacht. So auch hier; denn mit einem Male änderte sich die Scene. Ein französischer Soldat rief: „C'est le roi de Prusse. Le roi de Prusse —

le roi de Prusse!" ertönte es weiter und weiter in der durcheinander laufenden Menge. „Ah! ce brave, ce malheureux prince;" — und ohne daß man ein Officiercommando vernahm, schlossen sich plötzlich die Reihen der Soldaten; die Gewehre wurden angezogen; Alles ordnete sich schnell in Glieder, die Gesichter waren militärisch nach dem Könige gerichtet und bei geöffnetem Wege ritt er ruhig durch, mit Ernst und Würde, und die Truppen sahen ihn an in ehrerbietiger, militairischer Stellung. Er blieb sich aber in seiner würdigen Haltung ganz gleich und begrüßte im Weiterreiten die Soldaten durch mehrmalige Berührung des Czacko's mit der Hand. Alle Umstehenden freuten sich; aber er selbst wußte nichts von dem Triumphe, der seinem persönlichen Werthe und seinem Edelmuthe gebracht wurde, gebracht durch herzliche Theilnahme des gemeinen Soldaten, nicht auf Commando, sondern aus freiem Antrieb."

Elfter Abschnitt.

Weiterer Aufenthalt des Königs und der Königin in Memel und Königsberg. — Reise nach Petersburg. — Rückkehr nach Berlin.

Der König und die Königin waren nach Memel zurückgekehrt, man wartete auf Erfüllung der Friedensbedingungen von Seite der Franzosen, doch wartete man lange umsonst. Zuerst sollte die Räumung des Landes bis zur Weichsel erfolgen, die Franzosen machten keine Anstalten dazu. Und es war nicht genug, daß sie die Stipulationen nicht erfüllten, sie gingen im Gegentheil immer weiter, verlangten täglich mehr und mehr von dem preußischen Cabinet und Preußens Gesandter in Paris wurde mit seinen Vorstellungen gegen ein solch unredliches Verfahren gar nicht beachtet. Die Königin machte ihrem durch solche Willkür von neuem verwundeten Herzen in einem Briefe vom September 1807 in folgenden Worten Luft: „Wie es uns geht, ist nicht zu glauben. Gestern erhielten wir Nachrichten von Knobelsdorf aus Paris, wo er behandelt wird wie ein Lakai. Seine Vorstellungen an Napoleon zu bringen ist ihm unmöglich, da er nur einmal und wie von unge-

fähr vorgelassen wurde. Der Prinz von Baden und Cambaceres waren im Zimmer, und Napoleon hat ihn aufgenommen wie — ein Krümchen Brod! Die Umgebung Napoleons ist eben so gestempelt; unter Andern hat Champagny (der damalige Minister des Auswärtigen) zu Knobelsdorf gesagt: man werde sehen, wie Preußen sich jetzt benehmen würde — hoffentlich hübsch nachgiebig gegen des Kaisers Willen; denn alle Schuld läge an uns, an unserm bösen Willen, obgleich der Friedens-Traktat vorliegt! Nach unserm Verhalten würde Frankreichs Verfahren gegen uns für die Zukunft eingerichtet werden, u. s. w.

So wird auch jetzt ein Theil von Schlesien noch fortgerissen, der uns doch ausdrücklich beim Friedens-Abschluß unter dem Namen Neu-Schlesien vorbehalten war, und als Knobelsdorf darüber Vorstellungen machte, hat Champagny gesagt: es wäre ein Schreibfehler und ein Irrthum! — Sagen Sie selbst: ob das nicht zum Verzweifeln ist? Ach, mein Gott, warum hast du uns verlassen!!

Wo bleibt denn Stein? Dies ist noch mein letzter Trost! Großen Herzens, umfassenden Geistes, weiß er vielleicht Auswege, die uns noch verborgen liegen!"

Der Mann, auf welchen die Königin solche Hoffnungen setzte, der Minister von Stein hatte, wie wir wissen, bis zu Beginn des Jahres 1807 die Finanzen verwaltet, und hatte dann seine Entlassung erbeten und erhalten, da er in dem Cabinet des Königs, wie es um jene Zeit zusammengesetzt war, Hindernisse für die Rettung des Landes aus seiner schlimmen Lage zu finden glaubte. Nach dem Frieden von Tilsit wurde ihm die ehrenvollste Zurückberufung zu Theil, zweifelsohne unter besonderer Mitwirkung der Königin, welche mit Recht von seiner Umsicht und Energie die besten Resultate erwartete. Den oben angeführten Worten der Königin schließt sich eine Stelle eines späteren Briefs an, wo sie

schreibt: „Stein kommt und mit ihm geht mir wieder etwas Licht auf. Doch Zukunft giebt es nicht ohne Selbständigkeit, und wo ist diese jetzt in der Welt? — Marschall Soult ist ein entsetzlicher Mann, und fährt er so fort, so hält er uns gefangen hier in Memel — Jahre lang! Denn er thut was er will, und ist recht gereift in der Schule, die ihn erzog.“

Stein war von vielen Seiten aufgefordert worden, in den Staatsdienst zurückzukehren. Eine vortreffliche Frau, welche seit Jahren mit ihm befreundet war, Frau von Berg, die von uns bereits mehrfach erwähnte treue Freundin und Biographin der Königin schrieb ihm unter anderm: „Ich bitte Sie, sich der Königin zu nähern; wenn Sie die Reinheit ihres Wesens kennen, so werden Sie ihr beistimmen und sie lieben. Sie verschmäht die kleinen Mittel, welche ihr Macht geben könnten! man muß sie um so höher achten. Es ist in dem Gefühl ihrer Pflicht als Gattin, daß sie sich hingiebt und alle Neigungen und Meinungen des Königs theilt, daß sie diejenigen vertheidigte, welche er vertheidigte. Könnte man ihr einen Vorwurf daraus machen? Indessen ist das Unglück der Zeiten so groß und so grausam gewesen, daß ihre Augen über viele Dinge geöffnet sind. Sie ist Mutter und die Zukunft ihres Sohnes, ihrer Kinder kann sie nicht gleichgültig lassen; dazu hängt sie innig an ihrem Lande.

Die Königin ist nicht geeignet, in das Einzelne der Verwaltung einzugehen, was auch im Allgemeinen für die Frauen nicht paßt, denn es bringt sie in zu viele Verhältnisse und schadet dadurch ohne irgend einen Vortheil der Einfachheit und Gleichmäßigkeit des Lebens, dieser Quelle so vieler Tugenden; aber die Königin muß eine Stütze finden; sie muß sie finden für jeden sittlichen Zweck, für Sicherung der Umgebung des Königs gegen Menschen, die seine und des Landes Wohlfahrt und Ehre in Gefahr bringen, für die Er-

ziehung ihres Sohnes und für jeden Zweck, der die Würde des königlichen Hauses und das Wohl des Staates zu erhalten dient. Seien Sie also diese Stütze."

Stein wollte diese Stütze werden. Er kam am 30. October in Memel an und trat an die Spitze der Civil-Verwaltung. Er fand großen Widerstand, alles, was von ihm zu erwarten war, stand wiederum in Frage. Da trat die Königin noch einmal als Vermittlerin dazwischen, sie schrieb ihm ewig denkwürdige Worte und Stein blieb, zum unberechenbaren Vortheil des Landes. Die Königin hatte an ihn geschrieben: „Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld mit den ersten Monaten; der König hält gewiß sein Wort, Beyme kömmt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie noch nach. Daß um Gotteswillen das Gute nicht um drei Monate Geduld und Zeit über den Haufen falle. Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meiner Kinder, meiner selbst willen darum. Geduld! Luise."

Ein Brief der Königin an die Frau von Berg vom 10. October (1807) schildert nun nicht nur von neuem das Vertrauen, welches sie in Stein setzt, sondern auch die damalige so üble Lage Preußens, welches von dem übermüthigen Sieger mit Verletzung alles Rechtes noch immer mißhandelt wurde. Sie schreibt: „Die letzten Anträge oder vielmehr Gesetze, die uns in einer förmlichen Convention zugekommen, waren von der Art, daß Stein zum ersten Mal wie zu Stein wurde. Die Contribution beträgt an 154 Millionen: davon soll ein Drittel sogleich baar bezahlt werden, die Hälfte der übrigen 100, also 50 Millionen in Promessen, die andere Hälfte durch Domänen-Verkauf. Um gewiß zu sein, daß die Zahlungs-Termine eingehalten werden, verlangen die Franzosen als Unterpfand fünf Festungen: Graudenz, Kolberg (die beide so tapfer gegen den Feind vertheidigt und behauptet worden), Stettin, Küst-

rin und Glogau. Diese sollen mit 40,000 Mann französischer Truppen besetzt werden, worunter 10,000 Mann Kavallerie, die der König einkleiden, bewaffnen und ernähren soll und dazu die Summe von zwölf Millionen Thalern anweisen. Die Domainen des Königs im Magdeburgischen und Märkischen, zwischen der Elbe und der Oder und in Pommern sollen an Napoleon überlassen werden, die er verwaltet und auch verschenkt, wenn er will, um die übrigen 50 Millionen herauszubringen. Begreiflich ist, daß 40,000 Mann nicht Platz in den Festungen haben; es werden ihnen also Landesgebiete angewiesen werden müssen, oder vielmehr sie nehmen sie sich — was bleibt dem König übrig? Und was bleibt er mitten in seinen Staaten?

Dieses, da es nicht annehmbar ist, zu verhindern, wird versucht durch die Sendung des Prinzen Wilhelm, der Aufträge hat, die von Stein redigirt sind. Gottlob, daß Stein hier ist! Das ist ein Beweis, daß Gott uns noch nicht ganz verlassen hat.

So ist unsere fürchterliche Lage, an welcher Alles hier darnieder liegt. Auch mich verläßt nun bald alle Kraft. Es ist furchtbar, entsetzlich hart — besonders da es unverdient ist!

Meine Zukunft ist die allertrübste! Wenn wir nur Berlin behalten; aber manchmal preßt mein ahnungsvolles Herz der Gedanke, daß er es uns auch noch entreißt und zu der Hauptstadt eines andern Königreichs macht. Dann habe ich nur einen Wunsch — auszuwandern, weit weg, als Privat-Leute zu leben und zu vergessen — wo möglich! Ach Gott, wohin ist es mit Preußen gekommen! Verlassen aus Schwachheit — verfolgt aus Uebermuth — geschwächt durch Unglück — so müssen wir untergehen!

Savary (damals Gouverneur von Ostpreußen und französischer Gesandter in Petersburg) hat versichert: daß Rußlands Verwendung auch nichts helfen würde; hat uns aber den guten Rath

geben lassen, unsere Juwelen und Kostbarkeiten zu veräußern. — Uns dies sagen zu dürfen!"

„Nicht als ob Luisens Herz an diesem Tand gehaftet hätte", fährt Frau von Berg fort. „Was sie verletzte, war nur der übermüthige Hohn, mit dem ein Soult, ein Savary nach dem Beispiel ihres ungroßmüthigen Herrn und Meisters gegen das unglückliche Königspaar verfuhren. Denn bei der höheren Gemüthsstimmung und edlen Lebensrichtung Friedrich Wilhelm's und Luisens wurde, was Wohlhabenden und Reichen, an Ueberfluß gewöhnt und verwöhnt, im Unglück oft am schwersten wird: entbehren und sich einschränken zu müssen, dem König und der Königin am leichtesten. Beide verzichteten auf frühere Bequemlichkeiten und Genüsse mit einer so heitern Ergebung, daß man kaum die Selbstverleugnung bemerkte, in welcher sie jedes Opfer brachten, sobald die Nothwendigkeit es abforderte. Es gab namentlich bei ihrem Aufenthalt in Memel Momente, wo beim Mangel an baarem Gelde für die täglichen Ausgaben nur noch das Unentbehrlichste übrig blieb. Die Mittagstafel war in einem so hohen Grade einfach und frugal, daß Alle, welche zugezogen wurden, versicherten: man habe zu dieser Zeit an bürgerlichen Familientischen besser gespeist. Und sie, die früher umgeben von Pracht, Reichthum und Herrlichkeit, in glänzender Umgebung, im prächtigen Rittersaale des alten königlichen Schlosses, an Tafeln des Ueberflusses gesessen, saßen nun in beschränkten Zimmern, an Tischen, welche die Mäßigkeit gedeckt hatte, genügsam und zufrieden da, und das Wenige und Einfache schmeckte von irdenen Schüsseln und Tellern ebenso gut, als früher von goldenen. — Das zum Inventarium des königlichen Haushaltes gehörige kostbare, ganz goldene, werthvolle Tafelgeschirr, ein reiches Erbstück glücklicher, mächtiger Ahnherrn, ließ der König, sowie Geldnoth eintrat, in Silber-Courant verwandeln, nicht, was

doch in persönlicher eigener Noth wohl das nächste gewesen wäre, zu seinem eigenen Privatgebrauche und Vortheil, sondern um Zahlungen für das Land und die schwer gedrückten Unterthanen zu leisten."

In einem andern, über jene Zeit berichtenden Werke sagt ein Augenzeuge von der Königin: „Sie lebt zwar still und zurückgezogen, entzieht sich aber doch auch den Augen des Publikums nicht. Sie sucht, soweit es zarte Weiblichkeit verstattet, das Elend, welches der Krieg mit sich führt, möglichst nach ihren Kräften zu mildern; sie sorgt in unabläßlichen Bemühungen mit ansehnlichen Unterstützungen für die Verwundeten und hilft nach allen Richtungen den Nothleidenden. Jeder, dem das Glück wird, sich ihr zu nahen, sie zu sehen und zu hören, muß bekennen, daß sie, wenn irgend eine hohe Seele, dem hohen Ideale der reinsten Weiblichkeit nahe kommt. Nicht mächtig und imponirend, aber sanft und wohlthuend ist der Eindruck, den sie auf jeden, Große und Kleine, Fremde und Einheimische, macht; sich mittheilend ist die Ruhe und Ergebung, mit der sie ihr Unglück trägt."

Wie die Königin trotz der mehr als je beschränkten Mittel, über welche sie zu gebieten hatte, im Kleinen wie im Großen, nach allen Richtungen hin auch jetzt nach ihrem Sinn der edelsten Wohlthätigkeit Folge gab, davon nur ein Paar Beispiele.

Am Neujahrstage des unglücklichen Jahres 1807, inmitten ihrer eigenen Noth, sandte sie 1000 Rthlr. zur Vertheilung an die Armen nach Berlin. Im Sommer desselben Jahres, als die trübe Zeit des Krieges schwer auf dieser Stadt lag und ehrenwerthe Männer insbesondere erschreckt waren von der Menge armer verlassener Kinder, die ohne entschiedene Beihülfe dem Verderben entgegen gehen mußten, bildete sich ein Verein zur Unterstützung und Versorgung dieser Kinder. Der in Berlin lebende Probst Hanstein, ein wackerer Mann, bat die Königin, das zum Besten der Kinder

errichtete Institut „Luisen-Stift“ nennen und unter ihr Protectorat stellen zu dürfen.

Sie antwortete ihm unterm 31. August 1807 von Memel aus eigenhändig: „Neigung zum Wohlthun war von jeher ein hervorstehender Zug in dem Charakter der Berliner; nie hat sich derselbe schöner entwickelt, als in dem eben beendigten unglücklichen Kriege und durch die von Ihnen, würdiger Herr Probst, angezeigte Stiftung zum Unterhalte, Erziehung und Unterricht unberathener Knaben von armen noch lebenden Eltern. Für Waisen fehlt es nicht an Stiftungen mancherlei Art; aber an Hülfsbedürftige aus der genannten Klasse war nicht bisher gedacht. Diese Anstalt verdient daher allgemeinen Dank und lebhafte Theilnahme. Ich aber bin sehr gerührt durch den zarten Beweis von Achtung, Vertrauen und Liebe, den die Stifter nach ihrem Schreiben vom 12. dieses Monats mir dadurch gegeben, daß sie die Stiftung nach meinem Namen nennen und unter meinen Schutz stellen wollen. Mit Freuden nehme ich nicht nur beides an, sondern übernehme auch die nach dem Etat ausgemittelten Unterhaltungskosten für vier Zöglinge, indem ich Sie, Herr Probst, ersuche, solche auszuwählen und nach Inhalt des Reglements ihnen einen Vormund zu setzen. Beikommende 100 Stück Friedrichsd'or bitte ich zur ersten Einrichtung der Anstalt zu verwenden. Der Krieg, der so viel unvermeidliches Uebel über die Nation brachte, deren Landesmutter zu sein mein Stolz ist, hat auch manche schöne Frucht zur Reife gebracht und für so vieles Gute den Samen ausgestreut. Vereinigen wir uns, ihn mit Sorgfalt zu pflegen, so dürfen wir hoffen, den Verlust an Macht durch Gewinn an Tugend reichlich zu ersetzen. Sie, Herr Probst, haben redlich das Ihrige gethan, nach diesem Ziele hinzuwirken. Mehrere Ihrer würdigen Amtsbrüder haben mit Ihnen gewirkt. Sie haben dadurch in den Berlinern einen Geist erweckt

und erhalten, in welchem allein man sich im Unglück mit Würde betragen kann. Dadurch ist das Band der Liebe, welches die Nation mit ihrem Herrscher verbindet, nur um so fester geknüpft worden; sowie die Freude des Wiedersehens, wonach die Sehnsucht wechselseitig gleich groß ist, desto reiner sein wird."

Wie sorgfältig die Königin es verstand, ihre landesmütterliche Theilnahme selbst in verhältnißmäßig unbedeutende, untergeordnete Dinge zu leiten, erfahren wir unter Anderm aus einem Briefe, welchen sie am 20. November 1808 von Königsberg aus an den Prediger Koblank in Berlin schrieb. Derselbe lautet: „Ich habe vernommen, daß der Garnwebermeister Domitsch am 28. d. M. seine fünfzigjährige Hochzeit begehen will und daß Sie, sein Seelsorger, die Einsegnung des Jubelpaares öffentlich in der Kirche, nach geschehener Einladung der ganzen Gemeinde, verrichten wollen. Dieses beweist mir, daß der Lebenswandel dieses Jubelpaares zu der Wohlthat einer so langen Vereinigung auch noch die beglückende Achtung und Liebe achtungswerther Menschen gesellt hat, und darum beauftrage ich Sie, diesen guten Leuten meine vollkommenste Theilnahme zu bezeigen, und ihnen meinen lebhaftesten Glückwunsch zu dieser ihnen gewordenen Gnade Gottes zu erkennen zu geben.

Eine so seltene Lebensepoche diesen guten Leuten auch anderseitig erfreulich zu machen, übersende ich zugleich anliegendes Geschenk und überlasse Ihnen, nach der näheren Kenntniß der Verhältnisse, sie entweder unmittelbar damit zu erfreuen, oder davon ihnen einen erquickenden und Freude erhöhenden Genuß an diesem Tage zu verschaffen."

Und nicht nur in die Ferne wußte die Königin die Strahlen ihres Herzens zu senden, ihre ganze Umgebung, die nächste wie die entferntere wurden davon erwärmt. Aus vielen Beispielen nur eins.

Der Kronprinz und der Prinz Friedrich wohnten zu Memel,

wegen Mangel an Raum und Einrichtung, nicht im Schlosse, sondern in einem Privathause, bei dem Kaufmann Argelander. Zufällig hatte der Kronprinz den Geburtstag seiner Hauswirthin, einer gebildeten wohlwollenden Frau, erfahren und gehört, wie sie denselben mit ihrer Familie bei einer Verwandten in der Stille feiern wolle, um alles unruhige Aufsehn im eigenen Hause, wo die Prinzen die obere Etage bewohnten, zu vermeiden. Die Königin hatte dies vom Prinzen vernommen und kam zu ihm, als Frau Argelander bereits ausgegangen und bei ihrer Freundin war, wo ein froher Familientag gefeiert werden sollte. Gegen Abend erschien ein Diener des Kronprinzen, der Frau Argelander ersuchte, schnell nach Hause zu kommen. Von Verwandten und Freunden aber gebeten und festgehalten, entschuldigte sie sich, so gut sie konnte und blieb. Bald darauf fuhr jedoch der Wagen des Kronprinzen vor; der Prinz stieg aus, trat in's Zimmer und wiederholte die Bitte: mit ihm nach Hause zu kommen, weil seine Mutter dringend wünsche, sie zu sehen und zu sprechen, und hob sie dann in den Wagen, seiner Wohnung zueilend. Aber wie erstaunte die Frau, als sie an allen Fenstern ihres Hauses Licht erblickte, und mehr noch, als sie in die erleuchteten und festlich geschmückten Zimmer des Kronprinzen eintrat und nun die Königin, umgeben von allen königlichen Kindern, ihr mit den freundlichen Worten entgegenkam: „Ich habe mir die Freude nicht versagen können, Ihnen, meine liebe Frau Argelander, meine Glückwünsche zu Ihrem heutigen Geburtstage selbst zu bringen. Auch Dankbarkeit führt mich zu Ihnen, da die Prinzen eine so freundliche, gute Aufnahme in Ihrem Hause gefunden haben. Gern möchte ich nun mit meinen Kindern Ihr Geburtsfest feiern, die Freude Ihrer Gegenwart werden Sie uns nicht versagen. Ihre ebenfalls eingeladenen Freundinnen werden sogleich hier sein, und wenn aufrichtige Theilnahme zur Freude stimmt,

so wird es uns daran nicht fehlen." Sämmtliche Gäste erschienen, und Alle, entzückt von der Herzlichkeit und angenehmen Unterhaltung der huldvollen Königin, feierten und genossen in der heitersten Stimmung einen schönen Abend, der ihnen unvergeßlich blieb."

Solche Theilnahme und Freundlichkeit einer Königin, wie Luise es war, ist unvergeßlich und noch heute gehen die Erzählungen von der hohen königlichen Frau in Memel von Familie zu Familie, von Geschlecht zu Geschlecht als ein schönes Erbtheil über. —

Wir haben bereits angeführt, daß der König als letzten Versuch, das französische Cabinet zur Erfüllung seiner Verpflichtungen zu ermahnen, seinen Bruder, den Prinzen Wilhelm, nach Paris gesandt hatte. Auch diese Mission hatte wenig possitiven Erfolg, dagegen einen großen relativen; Prinz Wilhelm erkannte mit allem Scharfblick den Kern der Situation und drückte diese Erkenntniß in folgenden Worten aus: „Bei dem Umsturz aller Staaten wird es für Preußen immer ein Vortheil sein, indem es sich irgend welche politische Existenz erhält, den Zeitpunkt mit zu erleben, der die Freiheit Europas wird wieder erstehen sehen. Je mehr Napoleon von Tag zu Tag seine ungeheure Macht ausbreitet, desto eher wird der Augenblick kommen, wo sie zusammenbrechen wird; ja, ich habe hier in Paris selbst die Ueberzeugung geschöpft: dieser Augenblick wird kommen und es handelt sich für uns darum, ihn zu erwarten."—

Ehe wir berichten, daß der König und die Königin Memel verließen und sich nach Königsberg begaben, geben wir hier noch ein Paar kleine Bruchstücke aus Briefen der Königin, kleine Steinchen zu dem Mosaik.

Am 29. October schrieb sie an Stein: „Wenn Sie nicht zu viel zu thun haben, wenn die bösen Nachrichten von Berlin nicht Conferenzen erfordern, oder zu fassende Entschlüsse Sie abhalten, so wünschte ich sehr und außerordentlich den Trost zu haben, Sie um

5 Uhr zu sprechen. Mittheilung des Schmerzes, das Urtheil eines klugen, gefühlvollen Mannes ist von unendlichem Werth. Gott, wo sind wir, wohin ist es gekommen! Unser Todesurtheil ist gesprochen!"

Die nachstehenden Worte sind mit ruhigerem Gemüth geschrieben: „Ich lese viel und denke viel und mitten unter Leiden giebt es Tage, mit denen ich zufrieden bin; es ist wahr, daß die Menschen keinen Antheil daran haben, in meinem Innern bereitet sich Alles. Von äußeren Dingen ist es allein die Freundschaft des Königs, sein Zutrauen und seine liebevolle Begegnung, welche mein Glück ausmachen." .... „Der König ist herzlicher und besser als je für mich; großes Glück und große Belohnung nach vierzehnjähriger Ehe!" —

Der Wunsch der Königin, welcher besonders aus Gesundheitsrücksichten entsprang, ihren ferneren einstweiligen Wohnsitz in Königsberg zu nehmen, konnte endlich zu Beginn des Jahres 1808 erfüllt werden, die französischen Truppen räumten das Land bis zur Weichsel, die königliche Familie ging nach der alten preußischen Haupt- und Krönungsstadt. Den Bewohnern von Memel hinterließ der König in folgenden vom 14. Januar datirten Abschiedsworten ein schönes Andenken:

„Ich danke der braven und guten Bürgerschaft von Memel für die während meiner Anwesenheit so vielfach und herzlich geäußerten Beweise der Treue, Liebe und Aufrichtigkeit an meine Person, meine Gemahlin und mein ganzes Haus. So wie es unvergeßlich sein wird, daß Memel allein von allen Städten meines Reiches von den Krieges-Drangsalen unmittelbar verschont geblieben, so werde auch ich mich stets dankbar erinnern, daß die göttliche Vorsehung meine Familie hier eine Freistätte finden ließ. Die vielen und rührenden Beweise der Liebe und unerschütterlichen Treue,

welche die sämmtlichen Einwohner dieser Stadt und Gegend mir, selbst bei Annäherung der größten Krieges-Gefahr gegeben, erhöhen den Werth dieser Erinnerung und sichern der Stadt mein immerwährendes Wohlwollen. Mit Freuden werde ich jede Gelegenheit ergreifen, ihr solches thätig zu bezeigen, als ihr gnädiger König.

Friedrich Wilhelm."

Die Bewohner von Königsberg empfingen das Königspaar mit Ehrerbietung und Freude ohne Grenzen; der König fand bald eine Gelegenheit, die Treue und Anhänglichkeit der ganzen Provinz mit einer besondern Auszeichnung anzuerkennen.

Die Königin gab am 1. Februar (1808) einer Tochter das Leben, welche in der Taufe die Namen Luise Auguste Wilhelmine Amalie empfing. Der König beschloß, diesem Kinde die Stände von Ostpreußen zu Pathen zu geben. Die Taufe wurde am 28. Februar durch den Oberhofprediger Weil vollzogen, die anwesenden Taufzeugen waren, außer den Prinzessinnen Wilhelm und Luise und dem Prinzen Heinrich von Preußen, der Obermarschall Graf zu Dohna, der General-Landschafts-Director Freiherr von Korff, und der Graf von Schlieben auf Gerdauen, der Rath Brausewetter, der Stadtpräsident Gervais, der Tribunalrath Buchholz, der Kaufmann Kraus, der Kirchenvorsteher Rabe und der geheime Rath Frey.

Ein Schriftsteller jener Zeit, H. Bardeleben, berichtet mit warmen Worten über diese Taufhandlung: „Als zu Anfange des Jahres 1808 der König von Bundesgenossen vernachlässiget, von Freunden verabsäumt, von Dienern und Höflingen aufgegeben, von dem größern Theile seines Volkes getrennt, allein stand, da antwortete er Denen, die darüber klagten:

„Ist es Euch neu, daß der Unglückliche verlassen wird?"

Da ward ihm ein Kind geboren, eine Tochter in den Tagen

des Unglücks. Mit wem mochte er damals die Vatersorge theilen, als mit seinem Volke? Er berief die Stände Altpreußens, den Edelmann, den Gewerbe treibenden Bürger und den Ackerbauer um sich. Sie mußten das Volk vertreten. Und mitten unter den Seinen standen sie und waren die Seinen und legten die Hände auf das Kind und beteten für ihn und sein Haus. Darauf ward es still in den königlichen Gemächern und in tiefer Rührung schlugen Aller Herzen, in einer Liebe, in einem tiefen, großen Kummer.

Luise Wilhelmine! Du bist die Geweihte des Volks, die Vermittlerin zwischen ihm und uns, das Unterpfand gegenseitiger Treue. Wenn Du, groß gezogen, eine blühende Jungfrau unter den Geschwistern stehst, dann sind die Stürme vorüber. Im neuen Glanze blühe dann Dein königliches Haus! Schwarze Stunden werden über Dich hinrauschen. Wir hören ihre Fittiche schlagen. Du aber lächelst kindlich, nichts fühlend, als Dich und den Reiz des Lebens, und die Amme schaukelt Dich, hoch über dem Abgrund, an dessen Rande wir schaudernd stehen.

In Dir lächele uns die Zukunft, rufe uns auf zur Kraft und That, und aus diesen hellen Augen spreche das Volk tröstend zum Könige: „Wir sind Dein, Herr, sei stark und bleibe Dir getreu! Vertraue vorzüglich Dir selbst, Deiner Weisheit, Deiner Einsicht, Deinem Herzen; auf daß nicht zwieträchtige, rath- und muthlose Diener Dich und uns verderben. Prüfe, Herr, was Du gewollt, und was sie gethan. Die Befolgung Deiner Pläne hätte uns gerettet, aber ihr Thun und Unterlassen führte uns dem Untergange nahe." —

Die Königin erholte sich bald und freute sich besonders der Spaziergänge in den schönen Umgebungen von Königsberg, welche ihr ein besonders milder Frühling reichlich gestattete. Außerdem fand sie hier mehrere von den Männern wieder, welche ihr liebge-

worden waren, und deren zeitweiligen Umgang sie zu ihrer Belehrung nicht minder wie zu ihrer Zerstreuung wünschte. Unter andern Männern lernte sie ihren damaligen Leibarzt, den berühmten Hufeland nicht nur wegen des Reichthums seiner Kenntnisse und Erfahrungen, auch wegen des Reichthums seines Herzens schätzen. Andere Männer, wie Süvern und Borowski, welche der Königin in Königsberg nahe standen, haben wir bereits früher erwähnt — tragen wir noch einiges hierher gehörige nach.

Ueber den Professor Süvern schrieb die Königin ihrer Schwester: „Ich habe die Bekanntschaft des Professors Süvern gemacht. Das hat mich etwas in Verlegenheit gesetzt; denn Süvern sagte mir ein Lob, von dem ich fühle, wie wenig verdient es ist — sagte mir: mein Urtheil über seine Geschichte sei so treffend als schmeichelhaft für ihn. Doch — unwissend, wie ich bin, kann nur die Majestät, die mich umgiebt, ihn über mein Urtheil geblendet haben, und tief durchdrungen von dieser Ueberzeugung, habe ich von seinem Geist an sein Gemüth appellirt — denn Gemüth hat er — und ich habe ihm darauf geantwortet: daß mein Beifall unmöglich Werth für ihn, den Kenner, haben könne! Dagegen möge der Gedanke ihm einen kleinen Ersatz gewähren, daß er in dieser schrecklichen Zeit des Unglücks und der Thränen meinem müden Geiste aus dem Quell der Wissenschaft ein Labsal verschafft habe, wofür ich ihm stets Dank wissen würde. Er hat hoffentlich verstanden, was ich damit sagen wollte — wo nicht, so wird er wohl von Scheffner hören: daß Wahrheit mir über Alles geht, und daß ich diese als die Seele eines Geschichtsgelehrten ansehe."

Und Borowski hat uns selbst ein Blatt aus dem Herzen der Königin hinterlassen, welches wir hier als einen wichtigen Beitrag zu ihrer Beurtheilung mittheilen. Sein Brief aus jener Zeit lautet:

„Fröhlich ist freilich unsere theuere Königin in dieser Passions-

zeit nicht; aber ihr Ernst hat eine stille Heiterkeit und die Klarheit und Ruhe, welche ihr Gott schenkt, verbreitet über ihre ganze Persönlichkeit eine Anmuth, die man eine würdevolle nennen kann.

Ihre Augen haben allerdings den früheren Lebensglanz verloren, und man sieht es ihnen an, daß sie viel geweint haben und noch weinen; aber damit haben sie den milden Ausdruck einer sanften Wehmuth und stillen Sehnsucht empfangen, die noch mehr und besser ist, als Lebenslust. Die Blüthen auf ihrem Angesicht sind wohl verblüht und eine sanfte Blässe umgiebt es, doch ist es noch schön, und auf ihren Wangen wollen mir fast noch mehr, als früher die rothen, so jetzt die weisen Rosen gefallen. Um ihren Mund, den sonst ein süßes glückliches Lächeln umschwebte, sieht man jetzt von Zeit zu Zeit ein leises Beben der Lippen; es liegt darin wohl Schmerz, aber kein bitterer. Ihr Anzug ist stets höchst einfach, und die Wahl der Farben bezeichnet ihre Stimmung.

Die Frömmigkeit unserer verehrten Königin ist eine christliche, das heißt: eine gesunde, einfache, naturgemäße, ihrer jedesmaligen Empfänglichkeit und Stimmung vollkommen angemessene, fern von allem Gezwungenen, Erkünstelten und Sentimentalen. Mit dem Gefühl und Ausdruck der Schüchternheit nahet sie sich den heiligen Wahrheiten der Religion, aber auch mit dem Ausdruck der Sehnsucht und des Durstes und nimmt eben darum ihre Erquickungen in sich um so reiner auf. Was mich am meisten erfreut, weil es für sie das Beste ist und wirkt, sie giebt allen ihren religiösen Ansichten, Ueberzeugungen, Gefühlen und Bestrebungen die feste Grundlage des göttlichen, geoffenbarten Bibelwortes; bringt damit Festigkeit, Gewißheit, Zusammenhang und Zuversicht in ihr Gemüth, und bei dem huldvollen Vertrauen, dessen sie mich würdiget, suche ich vorzüglich darin sie zu bestärken. In ihrer vorherrschenden Stimmung sympathisirt sie jetzt ganz besonders mit den Psalmen; die

heilige Begeisterung, die in denselben waltet, sagt ihrer schönen poetischen Natur harmonisch zu und giebt ihrem frommen Gemüth Schwingen. Selbstgemachte ernste Lebenserfahrungen schließen ihr das Heiligthum der heiligen Schrift auf und führen sie in den tiefen, reichen Sinn derselben. Der alte wahre Spruch: „Trübsal lehret auf's Wort merken und es verstehen", bestätiget sich auch an ihr auf's Herrlichste, und ihre geist- und gemüthvollen Bemerkungen, Fragen und Antworten überraschen mich oft auf das Angenehmste.

Als ich am letztvergangenen Sonntage die Ehre hatte, meine Aufwartung zu machen, fand ich sie allein in ihrem Wohnzimmer, lesend in der heiligen Schrift. Schnell aufstehend und mir freundlich entgegenkommend, begann sie sogleich:

„Nun habe ich mich hinein gedacht und hinein gefühlt in den köstlichen 126sten Psalm, über den wir letzthin mit einander sprachen. Je mehr ich nachdenke und zu fassen suche, desto mehr zieht er in seiner Erhabenheit und Lieblichkeit mich an, und ich weiß nichts, was meiner Stimmung sich so ernst und milde, erhebend und tröstend anschließt, als dies liebe, theure Wort. Der Seelenschmerz, der sich darin einfach ausspricht, ist tief und doch gelassen, ruhig und sanft. Was er wirken und welche Früchte er bringen soll, ist in dem lieblichen Bilde der Saat und Ernte treffend bezeichnet. Die alles Herzeleid tragende und überwindende Hoffnung geht darin auf wie Morgenröthe, und von ferne her hört man schon durch die Unglücksstürme die Psalmen der Ueberwinder. Es wehet ein Geist der Wehmuth und doch auch des Sieges, der Ergebung und der frohesten Zuversicht darin: eine Elegie, und doch auch ein Hymnus, ein Hallelujah mit Thränen. Ich schaue diesen Psalm an, wie man eine schöne Blume anblickt, auf der ein klarer Thau-

tropfen im Morgenlichte glänzt; gelesen und wieder gelesen hat er auch meinem Gedächtnisse sich eingeprägt."

Und nun sagte die Königin im Ausdruck frommer Ehrfurcht, mit leiser, aber fester klarer Stimme, in der warmen Betonung reiner Andacht den in ihr Gemüth aufgenommenen Psalm her, hie und da ein wenig anders und auf ihren Zustand angewandt.

Wie ein schönes Lied, angenehm gesungen, mehr noch als gelesen, einen tiefen, belebenden Eindruck macht, so erwachten, indem ich der Königin zuhörte, in mir beim alten Worte neue Gefühle. Denn ihre melodische, ich kann gar nicht sagen wie betonte Sprache war wie ein entzückender Gesang, der aus ihrem reich besaiteten Herzen floß. Wie ich horchte, und die hohe erleuchtete Frau, das Wort des ewigen Lebens auf ihren beredten Lippen, ansah, fiel mir der Spruch ein: „In deinem Lichte sehen wir das Licht, und selig sind, die da Leid tragen; sie sollen getröstet werden!" Denn Alles wurde mir heller, wie zuvor, und sie selbst erschien mir in einer lichtvollen Klarheit; schöner, als ich sie jemals gesehen." —

Eine berühmte Frau, Frau von Krüdener, war der Königin vor mehreren Jahren in Berlin bekannt geworden, als ihr Gemahl daselbst den Posten eines russischen Gesandten bekleidete. Gleich nach den Tagen des Unglücks von Jena und Auerstädt fand die Königin sie in Königsberg wieder, und gestattete ihr, den Kummer ihres Herzens durch ein liebenswürdiges Beileid zu mildern. Frau von Krüdener hatte sich damals der Königin ziemlich nahe zu stellen verstanden, war ihre Begleiterin und Theilnehmerin auf den Wegen der Barmherzigkeit und des Wohlthuns gewesen und wurde auch später noch von ihrer hohen Freundin mit Briefen beehrt. Einen derselben sind wir so glücklich hier mittheilen zu können; er ist aus dem Jahre 1808 und lautet: „Ihrem trefflichen Herzen bin ich ein Bekenntniß schuldig und Sie werden dasselbe, davon bin ich

überzeugt, mit Freudenthränen vernehmen. Sie haben mich besser gemacht, als ich war. Ihre Sprache der Wahrheit, unsere Unterhaltungen über Religion und Christenthum haben den tiefsten Eindruck hinterlassen. Ich vertiefte mich ernster in die Dinge, deren Dasein und Werth ich zwar schon vorher gefühlt, aber mehr geahnt, als gewußt habe. Diese Betrachtungen hatten sehr tröstliche Ergebnisse für mich. Ich trat näher zu Gott, mein Glaube wurde stärker, und so bin ich mitten im Unglück, unter zahllosen Kränkungen und Unbilden niemals ohne Trost geblieben, niemals ganz unglücklich gewesen. Rechnen Sie dazu die Güte des Gottes der Liebe, welcher niemals mein Herz verhärtete, es immer dem Wohlwollen und der Liebe für meine Mitmenschen zugänglich machte, immer mit dem Drange erfüllte, denselben zu helfen und ihnen nützlich zu werden. Sie begreifen, wie ich dabei niemals ganz unglücklich werden kann, indem ich immer die Quellen der reinsten Freuden besitze. Mit dem Scharfblick der Wahrheit habe ich die Eitelkeit der irdischen Größen erkannt und ihre Nichtigkeit im Vergleich mit den himmlischen Gütern. Ja, ich bin zu einer Seelenruhe und zu einem innern Frieden gelangt, welche mich hoffen lassen, daß ich mit der Fassung und Demuth einer echten Christin alle Fügungen Gottes und alle Leiden ertragen werde, die mir zu meiner Läuterung geschickt werden. Denn aus diesem Standpunkte betrachte ich alle die Heimsuchungen, die uns hienieden beugen. — Ich habe mich wiedergefunden im Geräusche der Welt. Versprechen Sie mir, daß Sie immer mit der Stimme der Wahrheit zu mir reden."

Wie schön sind diese Worte an und für sich, und wie viel schöner noch sind sie aus der Feder einer Königin! —

Zufolge ihres natürlichen Verlangens, ihr Wissen zu mehren und daraus wiederum für Andere gute Früchte ziehen zu können, betheiligte sich die Königin wie an allen andern wissenschaftlichen

Einrichtungen und Ereignissen, so auch mit aller Lebhaftigkeit an der um jene Zeit die Augen der ganzen gebildeten Welt auf sich ziehenden Pestalozzi'schen Unterrichtsmethode. Der König war nicht abgeneigt, sie in seine Staaten einzuführen, und hatte Vorkehrungen getroffen, um in seiner nächsten Nähe, in Königsberg, durch Probeschulen sich von dem Werthe der neuen Methode zu überzeugen. Die Königin betheiligte sich lebhaft an dieser Angelegenheit, sie las mit großem Interesse Pestalozzi's Schriften und schrieb unter anderm darüber: „Ich lese jetzt Lienhardt und Gertrud, ein Buch für's Volk von Pestalozzi. Es ist mir wohl mitten in diesem Schweizerdorfe. Wäre ich mein eigener Herr, so setzt ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Mann mit Thränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er es mit der Menschheit — ja, in der Menschheit Namen dank' ich ihm! Eine Stelle in dem Buche gefiel mir besonders, weil sie so wahr ist: „Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind!" — Ja, inmitten meines Elends sage ich schon: Es ist Gottes Segen! Wie viel näher bin ich bei Gott, wie deutlich sind meine Gefühle zu Begriffen geworden über die Unsterblichkeit der Seele. Nicht ohne Thränen schmilzt das schöne Siegel — wie wahr!"

Und in diese Beschäftigung mit der Wissenschaft, welche dem Unglück sanft die Spitze stumpft, drängte sich doch immer und immer wieder der traurige Blick auf die politische Lage Europas, welches von neuem unter den Willkührsschlägen Napoleons zu leiden hatte. Die Ereignisse jener Zeit in Spanien, welche die Königin mit großem Interesse verfolgte, waren es, welche ihr die folgenden Worte dictirten:

„Was sagen Sie zu den Nachrichten aus Spanien? Sind sie nicht ein neuer Fingerzeig der eisernen Hand, die schwer auf der

gebeugten Stirn Europas ruht? Ein warnender Fingerzeig nicht auch für uns? — Mitten im Frieden seinen ersten Bundesgenossen zu entthronen! Die Saat der Zwietracht zu säen zwischen Vater und Sohn! Den Infanten vom Vaterherzen zu reißen, aus dem Vaterhause, aus dem Vaterlande zu verjagen! — Was haben wir, wir in unserer Lage zu erwarten?

Der unglückliche Karl hat nur geschrieben, was der Unerbittliche ihm in die Feder gesagt, hat geschrieben: daß Ferdinands Schuld eine moralische Scheidewand aufgerichtet habe zwischen Vater und Sohn. Aber wessen Hand es eigentlich war, die diese Wand baute — können Sie darüber im Zweifel sein? Ich frage Sie! — Ach, mein Gott, wann kommt die Zeit, wo die Hand des Verhängnisses endlich das Mene, Mene, Tekel an diese Mauer schreibt!

Ich beklage mich dennoch nicht, daß meine Lebenstage in diese Unglücks-Epoche fielen. Vielleicht gab mein Dasein Kindern das Leben, die einst zum Wohl der Menschheit beitragen werden!" —

In Königsberg hatte die Königin die Freude, einen Lieblingswunsch, Frühling und Sommer auf dem Lande zubringen zu können, sich erfüllen zu sehen. Dicht bei der Stadt, in dem Dorfe Huben, wurde ein Landhaus für die königliche Familie eingerichtet, welches früher dem bekannten Th. G. v. Hippel gehörte, und welches zwar klein war, dem genügsamen Sinne der Königin indeß vollständig behagte. Als man sie auf den geringen Umfang des Landhauses aufmerksam machte und die Vermuthung aussprach, es werde für die Bedürfnisse der königlichen Familie nicht zureichen, antwortete die Königin: „Um glücklich und zufrieden zu sein in seinem Innern, bedarf man nicht viel des Aeußern; gesunde Luft, Stille, Aussichten in's Freie, einige Schatten gebende Bäume, ein paar Blumenbeete, eine Laube reichen hin. Mein Mann und ich,

wir sind uns mit den Kindern selbst genug; und dann habe ich gute Bücher, ein gutes Gewissen, ein gutes Pianoforte, und so kann man unter den Stürmen der Welt ruhiger leben, als Diejenigen, welche die Stürme erregen."

Mit diesem Sinne, in treuer Ausführung des Spruches des Evangelisten: „Niemand lebt davon, daß er viele Güter hat", brachte die königliche Familie zwei Sommer auf diesem kleinen Landgute zu — hätte nicht die Erinnerung an die schwer lastende Hand des Unglücks, welche auf dem Lande lag, mitunter Wolken des Kummers auf der Königin hohe Stirn geführt, sie würde sich hier nicht minder glücklich gefühlt haben, als in den weiten Palästen und Gärten von Charlottenburg und Sanssouci. Die lieblichen Scenen von Paretz, aus jener Zeit, wo Kronprinz und Kronprinzessin die schweren Tage königlichen Unglücks noch nicht ahnten, erneueten sich hier, und war die sie umgebende Menge, welche ihnen Treue und Liebe erwies, auch nicht so zahlreich, wie in früheren Jahren, so fehlte es doch nicht an Liebe und Treue, und sie war eben so echt, wie die frühere. Das früher nicht beachtete kleine Bauerngut wurde der gehobene Ort, nach dem Aller Augen und Herzen gerichtet waren. Täglich bildeten sich liebliche kleine Scenen freundlicher Gutmüthigkeit, und alle Herzen waren in Bewegung. Alle Hausväter und Hausmütter und Kinder sprachen vom Könige, mit Entzücken von der Königin, und sie konnten nicht aufhören, an die Hausthür zu treten und auf die Wege zu eilen, so oft sie vorüber gingen und segnend ihnen nachzusehen. Jede sich darbietende Gelegenheit, dem vollen, dankbaren Herzen Luft zu machen, benutzten sie; und besonders geschah dies den dritten August, am Geburtstage des Königs. Sämmtliche Einsassen in Huben konnten und wollten es sich nicht nehmen lassen, diesen Segenstag auf ihre Art und so gut sie es vermochten, festlich zu begehen, und den erlauch-

ten Sommergästen ihre Ehrfurcht, Liebe und Freude zu bezeigen. Die Ein- und Ausgänge des Dorfes, die Wege zur königlichen Villa und deren Pforte schmückten sie mit Ehrenbogen, Laubzweigen, Blumenkränzen und Inschriften. Hausväter, Hausmütter und Kinder erschienen sonntäglich gekleidet, und das älteste Ehepaar im Dorfe brachte und überreichte zierlich geordnet, die besten selbstgezogenen Blumen und Kränze ihrer Gärten und Fluren, und das Alles mit dem Ausdruck und Blick treuer Liebe und Anhänglichkeit. Die heitere Schaar umringte den König, die Königin und die königlichen Kinder, und durch das fröhliche Jauchzen der Menge ertönte das festliche Glockengeläute vom Thurme der nahen Dorfkirche wie eine weissagende Stimme aus den Wolken. Rührende, köstliche, bedeutungsvolle Scene! Bis auf einige Meilen zur russischen Grenze hin lag damals das ganze preußische Land im eisernen Banne französischer Zwingherrschaft. Von ihr gedrückt, durften Millionen treuer Unterthanen den Geburtstag ihres angestamm- und geliebten Landesherrn nicht feiern und mußten ihre Wünsche und Gebete in tiefer Brust verschließen. Und nun steht hier König Friedrich Wilhelm III. in dem Häuflein der Bewohner eines kleinen ihm gebliebenen Dorfes ernst, demüthig und gerührt da, dankbar für die glückwünschende Liebe und Treue anhänglicher redlicher Herzen. Die Idylle im Dorfe Huben aber wird ein Epos der Weltgeschichte und einige Jahre weiter ertönt am dritten August vom Niemen bis zum Rhein aus Millionen treuer Herzen der Heldengesang:

Heil Dir im Siegerkranz,
Vater des Vaterlands!" — —

Im Monat September (1808) gelang es dem Prinzen Wilhelm endlich, mit dem französischen Cabinet eine Abkunft zu schlie-

ßen, zufolge welcher Preußen bis auf drei Festungen an der Oder endlich von den französischen Truppen geräumt werden sollte. Das königliche Paar beschloß die Rückkehr nach Berlin, sobald der Abzug der Franzosen stattgefunden haben würde, vorher indeß sollte einem herzlichen Wunsche des Kaisers Alexander nachgegeben werden, welcher den König und die Königin zu einem Besuche nach Petersburg eingeladen hatte. Am 27. December reisten der König und seine Gemahlin dahin ab, auf dem Wege wie in der Hauptstadt Rußlands selbst mit aller Ehrerbietung empfangen. In Riga besahen die hohen Reisenden unter andern Merkwürdigkeiten auch das Gildehaus der schwarzen Häupter, einer im Jahre 1390 gestifteten Gesellschaft, deren Mitglieder geloben mußten, nie zu heirathen. Bei dieser Gelegenheit erfaßte den König ein Gefühl der Wehmuth, aus der Erinnerung an die letzten Jahre hervorgehend, und mit bitterm Lächeln sagte er zu seiner Gemahlin: „hätte zu dieser Gilde gehören sollen, dann Du weniger traurige Erfahrungen gemacht.“ Da tröstete ihn die Königin mit den zuversichtlichen, festen Worten: „Und hätten wir noch zehnmal traurigere gemacht, und hättest Du mir alles Unglück vorher gesagt, Du hättest mir doch nicht Meister dieser Gilde werden dürfen.“

Am 6. Januar kamen die Reisenden in dem Lustschloß Strelna, drei Meilen von Petersburg an, wo sie vom Großfürsten Constantin empfangen wurden. Der Kaiser Alexander traf ebenfalls dort ein, und am folgenden Tage hielten der König und die Königin einen glänzenden Einzug in Petersburg. Ihr Aufenthalt hier dauerte drei Wochen, und war eine Reihe von Festen, mit denen der Kaiser Alexander ihre Anwesenheit feierte. Am 31. Januar traten sie die Rückreise an, am 10. Februar waren sie in Königsberg zurück. Sie waren tief ergriffen von den Ausdrücken hoher Freundschaft, welche die kaiserliche Familie an den Tag gelegt hatte, die Königin

Luise besonders hatte ihr Herz der Kaiserin Elisabeth zugewandt; das betrübte Gemüth der Königin vermochte aber die Zerstreuung dieser glänzenden Reise nicht aufzuheitern. „Ich bin gekommen, wie ich gegangen," äußerte sie nach ihrer Rückkehr, „nichts blendet mich mehr, und ich sage Ihnen noch einmal: Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" —

Das Land war unterdeß von den französischen Truppen geräumt worden, und es hätte der Rückkehr des Königs und der Königin nichts im Wege gestanden, wäre nicht jener unglückliche Krieg zwischen Oestreich und Frankreich ausgebrochen, der auch Norddeutschland mit neuen Erschütterungen bedrohte. So wurde beschlossen, den Sommer des Jahres 1809 noch in Königsberg, und zwar wiederum auf dem oben erwähnten Landgute, zuzubringen. Es war eine neue trübe Zeit für die Königin: ihre Gesundheit litt sehr, sie bekam ein kaltes Fieber, welches ihre Kraft sehr schwächte; die politischen Ereignisse, das neue Unglück der östreichischen Waffen und das Glück des Gegners, beunruhigten, schmerzten von neuem tief ihr Gemüth. „Ach Gott," schrieb sie einmal in jener Zeit, „es ist viel über mich ergangen. Du hilfst allein, — ich glaube an keine Zukunft auf Erden mehr. Gott weiß, wo ich begraben werde, schwerlich auf preußischer Erde. Oestreich singt sein Schwanenlied und dann Ade: Germania."

Und in einem andern ihrer Briefe tönt uns besonders aus den Schlußworten der ganze, tiefe, unermeßliche Schmerz ihres Herzens entgegen, es ist der folgende: „Haben Sie schon gehört, der König hat befohlen, daß in den Kirchen Gedächtnißtafeln der um das Vaterland verdienten Krieger aufgestellt werden, zur Ehre der Todten, zur Auszeichnung der Ueberlebenden und zur Nacheiferung der — Andern. Das ist ein Funken mehr, aus dem vielleicht doch noch die Flamme Gottes schlagen kann, welche

die Geißel der Völker verzehrt. Hat es denn nicht, wie in Spanien, auch in Tyrol schon gezündet? „Auf den Bergen ist die Freiheit!" Klingt diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeihung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf seines Hofer erhoben hat? Welch ein Mann, dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr, und was für einer! Seine Waffe — Gebet; sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knieen und schlägt wie mit dem Flammenschwerte des Cherubs! Und dieses treue Schweizer-Volk, das meine Seele schon aus Pestalozzi angeheimelt hat. Ein Kind an Gemüth, kämpft es wie die Titanen mit Felsstücken, die es von seinen Bergen niederrollt. Ganz wie in Spanien! Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wiederkäme, und wenn der Feind, der böse Feind doch endlich überwunden würde, überwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einst die Franken, das Mädchen von Orleans an der Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande schlugen! — Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden, wie der Geschichtschreiber der Eidgenossen! Nein! Nein! Lesen Sie nur die Stelle: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre!" Kann diese Stelle trügen? Und ich kann noch fragen: warum er sterben mußte. Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich!" —

In Folge des in diesem Briefe erwähnten Befehls stellte das erste ostpreußische Infanterie-Regiment am 24. September 1809 in Königsberg die friedlich geweihten Gedächtnißtafeln der Gefallenen an heiliger Stätte auf. Bei der kirchlichen Feier hielt der Feldprediger Wenzky eine Rede, in welcher er unter anderm jene Treulosen erwähnte, „die herzlos und feige, ihrer eigenen Ehre und ge-

nossener Wohlthaten uneingedenk, eidbrüchig ihre Fahnen verließen und sich selbst brandmarkten, indem sie das Heil ihres Vaterlandes preisgaben. Sodann aber kam er um so freudiger auf das treue, ehrenvolle Verhalten dieses Regiments und besonders jener ausgezeichneten Krieger, die er an den süßen Lohn ihres eigenen Bewußtseins erinnerte und dabei auch der frühern Thaten des alten Regiments und der vielen Siege seiner beinahe 200 Jahre hindurch erhaltenen Fahnen gedachte. Zum Schluß pries er die Kraft des Glaubens, die allein den wahren Muth erzeuge zur Zeit der Gefahr, allein zu Heldenopfern begeistern könne."

Der Freimuth des Predigers hatte mehrere seiner Zuhörer verletzt, einer der Officiere vergaß sich so weit, laut genug ein „Verwünschter Pfaffe!" zu murmeln. Der König dagegen war sehr befriedigt, und ließ dem Prediger seinen Beifall und das Bedauern ausdrücken, daß die leidende Königin verhindert worden sei, dem Gottesdienste gleichfalls beizuwohnen. Am andern Morgen erbat sie sich nun in einem eigenhändigen Schreiben an Wenzky seine gestrige Predigt, welche dem Könige so wohl gefallen habe. Wenzky hatte die Predigt nur flüchtig niedergeschrieben, war eben im Begriff, sie an seinen Vater, einen Landprediger in Pommern zu schicken, und hatte auf die letzte Seite die Worte geschrieben: „Lieber Vater, da ist die gestern von mir gehaltene Predigt, in der ich, wie Du lesen wirst, die Gefühle meines pommerschen Herzens wieder einmal habe laut werden lassen und so manchen — — unverholen kundgegeben." Da der königliche Bediente auf alle Fälle die Predigt sofort mitbringen sollte, gab Wenzky sie mit den Worten hin: „Es stehen da zuletzt einige Zeilen an meinen alten Vater; aber ich will sie nicht ausstreichen, weil es sonst scheinen könnte, als habe ich etwas von dem gestern Gesagten gelöscht!" Einige Tage später erhielt er das Manuscript mit dem besondern Dank

der Königin zurück, und kurze Zeit nachher erhielt er eine der besten Predigerstellen der Provinz. —

Am 4. October (1809) gab die Königin einem Sohne, ihrem letzten Kinde das Leben, welcher in der Taufe die Namen Friedrich Heinrich Albrecht erhielt. Nach ihrer Genesung wurden die Vorbereitungen zur endlichen Rückkehr des Königs und der Königin nach Berlin getroffen. Kurz vorher besuchte sie noch das Königsberger Waisenhaus, welches von Zeller nach Pestalozzi's Methode eingerichtet war. Die ganze königliche Familie verweilte mehr als vier Stunden in der Anstalt, und nahm das größte Interesse an derselben. Von diesem Königsbesuche datirt das Gedeihen der Pestalozzi'schen Methode im preußischen Staat, und die Königin Luise war es, welche noch im letzten Jahre ihres Lebens durch ihr eifriges Fürwort bei ihrem Gemahl den Grund zu dem Segen legte, welcher sich aus der Anwendung jener Methode so reich über das ganze Land ergossen hat. Wie tief Pestalozzi von der Theilnahme ergriffen war, welche der König und die Königin seinem Werke schenkten, möge einer seiner Briefe an den ihm treu befreundeten Nicolovius in Königsberg darthun. Es heißt in demselben: „Mein Vater im Himmel, der mein Werk rettet, hat es jetzt auch dem Herzen Deines Königs nahe gebracht. Ich hoffte mein Leben hindurch auf einen König, dem die Kraft des Menschenherzens gegeben wäre, aus der das Heil der Menschen kommt. Ich fand ihn nicht. Seine Zeit war noch nicht da, jetzt ist sie gekommen. Er ist da, er ist gefunden. Du hast ihn gefunden, er hat Dich gefunden, und Du machst jetzt, daß auch ich ihn finde und ihm nicht mit eitlem Worte, sondern mit der Thatsache beweise, was die Kraft eines festen Willens selbst in der tiefsten Niedrigkeit einem armen Manne möglich gemacht hat. Er warf sein Auge auf mich, weil ihn Gott fühlen gemacht, was ein König mit diesem Willen

vermag. Du bist ihm jetzt persönlich nahe. Dein Loos ist Dir an einem schönen Orte gefallen. Mag es mit Dornen bestreut sein; Du verehrst den ewigen König, der eine Dornenkrone trug, und der, dem Du auf Erden dienst, trägt auch eine solche. Ich träume mir jetzt Friedrich Wilhelm als den Helden der Liebe, den das Menschengeschlecht gegen die einseitige Heldenkraft des Schwertes heute mehr, als je bedarf."

Als ein Mittelglied zwischen der Fürsorge, welche die Königin Luise für Pestalozzi's Werk hegte, und dem Erfolg, welchen es in Preußen davon trug, schalten wir hier noch die Worte ein, welche König Friedrich Wilhelm IV. über Pestalozzi sprach. Er als Kronprinz hatte den Pädagogen persönlich kennen gelernt, er urtheilte über ihn: „Der Geist, in dem Pestalozzi lebte und wirkte, war der des sittlichen Ernstes, der Demuth, der selbstverleugnenden Liebe, dieser christlichen Tugenden, welche er, von einem Höheren getrieben, sein ganzes Leben hindurch übte, wenn gleich ihm die klare Erkenntniß der Quelle, aus welcher er die Kraft dazu schöpfte, erst in späteren Jahren aufging. Denn aus seinem eigenen Munde vernahm ich von ihm das Bekenntniß, daß er im Christenthum allein die Beruhigung für seine letzten Lebenstage gefunden habe, die er früher auf falschem Wege vergeblich gesucht." —

Die Zeit der Rückkehr nach Berlin war da, „es ist ordentlich ein Heimweh, was mich nach Berlin treibt und nach meinem Charlottenburg," hatte die Königin gesagt, und diese Sehnsucht sollte gestillt werden. Und doch war sie traurig in dem Gedanken an diese Rückkehr, sie ahnte vielleicht, daß ein Heimweh nach einem andern Orte über diesem Leben in ihr schlummerte, daß sie bald von der Erde und damit von allen Denen scheiden sollte, welche sie mit so unvergleichlicher Liebe im Herzen trug. In einem Augenblicke solcher Ahnung mag sie die Worte geschrieben

haben: „So werde ich denn bald wieder in Berlin sein, und zurückgegeben so vielen treuen Herzen, welche mich lieben und achten. Mir wird es bei dem Gedanken ganz beklommen vor Freude, und ich vergieße so viele Thränen hier, wenn ich daran denke, daß ich Alles auf dem nämlichen Platz finde, und doch Alles so ganz anders ist, daß ich nicht begreife, wie es dort werden wird. — Schwarze Ahnungen ängstigen mich; immer möchte ich allein hinter meinem Schirmleuchter sitzen, mich meinen Gedanken überlassen: ich hoffe, es soll anders werden." —

Es war eine geraume Zeit, daß der König und die Königin von Berlin gegangen waren. Die Stürme des Kriegs hatten die Stadt in ihren Folgen hart mitgenommen, das System Napoleons, mit dem Schwert eroberte Länder und Städte von französischer Civilverwaltung erst soviel als möglich zu Grunde richten zu lassen, bevor der angestammte Regent wiederkehrte, hatte schwer auf Berlin gelegen. Und doch hatte die Stadt eine treue Anhänglichkeit an den König und die Königin bewahrt. Wie überall, so hatte es auch in Berlin Schurken gegeben, die ihre vorher so dick aufgetragene patriotische Gesinnung an den Feind des Landes verkauft hatten — wir erinnern hier z. B. an einen Professor Lange, welcher kurz vor der Schlacht bei Jena, ein Blatt, der Telegraph genannt, gründete, um in demselben die Siege der Armee zu feiern, aber gleich nach den Unglückstagen von Jena und Auerstädt in den Sold des Feindes trat und die größten Schmähungen gegen König, Königin, und alle treugebliebenen Beamten und Officiere schleuderte. Aber diese Fälle waren nur einzelne Ausnahmen von der Regel, im allgemeinen hatten die Berliner nur mit Widerwillen dem französischen Joch sich gefügt und mit Verlangen und stiller Freude auf die Widerkunft Friedrich Wilhelms und Luisens geharrt. Der bereits von uns erwähnte Iffland hatte nach dem

Frieden von Tilsit einen Brief an die Königin geschrieben, welcher der Ausdruck aller treuen und rechtschaffenen Bewohner Berlins war, es hieß darin: „Unsere königliche Frau! — Das ist das Losungswort zur Ausdauer und zum Muthe. Der Mensch kann Alles, was er ganz will, und die Tage des Mißgeschickes bewähren die Kräfte.

Der Geist der Zeiten hatte unsere Empfindungen kränkeln lassen; wir sind erwacht und fühlen, was die Nachwelt noch von uns erwarten muß.

Wir haben keinen Kleinmuth; also sind wir nicht überwunden. Wir werden das Ziel erringen — denn es giebt nur Eines — die Ehre!

Einheit des Sinnes reicht weiter als vielgezählte Macht!

Unser König hat jeden Flitter Seinem Worte dargebracht, dem Worte, das er wie der Erste Bürger gehandhabt hat. Er ist in edler Einheit Allen vorangegangen und ist der wahre königliche König!

Sein Volk hat Glauben an Ihn, und die Welt hat ihn! Die Aussaat Seines Herrschens wird erstehen und erst dann Früchte tragen, wenn die Zauber-Paläste der wilden Ehrbegierde in Trümmern liegen.

Ihro Majestät sind unserm geliebten Vater — dem Freunde der Menschheit, mit Trost und Liebe, mit Fassung und Grazie des Lebens zur Seite gewandelt. War es noch so trübe, so fühlten Tausende sich beruhigt — „die königliche Frau geht um ihn her!" — mit diesem Troste und dankbaren Thränen gedachte dann Jeder seiner Königin.

Euer Majestät ehrwürdiger Ahnherr, der große Kurfürst, ward durch eine Luise beglückt. Jahre lang, nachdem Er sie verloren, weiß man, daß Er, wenn Er sorgenvoll aus dem Confe-

renz-Zimmer durch den Saal ging, wo Ihr Bildniß in Lebensgröße war — der große Fürst unter dem Bilde stehen blieb und mit Thränen sprach: „Luise! Wenn Du noch lebtest, wäre es ruhiger in dieser Brust!"

Gott sei gedankt! Der theure Enkel hat diesen Schutzgeist an seiner Seite!

Nicht die Heereswoge, nicht der Neid, nicht die zerrüttete Naturkraft, nicht das Schlachtfeld, nicht die Verfolgung gedungener Federn, nicht das Krankenbett — hat die holde Gestalt der Mutter des Vaterlandes auch nur durch einen Hauch entkräften können.

Die Königin Luise ist die Pfründe der Menschheit, der Stolz des Landes. Ja, dieser ganze, feste, auf Sich beruhende, in Harmonie aufgelöste Charakter mußte nur höher und herrlicher aus Leiden hervorgehen, um der Welt zu beurkunden, wie groß die Macht sei der Tugend, die ohne Zusatz ist!

Heere — sind ein menschliches Kunstwerk und sind Stückwerke, wie alles menschliche Thun!

Charaktere sind Mitgift der himmlischen Weihe und wirken von Tausenden auf Tausende — still, aber allmächtig! So wirken Friedrich Wilhelm und Luise zur Sitteneinfachheit, zum Hausglück, zur Mäßigung, zur Ausdauer, zur Entsagung. Nur aus diesem Heiligthume gedeihet die Heereskraft, die Gewalt des Sieges, und der Sinn, der einst mit unsern Fahnen wallen wird, muß unsere Grenzen schaffen, wo sie nicht waren.

So ist denn das Gebet für unsere Königin das Gebet für die Tugend, für das Recht, für das Vaterland, für jede gute Sache!

Sechs Millionen sprechen es aus und — „das Wort vermag Viel, wenn es ernst ist!"

Gott erhalte Eure Majestät! Innigst fleht darum

einer der letzten, aber einer der treuesten Diener

Iffland. —"

Der König und die Königin kannten das Obwalten solcher Gefühle in Berlin, und es war natürlich, daß ihr Verlangen, in die Hauptstadt ihres Landes endlich zurückzukehren, dadurch nur um so stärker wurde.

Und es war denn diese Rückkehr in Wahrheit ein Triumphzug auf die ganze Dauer des Weges. Die Orte, welche die Reisenden berührten, waren von frohen Menschen gefüllt, die von weit und breit kamen, um dem geliebten Königspaar ihre Huldigungen darzubringen. In Freienwalde brachte die königliche Familie die letzte Nacht zu, am andern Tage, am 23. December, an welchem die Königin sechszehn Jahre vorher ihren Einzug als Braut des Kronprinzen gehalten hatte, fuhren die hohen Reisenden in Berlin ein. In Weißensee bestieg die Königin einen neuen Wagen, welchen die Berliner Bürgerschaft ihr zum Geschenk gebracht; man hatte sich der Vorliebe der Königin für eine besondere Farbe, lila, erinnert, und hatte sie zur Schmückung des Wagens verwenden lassen. „Es war ein schöner Wintertag" — berichtet ein Augenzeuge dieses Einzuges — „als die Straßen Berlins gefüllt von Denen waren, welche ihren König und ihre Königin erwarteten. Das Militair und die Bürgergarde hatte vom Bernauer Thore bis zum Schlosse hin Spalier gezogen, und ein frohes Volk, endlich zufrieden gestellt, jubelte in den Straßen umher. Zwischen 10 und 11 Uhr Vormittags verkündigten Kanonenschüsse und das Läuten aller Glocken, daß Friedrich Wilhelm

und Luise sich den Mauern Berlins näherten, und bald hörte man das tausendfach wiederholte Lebehoch des Volkes.

Da kam er über die lange Brücke geritten, der vielgeprüfte Herrscher: er trug die Uniform seiner Garde, mit einem Czako auf dem Kopfe; saß auf einem braunen Pferde und dankte fortwährend den zuströmenden Grüßenden. Sein Gesicht drückte Nachdenken aus, und sein Auge glänzte von Rührung, wenn er sein getreues Volk anblickte.

Die Königin, in dem neuen Wagen, folgte dem Könige und neigte sich freundlich dem jauchzenden Volke entgegen. Der König und die Seinen waren endlich wieder in Berlin, und der Tag ihres Einzuges ein Festtag. Am Abend Erleuchtung der Stadt und allgemeine Zufriedenheit."

Als die Königin an dem Palais, dem Orte so zahlloser heiliger Erinnerungen genossenen Glückes, anlangte, empfing sie ihr Vater, der Herzog, fand sie sich umgeben von den Gliedern der königlichen Familie, welche während der Occupation des Landes durch den Feind in Berlin zurückgeblieben waren — welch ein Wiedersehen, welch eine Freude nach so langer, so schmerzlicher Trennung!

Es sollte bald eine schmerzlichere, eine längere folgen — das Maaß des Unglücks war noch nicht voll, und Regent und Land sollten zu den zahllosen Opfern, welche das Geschick von ihnen forderte, eins noch bringen, das schwerste, das schmerzensreichste von allen! —

Zwölfter Abschnitt.

Der Königin Luise letzte Lebenszeit und Tod.

Die Freude der Rückkehr sollte bald sich trüben für den König und die Königin. Die französische Willkür, noch immer nicht befriedigt, stellte eine neue Forderung, wenn die vorhergehende kaum erfüllt war; die für das schwer belastete Land fast unerschwingliche Contribution wurde mit großer Härte und Dringlichkeit verlangt, man drohte mit einer Executionsarmee, wenn die Zahlungen nicht schneller geleistet würden. Man schlug dem König als letztes Auskunftsmittel die Erklärung des Staatsbanquerotts vor, er wieß diesen Rath voll von Entrüstung mit den Worten zurück: „Ich kann unglücklich sein, aber keine Macht kann mich zwingen, unredlich zu handeln. Unglücklich genug, daß meine Unterthanen so viel gelitten haben. Gott soll mich bewahren, irgend Etwas zu thun, wodurch ich sie und ihre milden Stiftungen um das Ihrige bringe. Wenngleich die jetzige Zeit böse ist, so kann und wird sie mit Gottes Hülfe doch besser werden.“ Und was er in diesen letzten Worten

andeutete, das erfüllte ihn mit stärkender Zuversicht. Er ahnte die Ereignisse der kommenden Zeit und bereitete so viel als möglich vor, daß Preußen von ihnen nicht überrascht wurde.

Die Königin suchte mit heiliger Freude die alten Orte ihres Glückes auf, Charlottenburg, Paretz, Sanssouci sahen sie mit wehmuthsvollem Glück in ihren Zügen der vergangenen Jahre gedenken. Der König, mit größter Sorgfalt für sie bemüht, unterließ nichts, was sie beruhigen, was sie aufheitern konnte, der trübe Schmerz dunkelte indeß mehr und mehr durch den Glanz ihrer Blicke hindurch. Als ihr Geburtstag im Frühjahr 1810 gefeiert wurde, war sie trotz der sie umgebenden Freude, innerlich unruhig bewegt, sie sprach zu einer vertrauten Freundin die trüben Worte: „Mir ist es so, als wäre es das letzte Mal, daß ich meinen Geburtstag feiere. Ich bin dankbar für alle Beweise der Liebe und Theilnahme, aber ich weiß nicht, wie es mit mir ist, ich kann mich nicht mehr so freuen, wie sonst.“

Dabei litt ihre Gesundheit nicht minder. Sie kränkelte viel; als ihre Tochter, die Prinzessin Luise, gefährlich krank wurde, war die Königin selbst so davon ergriffen, daß sie selbst mehrere Tage das Bett hüten mußte. Die Brustkrämpfe, welche sobald ihren Tod herbeiführen sollten, stellten sich jetzt schon ein. Gegen Ende April stärkte sich ihre Gesundheit wieder, sie folgte dem König zum Sommeraufenthalt nach Potsdam und erquickte und erholte sich dort in den milden Reizen des beginnenden Frühlings. Ehe sie Berlin verließ, empfing sie in der Woche vor Ostern aus den Händen ihres Beichtvaters, des Probstes Ribbeck, das heilige Abendmahl. In dieser heiligen Handlung, die in ihrer edlen Einfalt, in ihrer hohen Bedeutung, in ihrer frommen Liebe, in ihrer stillen Größe, von ihr verstanden und gewürdigt wurde, war sie ganz Andacht und Hingabe an den Erlöser. Sie feierte eine Stunde,

für die Ewigkeit verlebt, der sie mehr angehörte, als der Erde, die sie in ihren Schrecken und Trübsalen kennen gelernt hatte. Ueber dieselbe fühlte sie sich erhaben; Vorgefühle der bessern Welt durchdrangen ihre Brust und in derselben bebten die angeregten Saiten noch lange fort. „Wer sie in diesen heiligen Augenblicken gesehen," sagte der ehrwürdige Ribbeck, „vergißt sie nimmer; der Schimmer der Verklärung umfloß sie, alle ihre edlen Züge wurden himmlisch, sie trug ein Unterpfand ewiger Seligkeit in sich." — Die Königin war während ihres Aufenthalts in Potsdam wieder die liebende Mutter, die zärtliche Gattin, wie sie es überall und stets gewesen und hierzu trat noch der Wunsch der Tochter — sie sehnte sich aus tiefstem Herzen darnach, ihren Vater, den Herzog, in seiner Residenz Strelitz zu besuchen. Sie war im Voraus ganz erfüllt von der Freude dieses Wiedersehens; Stadt und Land, zu dessen Regierung ihr Vater berufen war, kannte sie noch wenig, nur einmal, im September 1803 hatte sie eine kurze Reise nach Ludwigslust gemacht, zudem bei einer traurigen Veranlassung. Die Erbprinzessin von Mecklenburg-Schwerin, die Großfürstin Helene von Rußland, war damals bedenklich erkrankt und hatte die Königin Luise, mit welcher sie innig befreundet war, zu sehen verlangt. Damals hatte die Königin mit einer schnellen Reise dahin dem Wunsch der kranken Freundin Genüge geleistet; später hatte sie einen längern Aufenthalt in Strelitz beschlossen, derselbe sollte in den Monat October 1806 fallen, wir wissen indeß, durch welche unglückliche Ereignisse dieses Vorhaben vereitelt wurde. Die Königin beschloß im Sommer des Jahres 1810 den Besuch zu machen, welchen sie um jene Zeit aufzugeben gezwungen worden war; sie gab sich ganz der Freude hin, die Ihrigen alle wiederzusehen, unter ihnen auch ihre geliebte und hochverehrte Großmutter, die verwittwete Landgräfin von Hessen-Darmstadt, welche jetzt ebenfalls in

Strelitz lebte, und welche die Königin seit dem Jahre 1806 nicht gesehen hatte. Der Bischof Eylert berichtet uns von manchen Unterhaltungen, welche er im Frühjahr des Jahres 1810 mit der Königin hatte, z. B. von einer Unterredung über die fernere Erziehung des Kronprinzen — Die Worte der Königin sind immer von liebenswürdiger, bescheidener Klugheit erfüllt und deuten mehrere Male auf die Freude hin, welche sie über die beabsichtigte Reise jetzt schon empfindet. So sagte sie ihm einmal bei einer Besprechung der politischen Lage der Dinge: „Der gegenwärtige Zustand ist ein gewaltsamer, durch das Uebergewicht der physischen, wenn ich auch zugeben will der intellectuellen, keineswegs der moralischen Kräfte, die dabei doch nicht aus der Acht zu lassen sind, herbeigeführt. Er ist durchaus nicht aus dem Willen und den Wünschen der Nationen und Völker hervorgegangen; denn diese sind besiegt und unterjocht, sie sind damit unzufrieden und alle Welt ist es. Die vermeinte Freiheit, der die Franzosen sich rühmen, ist im Grunde nur Sklaverei, der allgemeine Wille wird verschlungen von dem Willen, der Willkür eines Einzigen, den ein unersättlicher Ehrgeiz treibt. Seine Herrschaft ist Zwang, den man nicht fühlen will, weil sie bis jetzt glücklich ist. Alles ist unnatürlich zusammengepreßt, und darum kann es nicht von Dauer sein; die Natur behauptet ewig ihre Rechte. Man fühlt es heraus, wir sind noch nicht fertig, es kommt noch etwas Anderes; aber ach! darüber können wir sterben." „Er ist eine Zuchtruthe in der Hand Gottes", erwiederte Eylert, „und wenn diese genug gebraucht ist, wird sie ins Feuer geworfen und verbrannt." „Das haben Sie", schloß die Königin, „uns an heiliger Stätte aus dem Worte Gottes verkündigt und zur Ergebung und Hoffnung ermuntert. Ihre von Ostern bis heute gehaltenen Predigten haben mich erbaut und getröstet. Lassen Sie dieselben drucken und dediciren Sie sie mir;

der König, mit dem ich vorher schon gesprochen, ist damit vollkommen zufrieden. Wenn ich von Mecklenburg zurückkomme, lesen Sie uns vor; ich freue mich, den guten Vater und die Heimath wieder zu sehen."

Ehe wir von dieser Reise berichten, sei es uns gestattet, von demselben Erzähler noch eine kleine Idylle hier einzuschalten, deren Inhalt die Königin, ihr letzter Besuch in dem so geliebten und an theuren Erinnerungen ihr so reichen Paretz ist. „Es war im Frühling 1810", schreibt Eylert, „die Wiesen waren wieder grün, die Bäume blühten, die Schwalben durchschwirrten die helle Luft, die Nachtigallen schlugen, die Störche waren wieder da und gingen auf und ab; ein warmer erquickender Hauch wehete sanft durch neu belebte Felder, Fluren und Gärten. Der König und die Königin eilten voll heiterer Sehnsucht nach ihrem lieben stillen Paretz. Es war kurz vor ihrer gewünschten Reise nach Mecklenburg, also das letzte Mal, daß sie dort war. Sie begrüßte wieder an der Seite ihres geliebten Gemahls die trauten Stätten alle, wo sie so oft glücklich gewesen war, und vergaß das Unglück, das sie inzwischen betroffen. Der einsame, stille, angenehme Ort war derselbe geblieben; dieselbe, die in ihrem festen Kreislauf ewige Natur, geschmückt mit frischer, immer von Neuem blühender Kraft. Beide gingen Arm in Arm auf und ab, und genossen, was dem reinen Herzen nicht genommen werden kann. Am längsten ruhten und verweilten sie an dem Orte, den sie besonders liebte, da, wo die Aussicht im Parke sich aufthut und man eine offene freie An- und Fernsicht auf die im malerischen Farbenspiel daliegenden üppigen Wiesen und die fernen Kirchdörfer hat, deren Glockentöne, getragen von sanften Lüften, geisterhaft herüberhallen. Hie und da sieht man im hellen Lichte den Havelstrom durchschimmern, auf demselben schwimmen still und ruhig Schiffe mit gefüllten Segeln und hohen Masten. In der umschat-

teten, halbdunkeln, auf dieser Stelle gelegenen Grotte war die Königin oft und gern gewesen, hier hatte sie oft gesessen und an den frohen Spielen ihrer Kinder Freude gehabt; hier hatte sie in stiller froher Einsamkeit manches unterhaltende Buch gelesen; hier war in seliger Lust sie oft mit dem Könige auf und abgegangen. Hier war es auch, wo sie — ach! sie ahnte es nicht — zum letzten Male in der wohlthuenden sanften Stimmung der Wehmuth einen schönen Frühlingsabend genoß, sie konnte sich nicht von diesem lieben Orte trennen, und als beim Untergange der Sonne der König daran erinnerte, daß es Zeit zum Aufbruche sei, bat sie, um den Aufenthalt zu verlängern, daß sie nicht erst zu dem entfernt liegenden Schlosse zurückzugehen brauchten, sondern die Wagen auf der nahen Landstraße heranfahren und sie sich da einsetzen könnten. Ehe dies bestellt und geschehen, verging noch einige Zeit, wo die Königin an dem prächtigen Schauspiele der untergehenden Sonne ihre stille Erbauung hatte. Sie stand auf, faßte den König an, — an seinem Arme ging sie langsam und sinnend den Steig zum Fahrweg hinab durch die Pforte zu dem vorgefahrenen Wagen; es war das letzte Mal, daß sie in Paretz war; sie sah es nie wieder!" —

Die Abreise der Königin war für den 25. Juni festgesetzt, ihr Aufenthalt in Strelitz sollte acht Tage währen, der König, ihr Gemahl, wollte drei Tage später ihr folgen, und von Strelitz sie nach Hohen-Zieritz, dem Lustschlosse des Herzogs, begleiten. Die Königin Luise reiste ab, nahm ihren Weg von Charlottenburg über Oranienburg nach Fürstenberg, dem ersten mecklenburgischen Grenzort, und sah sich hier von dem größern Theil ihrer Familie bereits empfangen. Ihr Vater und drei ihrer Geschwister sagten ihr hier das herzlichste Willkommen; die Königin, gerührt und innig erfreut von dieser Ueberraschung, eilte dem geliebten Vater mit Freuden-

thränen im schönen Auge tief bewegt in die Arme. Man setzte von hier den Weg in einem offenen Wagen fort, die Königin kam gegen sieben Uhr Abends unter der freudigsten Theilnahme der Bevölkerung in Strelitz an. Die Blumen, welche man ihr zu Füßen legte, machten ihr viele Freude, aber bis in die Tiefe dieses so edlen Herzens war sie bewegt, als sie am Eingange des väterlichen Schlosses, die ehrwürdige, einundachtzigjährige Großmutter mit offenen Armen ihrer harrend erblickte. Die nächsten Tage waren ebensowohl dem traulichen Leben der fürstlichen Familie wie einem Hoffeste gewidmet; bei Gelegenheit des letzteren sagte die Königin zu einigen Damen, welche ihren Perlenschmuck bewunderten: „Ich liebe sie auch sehr und habe sie zurückbehalten, als es darauf ankam, meine Brillanten hinzugeben. Sie passen besser für mich; denn sie bedeuten Thränen, und ich habe deren so viele vergossen!“ Als jene Damen mit Freude und Interesse das Portrait des Königs betrachteten, welches sie als Medaillon auf der Brust trug, nannte sie es ihr köstliches Kleinod und fügte hinzu: „Es ist das ähnlichste, das ich besitze, auch verläßt es mich nicht.“

Unter den zu dem Hoffeste geladenen Damen befand sich eine Jugendfreundin Luisens, welche durch Unwohlsein verhindert war, zu erscheinen. Die Königin ließ sie darauf zu einem Privatbesuch am Vormittag einladen und empfing sie mit der ganzen Holdseligkeit ihres Herzens. — Am 28. Juni kam der König in Strelitz an: das Glück der Königin war vollständig, ihr Gemüth war noch einmal ganz ungetrübt, es sollte das letzte Mal sein. Sie sprach zu ihrem eben allein bei ihr anwesenden Bruder die Worte: „Lieber Georg, nun erst bin ich ganz glücklich!“ Dann setzte sie sich an den Schreibtisch ihres Vaters, und schrieb auf ein Blatt Papier die Worte:

„Mon cher père,

Je suis bien heureuse aujourd'hui, comme Votre fille, et comme l'épouse du meilleur des époux!

Neu-Strelitz, ce 28. Juin 1810. Louise."

(Mein lieber Vater!

Ich bin heute sehr glücklich, als Ihre Tochter und als die Frau des besten der Männer!)

Es waren die letzten Worte, die sie schrieb! der König hat diese Worte, so lange er lebte, wie ein Heiligthum bewahrt — als der berühmte Arzt Geheimrath Heim, welchen der König zur Behandlung der Königin nach Hohen-Zieritz gesandt, später den König bat, ihn diese Worte sehen zu lassen, sagte er: „Nein! was die Unvergeßliche zum letzten Mal geschrieben hat, gebe ich nicht aus den Händen; es bleibt mir als mein schönstes Erbe, aber ich will es Ihnen abschreiben." Und der König ging an das Schreibpult und schrieb ihm die Worte ab. —

Am Abend des Tages, an welchem der König angekommen war, fuhren alle nach dem Lustschloß Hohen-Zieritz. Die Königin erkrankte unterwegs, eine heftige Erkältung hatte sie befallen, sie hatte am Abend einen leichten Fieberanfall. Am Morgen des andern Tages hatte es sich nicht gebessert, doch gewann es die Kranke über sich, bei der Mittagstafel zu erscheinen. Abwechselnd befand sie sich bis zum andern Morgen besser und schlimmer, dann trat aber heftiges Fieber und starker Husten ein, der von Strelitz herbeigerufene Leibarzt Hieronymi untersagte der Kranken bestimmt eine beabsichtigte Begleitung des Königs nach Reinsberg. Die Parthie wurde aufgeschoben, der König blieb in Besorgniß gleichfalls zurück; ein verordneter Aderlaß hatte eine heftige Ohnmacht zur Folge. Am 2. Juli war Besserung eingetreten, man rechnete bestimmt auf sehr schnelle Genesung der Königin, und ihr Gemahl, welchen wichtige

Geschäfte nach Berlin riefen, entschloß sich, am 3. dahin abzureisen, mit dem Vorsatz, seine genesene Gemahlin in wenigen Tagen selbst wieder abzuholen. Der König ging, um sie erst sterbend wieder zu sehen!

Der Krankheitszustand der Königin gestaltete sich im Lauf der Woche abwechselnd bald besser, bald schlechter, im allgemeinen jedoch nahmen ihre Kräfte außerordentlich ab, sie wurde mehrere Male von Ohnmachten befallen. Da ihre nach Mittag liegenden Zimmer zu schwül waren, trat ihr der Herzog, ihr Vater, seine eigenen ab, die Königin mußte dahin getragen werden, sie wurde auf das Lager des zärtlichen Vaters gebettet, der mit trüber Sorgfalt in das Gesicht der innig geliebten edlen Tochter schaute. Der König wurde unterdeß in Charlottenburg selbst von einem heftigen Unwohlsein befallen und sandte, da der Königin Leibarzt, Hufeland, auf einer Reise nach Holland begriffen war, den oben erwähnten Dr. Heim und den General-Chirurgus Görke nach Hohen-Zieritz, damit diese beiden berühmten Aerzte mit dem die Königin behandelnden Leibarzt Hieronymi gemeinschaftlich den Zustand der hohen Kranken in speciellen Betracht nehmen, Weiteres, wenn nöthig, veranlassen und dem König Bericht erstatten sollten. Heim fand nach Beobachtung der Kranken und nach Conferenz mit ihrem Arzt, daß die Gefahr vorüber sei, da sich eine starke Brustentleerung eingestellt hatte und kehrte nach Berlin zurück, um dem König das Resultat seiner Beobachtungen mitzutheilen. Doch in den folgenden Tagen wurde die Krankheit immer heftiger, dazu kam das Verlangen der Königin nach ihrem Gemahl und ihren Kindern, die Besorgniß um die Krankheit des Königs, das alles mochte einen üblen Einfluß auf den Zustand der Königin ausüben. Ihr Geist war ganz ungetrübt, in den wenigen ruhigen Momenten, welche ihr der heftige Husten übrig ließ, sprach sie mit sanftester Ergebung

mit den Personen, welche um sie herum waren; jedes Wort, welches ihren Lippen entfloß, war Sanftmuth, Ergebung, Liebe. Eine treue Freundin der Königin, Augenzeugin ihrer Leiden und ihre sorgsame Pflegerin, schreibt über diese Tage der Krankheit: „Was ihrem Leben das Wichtigste war, beschäftigte sie ununterbrochen: der König, ihre Kinder und was auf die Zeit- und die Weltbegebenheiten Bezug hatte. Die Erkrankung des Königs in Charlottenburg, und daß sie nicht da sei, ihn zu warten, was sie so gern und so treu zu thun pflegte, war ihr peinlich. Sie nannte es ein trauriges Schicksal, daß sie Beide zu gleicher Zeit bettlägerig geworden, und sprach oft von der Möglichkeit, sich nach Charlottenburg bringen zu lassen. Ein Brief, den ihr der König schrieb, rührte sie so sehr, daß sie ihn auf ihr Herz legte. Sie wollte sich nicht von ihm trennen, um in jedem Augenblick der Ruhe ihn zu lesen und wieder zu lesen.

„Ach, welch ein Brief!" rief sie mehrmals. „Wie glücklich ist, wer solche Briefe erhält!"

Einen andern Brief, den ihr ihre älteste Tochter, die Prinzessin Charlotte, deren Geburtstag gerade während ihrer Krankheit am 13. Juli fiel, am nämlichen Tage aus Charlottenburg schrieb, und der ein reiner Ausdruck kindlicher Liebe und Verehrung war, ließ sich die Königin vorlesen. Aber er bewegte sie so, daß ihre Schwester, die Prinzessin von Solms, mit dem Lesen inne halten mußte. Und sie hat diesen Brief vor allzu großer Rührung nie ganz hören können.

Von dem Kronprinzen und ihren andern Kindern sprach sie viel und bei jeder Nachricht, die aus Charlottenburg ankam, erkundigte sie sich mütterlich nach ihnen.

Auch von dem Andenken der übrigen Personen der königlichen Familie war sie erfüllt, vorzüglich von dem der Prinzessin Wilhelm

die zur Stärkung ihrer Gesundheit nach den Bädern von Wiesbaden gereist war. Die Königin wußte, daß dieselbe nachher in Homburg bei ihren fürstlichen Eltern einige Wochen zu verweilen gedachte, und daß sie ihre Rückkunft nach Berlin auf den 3. August, den Tag der Geburtsfeier des Königs, bestimmt hatte. Indem Luise nun sich kränker fühlte und voraussah, daß sie bis dahin noch nicht nach Charlottenburg zurück, und auf jeden Fall keine Feier sein würde, bedauerte sie, daß die Prinzessin Wilhelm sich so bald von so lieben Anverwandten trennen sollte, ohne den Zweck ihrer Rückkehr zu erlangen. Sie ließ daher an den Prinzen Louis von Homburg, der sich in Berlin befand, schreiben und ihn bitten, doch sogleich eine Estafette an seine Schwester zu schicken mit der Nachricht, daß sie, die Königin, ihrer fortdauernden Krankheit wegen, nicht sobald nach Charlottenburg kommen werde, die Prinzessin also ihre Rückkehr nicht zu beeilen brauche“ ..... „Jeder Beweis von Theilnahme an ihrer Krankheit that ihr wohl; täglich kamen Briefe aus Berlin, welche die herzlichste Theilnahme auf die rührendste Art ausdrückten. Die Kaiserin von Oestreich, welche zu der Zeit die Bäder von Töplitz gebrauchte, hatte ihr den Antheil bezeugen lassen, den sie an ihrer Krankheit nahm, und die Königin, erfreut und gerührt, äußerte ein großes Verlangen, die persönliche Bekanntschaft der Kaiserin zu machen, wozu sie einige Hoffnung hatte, indem noch vor Ende des Sommers eine Reise des Königs nach Schlesien beschlossen war, auf der die Königin ihn begleitet haben würde und welche durch die Nähe von Böhmen eine Zusammenkunft beider Fürstinnen leicht hätte herbeiführen können. — Ihre Schwester, die Prinzessin von Solms, wich nicht von ihr und hatte eine Art, sie zu warten und ihren leisesten Winken zuvorzukommen, die der Königin besonders wohlthuend war und sie zu Aeußerungen ihres Dankgefühles veranlaßte. Als sie aber sah,

daß die Gesundheit dieser ihr so lieben Schwester unter der Anstrengung und dem Kummer wankte, erwachte in ihr die zärtlichste Besorgniß und sie bestimmte nun selbst alle Stunden der Ruhe, die sich ihre Schwester gönnen mußte. Auch für die Gesundheit des Herzogs, ihres Vaters, und ihrer Frau Großmutter war sie besorgt: „Wenn die Angst um mich sie nur nicht auch krank macht!" So vergingen die Tage und die Nächte, die schlaflosen! Der Geist der Königin war beständig munter, was die Personen, die Nachts um sie waren, an den abgebrochenen Fragen, welche sie zuweilen that, erkannten; ja, es erschienen sogar Augenblicke der Heiterkeit und des Scherzes: so entstand denn bei allen Denen, die den Gang der Krankheit nicht ärztlich beurtheilen konnten, unwillkürlich die Täuschung, daß eine nahe und bedeutende Gefahr nicht vorhanden sei."

Und doch war sie da, näher, viel näher, als man ahnte.

Am Morgen des 16. Juli, Montags, früh gegen acht Uhr, als man ihr eben die Zeitungen vorlas, wurde die Königin von einem so heftigen Brustkrampf befallen, daß sie fünf Stunden lang in Lebensgefahr schwebte, und sie selbst befürchtete, „ihr Ende sei nahe." Der Arzt erkannte jetzt den Sitz des Uebels, und fand es unheilbar, es war ein organischer Fehler im Herzen. Der Vater der Königin wurde zuerst von dem Unabwendbaren in Kenntniß gesetzt, dann sandte man Eilboten an den König, dessen Ankunft erst auf den Freitag bestimmt war. Am andern Tage, Dienstags, kam Heim wieder von Berlin, mit ihm der Generalarzt Görke, des Königs Leibarzt Wiebel und der Wundarzt Schmidt. Das Resultat ihrer Beobachtungen war dasselbe, wie es Hieronymi gefunden, sie konnten als Ausgang der Krankheit nur den baldigen Tod erwarten.

Die hohe Kranke ertrug ihre Leiden mit der Geduld eines

Engels. Wenn die Schmerzen ihr einen Augenblick die Ruhe gönnten, sandte sie Worte des Dankes zum Himmel; wenn das Leiden sie überwältigen wollte, klagte sie nicht, selten nur seufzte sie dann: „Luft! Luft!“ und einmal, als sie sich so sehr ermattet fühlte, sprach sie die Worte: „Ich bin Königin, aber meinen Arm kann ich nicht bewegen!“

Die Zeit verging der Kranken wie denen, welche sie mit so viel Liebe und so viel Schmerz umgaben, mit tödtlicher Langsamkeit. Für die Königin brachte die Nachricht eine große Freude, daß ihr Gemahl früher als vorher bestimmt zu ihr kommen würde. Die Nacht von Mittwoch zum Donnerstag begann. Die ganze Familie mit Ausnahme des außerordentlich ergriffenen und ermatteten ehrwürdigen Vaters umgab wachend das Bett der Königin; gegen Mitternacht traten die Brustkrämpfe mit verstärkter Kraft wieder ein, die Königin hatte starkes Fieber und verlangte häufig zu trinken. Als ihre Schwester fragte, ob sie Schmerzen empfinde, antwortete die Kranke mit kaum vernehmbarer Stimme: „Ach nein, ich bin nur sehr matt, und wenn die bösen Krämpfe kommen, ist mir, als sollte ich ausbleiben.“

Gegen zwei Uhr ließ sie Heim rufen, sie verlangte Linderung der unerträglichen Brustbeklemmung. Dabei sagte sie zu ihm: „Aber bedenken Sie, wenn ich dem König und meinen Kindern stirbe!“ Nicht an sich selbst dachte die Edle, nur an die Leiden und Schmerzen derer, welche ihr Tod so sehr betrüben mußte. Sie beklagte, daß der König, welchen man erwartete, sie so krank finden würde, seufzte nach dem Anbruch des Tages und frug, wie viel Uhr es sei, ob die Sonne nicht bald aufgehe, und ob es ein trüber oder ein heller Tag werden würde. Man sagte ihr, der Himmel sei mit Wolken umzogen, es werde wohl einen trüben Tag geben, und sie freute sich darüber in der Hoffnung, die

Glut des Fiebers dann weniger heftig zu empfinden. Gegen drei Uhr Morgens wurde der Herzog, ihr Vater, mit der Nachricht geweckt, die Krankheit der geliebten Tochter habe sich bedeutend gesteigert, er nahm die Trauerkunde mit zum Himmel erhobenen Händen und den Worten entgegen: „Herr, Deine Wege sind nicht unsere Wege!“

Eine Stunde später traf der König in Begleitung seiner beiden ältesten Söhne ein. Welcher Augenblick, welcher endlose Schmerz! der König wußte das Schreckliche, was die nächsten Stunden ihm bringen mußten — auf seine Frage um das Befinden seiner Gemahlin hatte er von den Aerzten die ihn vernichtenden Worte vernommen, daß „menschlichem Ansehen nach keine Hoffnung mehr vorhanden sei.“ Er war still und in sich gekehrt; ein tiefer Schmerz drückte sich in seinem Gesicht und in seiner ganzen Haltung aus. So trat er an das Sterbebett der vorbereiteten Königin. Wissend, wie es mit ihr stand, umarmte er sie mit Wehmuth und Zittern, und konnte vor Traurigkeit nicht reden. Das war sie an dem festen, ruhigen Mann nicht gewohnt; so hatte sie ihn in schwerem Unglück nicht gesehen, er, der Starke, zitterte und zagte. „Lieber Freund,“ sagte sie zu ihm, „was bist Du so traurig? ist es denn so gefährlich mit mir?“ Seine Versicherung, er sei nur so bewegt, weil er sie leiden sehe, beruhigte sie wieder, um so mehr, da er hinzusetzte: „Gottlob, daß ich hier bin!“ Freudenthränen brachen aus den Augen der Königin. „Wie bist Du gekommen?“ fragte sie. „In der gelben Chaise.“ „Doch nicht in dem offenen Wagen, mit Deinem Fieber?“ „Ja, in dem offenen!“ erwiederte der König. „Wer ist mitgekommen?“ fragte sie weiter. Und der Vater antwortete: „Fritz und Wilhelm.“ „Ach Gott, welche Freude!“ sagte sie innigst gerührt. Der König, wohlwissend und sehend, wo es hinaus wollte, und voll von Schmerz,

den er nicht unterdrücken konnte, entfernte sich unter dem Vorgeben, die Söhne zu holen. Während er mit denselben beschäftigt war im Schlosse, sagte inzwischen zu der bei ihr allein gelassenen Kammerfrau die Königin: „Ich habe mir soviele Freude von der Ankunft meines Mannes versprochen, und ich freue mich herzlich, daß er hier ist; aber seine Erscheinung hat mich erschüttert; seine Umarmung war so heftig, so stürmisch, als wollte er mir Lebewohl sagen, als sei es das letzte, — als müßte ich ganz gewiß sterben."

Jetzt traten der Kronprinz und Prinz Wilhelm herein, und sie rief bei ihrem Anblick wiederholentlich aus: „Mein Fritz! Mein Wilhelm!" die tief gerührten edlen Söhne weinten am Bette der sterbenden Mutter. Diese unterhielt sich mit ihnen, so viel ihr leidender Zustand in der Nähe des Todes es gestattete, sah sie lange mit mütterlichen Blicken an und fragte nach diesem und jenem. Nachdem dies eine Zeitlang gedauert, traten wiederum Brustkrämpfe, heftiger noch, ein, und die königlichen Söhne entfernten sich, nachdem sie die Mutter noch einmal geküßt."

Der König suchte der Sterbenden mit Aufbieten aller seiner Kraft die Versicherung zu geben, er habe die beste Hoffnung für ihre Genesung — wie schwer mußte ihm dies Opfer der Verhüllung der tödtenden Wahrheit sein, wenn man den Schmerz seiner Seele berechnet! Als die ehrwürdige Großmutter der Königin den König auf die noch vorhandene Möglichkeit der Rettung hinwies mit den Worten, noch sei das Leben, also auch noch die Hoffnung da, bei Gott sei ja nichts unmöglich, da antwortete er in der ganzen Fülle seiner Leiden: „Ach, wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben; aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß." Welch ein unermeßlicher Schmerz liegt in diesen Worten! —

Die Zeit war da, wo der Engel des Todes an das Bett der

Königin trat. Es war Donnerstags, um die neunte Stunde des Morgens, am 19. Juli (1810), also wenige Stunden nur nach der Ankunft des Königs. Er war allein bei der geliebten Kranken geblieben, als die Brustkrämpfe von neuem und sehr heftig eintraten. Er rief die Aerzte herbei, noch einmal wurden alle menschlichen Hülfsmittel in Anwendung gebracht, doch ohne Erfolg: die menschliche Kunst war am Ende, der Himmel sollte zurückerhalten, was er der Erde ach! nur auf so kurze Zeit geliehen.

Die Königin empfand die Nähe ihres Todes. Als ihr einer der Aerzte rieth, zur Erleichterung der Brustbeklemmung die Arme auszubreiten und höher zu legen, ließ sie in vollständiger Ermattung die Arme wieder zur Seite fallen und sagte: „Ach, mir hilft nichts mehr als der Tod!"

Der König saß am Bett, und hielt die rechte Hand der Königin, ihre Schwester, die Prinzessin Solms, kniete am Lager und hielt ihre linke Hand; das Haupt der Königin ruhte an der treuen Brust der treuen Freundin, der Frau von Berg. Die herzogliche Familie und die Aerzte waren im Hintergrund des Zimmers.

Es war zehn Minuten vor neun Uhr, da fiel sanft das schöne bleiche Haupt Luisens zurück, die Augen schlossen sich leise, kaum hörbar lösten sich noch die Worte von ihren Lippen: „Herr Jesus, mach' es kurz!" und fünf Minuten später hatte die Psyche mit leichtem Flügelschlag sich zur neuen bessern Heimath erhoben.

Der König erlag fast seinem großen Schmerze — mit Aufbieten aller Kraft nur vermochte er es, die Augen der Todten zuzudrücken, diese Augen, „seines Lebens Sterne, die ihm auf seiner dunklen Bahn so treu geleuchtet!" Dann holte er seine Kinder, im bittersten Schmerz warfen sie sich an dem Bett der todten Mutter nieder, sie benetzten ihr die Hände mit Thränen, sie woll-

ten sich nicht trennen von ihr, welche sie so über alles geliebt hatten.

Einige Stunden nach dem Ableben der Königin trafen noch zwei ihrer übrigen Kinder ein, die Prinzessin Charlotte und der Prinz Karl. Sie konnten nur ihre Thränen mit denen ihrer älteren Brüder vereinigen.

Der König wollte die Leiche seiner Gemahlin gar nicht verlassen, immer und immer kehrte er wieder zu ihr zurück, seine Kinder, das beste Erbtheil der edlen Verstorbenen, waren sein einziger Trost. Die schönen Gesichtszüge der Königin waren während ihrer Krankheit auch nicht einen Augenblick entstellt worden, und als sie todt war, entstand eine wahre Verklärung auf ihrem Gesicht, besonders auf ihrer Stirn. Im Munde lag etwas, welches andeutete: „Es ist vollbracht!“ —

Am Nachmittag des folgenden Tages verließ der König mit seiner Familie die Stätte des Todes, am 25. Juli folgte ihm die entseelte Hülle der Königin, ihr jüngster Bruder, der Prinz Karl von Mecklenburg, begleitete sie. Am 27. kam der Trauerzug in Berlin an, am 30. fand die religiöse Beisetzung der Leiche unter der Begleitung der ganzen königlichen Familie in der Domkirche statt. Am 23. December, an demselben Tage, an welchem sie vor einem Jahre nach Berlin zurückgekehrt, an demselben Tage, an welchem sie vor siebenzehn Jahren als Braut des Kronprinzen in Berlin eingezogen war, wurde die Leiche der Königin nach Charlottenburg in das Mausoleum geführt, welches der König im dortigen Schloßgarten hatte erbauen lassen.

Da ruhte nun „eine der ersten Frauen ihres Zeitalters, glänzend schön, würdevoll und unbeschreiblich liebenswürdig,“ sie ruhte von dem tiefen Weh ihrer Seele — von dem sie selbst gesagt hatte: „Ich leide unsäglich! Nur zu oft fallen Vorwürfe gegen

mich — gegen mich, die ich, wie Atlas die Welt, eine Bürde von Leiden trage.“ —

Der Schmerz um den Tod der Königin gehörte nicht ihrem Gemahl und ihren Kindern allein, um sie herum legte sich in weitem Ringe der Schmerz aller edlen und guten Herzen des ganzen Volkes, welche den Verlust der Königin als einen allgemeinen, als einen unersetzlichen empfanden. In allen Familien, in den Städten wie auf dem Lande, in allen Ständen, in allen gesellschaftlichen Kreisen trauerte man um diesen frühen Tod — von ihr konnte man wie von wenigen Menschen nur sagen: „Wer sie kannte, weinte um sie!“ und ihr Herz, ihr Seelenadel, ihr himmlisches Gemüth war nur Wenigen fremd geblieben. Der würdige Schleiermacher feierte das Gedächtniß der edlen Todten in tief ergreifenden Worten: „Wir wissen“ — sagte er — „wie innig sie, ohne jemals die Grenzen zu überschreiten, die auch für jene königlichen Höhen der Unterschied des Geschlechtes feststellt, Antheil genommen hat an allen großen Begebenheiten; wie sie sich eben durch die Liebe zu ihrem königlichen Gemahl, durch die mütterliche Sorge für die theuren Kinder Alles angeeignet hat, was das Vaterland betraf; wie lebendig sie immer erfüllt war von den ewig herrlichen Bildern des Rechtes und der Ehre; *wie begeisternd ihr Bild und Name, eine köstlichere Fahne, als welche die königlichen Hände verfertigt hatten, den Heeren im Kampfe voranging!*

Wir wissen, wie ihre Anmuth und Würde auch die schweren Handlungen der Ergebung und Entsagung zu adeln und zu verschönern vermochte. Aber in dem Allen war auch sie nicht die Herrin ihrer Thaten, der Erfolg stand nicht in ihrer Hand, und wir wissen, wie wenig von dem, was sie sehnlich wünschte, in Erfüllung gegangen ist. Sollten wir aber deswegen ihre Wirksam-

keit für gering halten? Nein! Wollen wir diese ihrem Umfang nach schätzen: so laßt uns auch dahin sehen, wo wir sie gesondert von allem Fremden betrachten können. Jene innere stille Wirksamkeit des Gemüthes, die sie ausgeübt hat auf den König, ihren Gemahl, stärkend, beruhigend, erheiternd; im häuslichen Kreise ein Glück bereitend, zu dem er immer zurückkehren konnte; ein Bild innerer Schönheit darstellend, vor welchem alles Andere verschwand; die Wirksamkeit, die sie ausgeübt hat auf jene schönen Hoffnungen besserer Zeiten, ihren köstlichsten Nachlaß; einpflanzend eben jenes Bild in die Gemüther der königlichen Kinder, welches sie auf immer festhalten wird bei dem Guten und Schönen und sie bewahren vor Allem, was der vollendeten Mutter unwürdig sein könnte.

Und von diesem innersten Heiligthum aus, wie weit hat sich dieselbe Wirksamkeit verbreitet über Alle, die ihr nahten, die ihr in Liebe und Verehrung angehörten! Darauf laßt uns sehen: so werden wir bezeugen müssen, wie viel sie gewirkt hat." —

Wir haben in einem der früheren Abschnitte unseres Buches des Generals Rüchel erwähnt, wir haben von dem Tage des Leichenbegängnisses der Königin noch etwas über ihn nachzutragen. „Als ein selig milder Stern am umdüsterten Horizont seiner spätern Tage" — schreibt Fouqué von Rüchel — „leuchtete ihm das Bild der verewigten Königin Luise. Die Erinnerung an ihr stets ihm bewahrtes huldreiches Wohlwollen hob und heiterte ihm oftmal den sich trüber senkenden Blick. An der Anschauung dieser wahrhaft königlichen Frau hatte seine Begeisterung für alles Hohe und Schöne ihr edelstes Ziel hienieden gefunden. In Glanz und Leid, in sorgenfreier Herrlichkeit und tief empfundenem Weh — denn ihre frommerhabene Seele trug den Kummer ihres ganzen Reiches mit, die Schmerzen der Millionen mit, welche voll treu

liebender Bewunderung sie Mutter nannten — in neu erwachendem Hoffnungslicht und dann wieder in tiefstiller Entsagung und Ergebenheit vor Gottes unerforschlichem Rathschlusse hatte Rüchel seine Königin gesehen. Immer hatte er sie nicht nur als das vollendete Bild weiblicher Schönheit und Anmuth, sondern auch als fromme Heilige bewundert, eben so sanft als stark, rein durchweht von ihres Schöpfers heiligendem Hauch." —

Diese Empfindungen waren es, welche den alten Krieger der hochverehrten Königin einen letzten Ritterdienst leisten ließen. Er hatte seit der Einnahme Berlins durch die Franzosen diese Stadt nicht wieder betreten, sie war ihm befleckt durch den Fuß des Feindes, der über sie hingeschritten war. Doch an jenem Tage der Trauer eilte er nach Berlin, springt aus dem Reisewagen, schließt sich dem Leichengefolge an, und kehrt, nachdem er den Manen seiner Königin die letzte Ehre erwiesen, schnell, ohne die Blicke auf irgend etwas weiter zu wenden, in die freiwillige Einsamkeit seines Gutes zurück. — —

Waltete nun auch die Königin nicht mehr unter den Lebenden, so wurde ihr Andenken doch lange, noch bis auf den heutigen Tag von den Thaten der Liebe, der Mildthätigkeit umstrahlt, denen sie einen so großen Raum ihres Lebens gewidmet hatte.

„Was wird nun", frug der König den von uns oft citirten Eylert, „aus den Predigten, die Sie von Ostern bis Pfingsten in Gegenwart der Königin gehalten und von denen sie wollte, daß sie gedruckt würden? Ich wünsche, daß Sie daran irgend etwas knüpfen, wodurch das Andenken der Verewigten geehrt und erhalten wird. Eine milde Stiftung etwa, am Liebsten für das Volk, oder worin sich doch die Volksstimmung ausspricht. Mir schwebt so etwas nur noch unbestimmt vor; aber der Art muß es sein. Denken Sie

darüber nach, und überreichen mir Ihre Vorschläge, die ich, wenn sie meinen Beifall haben, gern unterstützen werde."

„Wohl erkannte und fühlte ich", fährt Eylert fort, „daß dies eine schwierige Aufgabe sei. Die verewigte Königin stand mit Recht in der öffentlichen Meinung so hoch und geachtet da; ihr Andenken sollte geehrt und erhalten werden, mithin mußte dies auf eine angemessene, würdige Weise geschehen. Dies durch einige unbedeutende Predigten, zu denen sich schon der herrschende Geschmack nicht hinneigte, zu bewirken, war eine bedenkliche Sache. Ich legte also das Werk so klein und demüthig als möglich an, nur den Zweck vor Augen habend, mit dem tröstenden Gedanken: daß Gott auch das Kleine segnen könne. Getrost überreichte ich dem Könige einen Plan, nach welchem in einer milden Stiftung ein wehmuthsvolles Todtenopfer den Manen der früh Vollendeten an ihrem Todestage, jedesmal den 19. Juli Morgens um 9 Uhr, in der Art in der Garnisonskirche gebracht werden sollte, daß in dankbarer Erinnerung an die erste und glücklichste Ehe, drei Brautpaare getraut würden. Diese Paare sollten gewählt werden von dem der Stiftung vorgesetzten Familienrathe aus dem untern Stande; die Bräute solche, welche bei einer Herrschaft treu und rechtschaffen mehrere Jahre gedient hätten. Ein jedes Brautpaar sollte aus dem Fonds, welcher durch Herausgabe der genannten Predigten sich gebildet, zur häuslichen Einrichtung 100 Thaler als Ausstattung erhalten u. s. f. Der König billigte diese Idee, das vaterländische Publikum nahm sie wohlgefällig auf und so entstand das „Luisendenkmal" zu Potsdam. Alle Jahre wird das Andenken der Seligen kirchlich und häuslich feierlich erneuert, und dies Andenken veraltet nicht, da es das Leben in sich selber hat, und mit Wohlthaten verbunden ist, die in ihren Gebern und Empfängern immer wieder neu werden und bleiben."

Wir fügen hinzu, daß der Fonds dieser Stiftung sich durch Legate u. s. w. soweit vergrößert hat, daß statt der früheren drei Paare jetzt deren sechs alljährlich ausgestattet werden.

Von größerem Umfange als die eben erwähnte Stiftung ist eine in Berlin bestehende, welche ebenfalls den Namen der Königin Luise trägt und in ihrer Eigenschaft als Erziehungsanstalt bereits viel Segen gebracht hat. —

Daß der König in der Fülle seines Schmerzes sich in unbegrenztem Maaße mit dem Andenken seiner verewigten Gemahlin beschäftigte, bedarf wohl kaum der Erwähnung. In den wenigen Worten, welche er gegen den Grafen Henkel von Donnersmark aussprach, concentrirt sich seine Empfindung eben so sehr, wie in den von uns bereits früher angeführten Worten, welche er an den Invaliden Brandes richtete. Graf Henkel von Donnersmark, welcher nach Paris geschickt war, um Napoleon zu seiner zweiten Verheirathung Glück zu wünschen, begegnete dem König im Schloßgarten zu Charlottenburg kurz nach dem Tode der Königin; der König drückte ihm schmerzerfüllt die Hand, und sagte mit leiser, zitternder Stimme nur die Worte: „Dies ist der härteste Schlag!"

Der König legte, wir berichteten dies bereits, als die Macht der Fremdherrschaft in Deutschland gebrochen war, einen Lorbeerzweig auf den Sarg Luisens — o, warum konnte sie nicht selbst mehr diesen Lorbeer grünen sehen! Diesen Lorbeer, den die Erinnerung an sie, die Schmerzgetödtete, nicht wenig mit errungen hat!

Als jener Kampf begann, der die Ketten des unterdrückten Vaterlandes lösen sollte, da stiftete der König den Orden des eisernen Kreuzes, er that es so sinnvoll am Geburtstage der Königin Luise, am 10. März 1813. Und die Männer, welche blutend und siegend ihre Heldenbrust mit diesem Zeichen geschmückt sahen,

sie wurden erinnert mit jedem Herzensschlage an die, welche wohl den Kreuzestod des geliebten Vaterlandes hatte sehen und beklagen müssen, der aber die Freude des Auferstehungsfestes versagt worden war, von der dunklen Hand des Geschicks.

Dieses Zeichen, dieser Ehrenschmuck war für die Männer bestimmt, welche rüstig das Schwert führten — auch an die Frauen mahnte sich der König, denen nicht vergönnt ist, in die Schlacht zu ziehen, die aber andere Opfer dem Vaterlande brachten, die gern ihren Schmuck hingaben, um Waffen dafür zu kaufen, die mit edlem Mitleid Verwundete pflegten, die sich mühten und schafften, um nicht hinter den wackeren Streitern zurückzubleiben, so viel an ihnen war. Für diese begründete der König Friedrich Wilhelm am Tage seiner Geburt, am 3. August 1814, den Luisenorden. Dieser Orden belohnte die weibliche Treue am Vaterlande, wurde eine edle Erinnerung an die verewigte Königin und ist gleich dem eisernen Kreuze der kostbarste Schmuck derer, die ihn erworben haben.

Außer diesen und andern lebenden Denkmälern, welche an die Königin Luise erinnern, sind ihr noch andere von der Hand des Künstlers bereitet worden. So wurde am 19. October 1811 in dem Städtchen Gransee ein Denkmal feierlich geweiht, eine von Blumen umpflanzte Pyramide, auf der Stelle errichtet, wo auf dem Trauerwege von Hohen-Zieritz nach Berlin in der Nacht die Leiche der Königin geruht hatte. Sodann haben wir insbesondere das Monument zu erwähnen, welches aus der Hand des großen Künstlers Rauch hervorgegangen ist. Es wurde im Jahre 1811 begonnen und 1815 vollendet und stellt die Königin auf einem Ruhebett liegend dar. Rauch hat es in Italien gefertigt; fast wäre durch einen unglücklichen Vorfall das Kunstwerk verloren gegangen. Es wurde nämlich auf einem östreichischen Schiff unter englischer Flagge im Herbst 1814 verladen, das Schiff wurde von einem amerikani-

schen Kreuzer — die nordamerikanischen Staaten befanden sich mit England im Kriege — genommen, doch dieser fiel wieder einem englischen Schiff in die Hände, welches das Kunstwerk Rauch's nach England brachte. Die englische Regierung übergab es sofort der preußischen, am 10. Mai 1815 langte es in Charlottenburg an. Dieses Werk ziert das Mausoleum im königlichen Garten daselbst. Außer diesem hatte Rauch noch ein zweites Bild gefertigt, welches er in dankbarer Pietät gegen die Verewigte, welche seine Wohlthäterin gewesen war, für sich behalten wollte, er überließ indeß auch dies dem Könige, und ist dieses zweite Bild in dem Haine von Sanssouci aufgestellt. Das Mausoleum in Charlottenburg wird je am Todestage der Königin geöffnet, beide Kunstwerke erregen das Interesse und die Bewunderung aller, welche sie gesehen haben. — —

Wir haben bereits im Verlauf unserer Darstellung erzählt, daß die Königin ihres edlen Sinnes und Herzens wegen von ihrer Umgebung der Engel genannt wurde — ein deutscher Dichter und junger Held, der gleich gewaltig die Leyer wie das Schwert führte, schrieb im Hinblick auf Rauchs Kunstwerk die Worte nieder:

„Du schläfst so sanft! Die stillen Züge hauchen
Noch Deines Lebens schöne Träume wieder;
Der Schlummer nur senkt seine Flügel nieder,
Und heil'ger Friede schließt die klaren Augen!

So schlumm're fort, bis Deines Volkes Brüder,
Wenn Flammenzeichen von den Bergen rauchen,
Mit Gott versöhnt, die rost'gen Schwerter brauchen,
Das Leben opfernd für die höchsten Güter!

Tief führt der Herr durch Nacht uns und Verderben,
So sollen wir im Kampf uns Heil erwerben,
Daß uns're Enkel freie Männer sterben!

Kommt dann der Tag der Freiheit und der Rache,
Dann ruft Dein Volk, dann, deutsche Frau, erwache,
Ein guter Engel für die gute Sache!"

Und dieser Engel für die gute Sache ist erwacht und hat gestritten für das geliebte Vaterland! Preußen konnte in dem heiligen Kampfe nicht untergehen, da solche Waffen für seine Sache kämpften — Preußen kann nie untergehen, denn der Geist, der in ihm lebt, ist derselbe alte Geist des Rechts, der Ehre, des Gottvertrauens!

Mit ihm ist Preußen stark, mit ihm ist es unüberwindlich! Ströme Du, mein theures Vaterland, diesen Geist des Rechtes, der Ehre, des Gottvertrauens hinaus, weit, weit über Deine Grenzen, erquicke mit dem frischen Born Deines Lebens das umliegende Land, die Zukunft ist Dein!

Gott segne das Vaterland! —

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.


VE RI TAS
HARVARD
LIBRARY
HOHENZOLL
IN COMMEMOR
HIS
PRINCE H
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

